G. HEYMANS

EINFÜHRUNG IN DIE ETHIK

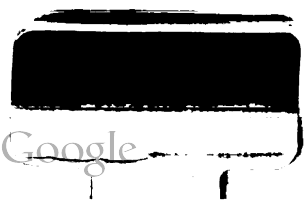
ZWEITE AUFLAGE

1932

LEIPZIG / JOHANN AMBROSIUS BARTH

Digitized by Google

Library
of the
University of Wisconsin



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

EINFÜHRUNG IN DIE ETHIK

AUF GRUNDLAGE DER ERFAHRUNG

VON

DR. G. HEYMANS

PROFESSOR DER PHILOSOPHIE AN DER UNIVERSITÄT GRONINGEN

ZWEITE DURCHGESEHENE AUFLAGE

1 9 2 2

LEIPZIG · VERLAG VON JOHANN AMBROSIUS BARTH

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright by
Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1922.

Rodnrdruck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig

Digitized by Google

284253
NOV -7 1924
BM
H51

Vorwort.

So wie in meinen „Gesetzen und Elementen des wissenschaftlichen Denkens" die Probleme der Erkenntnistheorie, und in meiner „Einführung in die Metaphysik" das Weltproblem, habe ich in dem vorliegenden Buche versucht, die ethischen Probleme nach empirischer Methode (d. h. also: indem diejenigen Erfahrungen, welche zur Aufstellung der betreffenden Probleme geführt haben, überall als Ausgangspunkt und Prüfstein der Erklärung verwendet werden) in Angriff zu nehmen. Hier wie dort ergibt sich aus der Anwendung dieser empirischen Methode keine Bestätigung, sondern vielmehr eine entschiedene Zurückweisung empiristischer und relativistischer (also die apriorischen Grundlagen des menschlichen Denkens und Wertens leugnender) Theorien. Und hier wie dort wird voraussichtlich die Zahl derjenigen, welche sich meinen Ausführungen anschließen können, eine geringe sein. Denn Empirie einerseits, Empirismus und Relativismus andererseits gehören nun einmal, zwar nicht logisch, wohl aber psychologisch, enge zusammen. Nicht logisch: denn hier so wenig wie sonst entscheidet die angewandte Methode von vornherein über die Ergebnisse der Untersuchung. Wohl aber psychologisch: denn die Gemütsart beeinflußt häufig in bedenklicher Weise die wissenschaftliche Orientierung; die „tough-minded" nach James, die „Ganzen" nach Adickes sind darauf eingestellt, überall andere Dinge für plausibel oder gar selbstverständlich zu halten als die „tender-minded" oder die „Halben". Jene fühlen sich heimisch im Wechsel der Erscheinungen und haben von vornherein die Neigung, alles als ein Ergebnis dieses Wechsels aufzufassen; diese empfinden das Bedürfnis nach einem festen, a priori gegebenen Boden, und glauben denselben nur auf dem Wege

Digitized by Google

apriorischer Deduktion finden zu können. Daß aber die Erforschung der wechselvollen Erscheinungen, so wie in der Naturwissenschaft ewige Gesetze, so auch in der Erkenntnistheorie und in der Ethik apriorische Prinzipien ans Licht fördern könnte, kommt weder jenen noch diesen in den Sinn. Und darum laufen die ersteren Gefahr, aus ihren Erscheinungen anderes hervorzuholen, als in denselben liegt, die letzteren, den geraden Weg nach ihrem Apriori stets wieder zu verfehlen.

Es ist nötig, diese Dinge, so einfach sie sind, so lange zu wiederholen, bis sie dereinst den Philosophen in Fleisch und Blut übergegangen sein werden. Denn nur durch die ständige Berücksichtigung derselben kann es, soweit ich sehe, der Philosophie gelingen, einerseits sich dem Ganzen der wissenschaftlichen Bestrebungen einzuordnen, andererseits für sich die Bedingungen eines selbständigen und regelmäßigen Fortschritts herzustellen.

Groningen. G. Heymans.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung. Seite

1. Die Aufgabe der Ethik 1
2. Die Methode der Ethik: die empirisch-analytische Methode . . 3
3. Die theologische und die philosophisch-naturwissenschaftliche Methode 7
4. Die kritizistische Methode 10
5. Einwände gegen die empirisch-analytische Methode: die Verschiedenheit der sittlichen Urteile 18
6. Einwände gegen die empirisch-analytische Methode auf Grund einer einseitigen Berücksichtigung der Assoziationspsychologie 24
7. Einwände gegen die empirisch-analytische Methode: Tatsachen und Normen 27

I. Die sittliche Beurteilung im allgemeinen.

8. Inhalt und Gegenstand des sittlichen Urteils im allgemeinen 33
9. Psychologie des Wollens: Neigungen und Motive 38
10. Die Neigungen als der eigentliche Gegenstand des sittlichen Urteils 45
11. Einwände von seiten des psychologischen Hedonismus 56
12. Die Bedingungen des sittlichen Urteils 65
13. Determinismus und Indeterminismus vom psychologischen Standpunkte 82
14. Determinismus und Indeterminismus vom ethischen Standpunkte 98
15. Neigung und Pflicht, Tugend und Verdienst 126

II. Die Kriterien der sittlichen Beurteilung.

16. Tugenden und Laster 138
17. Die ethische Rangordnung der Neigungen 146
18. Die Hypothesen über das letzte Kriterium 152
19. Die teleologischen Hypothesen 153
20. Der individualistische Hedonismus 157
21. Der universalistische Hedonismus (Utilismus) 168
22. Kritik des Utilismus 180
23. Die intuitivistischen Hypothesen 221
24. Die Pflichttheorie 223
25. Die ästhetischen Theorien 231
26. Die logische Theorie 235
27. Die Objektivitätstheorie 239

III. Die Anwendung im Leben.

28. Ethische Theorie und ethische Praxis 269
29. Die Beurteilung anderer 271
30. Das eigene Handeln 291
31. Selbsterziehung und Erziehung anderer 301
32. Die Selbsterziehung der Menschheit 315

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

1. **Die Aufgabe der Ethik.** Die Ethik ist, kurz gesagt, die Wissenschaft vom Guten (Sittlichen) und Bösen (Unsittlichen); sie hat uns darüber aufzuklären, was, sei es im allgemeinen, sei es unter besonderen Umständen oder in einem gegebenen Fall, gut oder böse genannt zu werden verdient. Von einem endgültigen Systeme der Ethik wäre also zu fordern, erstens, daß es uns sichere und scharfe Begriffsbestimmungen des Guten und Bösen, also letzte Kriterien, nach welchen wir überall und immer zwischen beiden unterscheiden könnten, zur Verfügung stellte; und zweitens, daß es diese Kriterien auf die verschiedenen gegebenen oder denkbaren Lebensverhältnisse anwandte, also uns lehrte, welche besondere Wollungen, Handlungen, Institutionen als gut oder böse, sittlich wertvoll oder sittlich verwerflich anzuerkennen sind. Von diesen beiden Aufgaben ist die erstere bei weitem die schwierigere. Wenn wir einmal wüßten, was im allgemeinen gut oder böse ist, wenn wir also den Inhalt der betreffenden Begriffe genau kännten, so wäre die Anwendung derselben auf besondere Fälle eine verhältnismäßig leichte Sache, worüber eine ernstliche Meinungsverschiedenheit kaum entstehen könnte. Und tatsächlich finden wir denn auch, daß sich die Meinungsverschiedenheiten auf ethischem Gebiete, welche im Laufe der Geschichte hervorgetreten sind, fast ausschließlich auf jene erstere Frage, also auf diejenige nach den letzten Kriterien, beziehen.

Um so mehr muß es nun auffallen, daß in der ethischen Literatur, auch in den Lehrbüchern der letzteren Zeit, dieser Frage so selten eine eingehende Untersuchung gewidmet wird. Man versucht etwa, sämtliche Ziele menschlichen Strebens einem gemeinsamen Begriffe, wie demjenigen der Lust (die Utilisten), der Bedürfnisbefriedigung (Höffding) oder der normalen Aus-

Digitized by Google

übung natürlicher Lebensfunktionen (Paulsen) unterzuordnen, proklamiert dieses allgemeine Ziel als letztes Kriterium ethischer Wertschätzung, und geht dann möglichst bald zur zweiten Frage über, indem man ausführlich nachforscht, was der Erreichung dieses Zieles förderlich, und was derselben schädlich ist. Zur Rechtfertigung dieses summarischen Verfahrens wird dann häufig angeführt, daß die Frage nach den letzten Kriterien außerhalb der Wissenschaft falle, der wissenschaftlichen Behandlung prinzipiell unfähig sei. „Die Entscheidung über die Natur des höchsten Gutes", sagt Paulsen[1]), „ist überhaupt nicht eigentlich Sache des Verstandes, sondern des Willens. Dem einzelnen schwebt eine Idee von der Gestaltung seines Eigenlebens, ein Lebensideal vor, dessen Verwirklichung er als seine eigentliche Aufgabe, zugleich aber auch als das höchste Ziel seines Verlangens empfindet. Es ist nicht der Intellekt, aus dem dieses Ideal entspringt, wenn es sich auch in einer anschaulichen Erkenntnis darstellt, aber seine Vortrefflichkeit kann eigentlich nicht dem Verstande bewiesen werden; es ist nichts anderes, als die Spiegelung des innersten Wesens und Willens des Individuums selbst in der Vorstellung . . . . Eine allgemein gültige Bestimmung des höchsten Gutes durch wissenschaftliche Untersuchung in dem Sinne, daß nun die Anerkennung der gefundenen Bestimmung jedem andemonstriert werden könnte, würde . . . . überhaupt nicht möglich sein; oder, nur so weit wird sie möglich sein, als der Wille selbst bei allen einzelnen in der Grundrichtung übereinstimmt."

Dazu wäre nun verschiedenes zu bemerken. Erstens ist zwar unbedingt zuzugeben, daß die letzten Ziele individuellen Wollens sich nicht demonstrieren lassen; es ließe sich aber doch wohl auf wissenschaftlichem Wege untersuchen, ob diese letzten Ziele für alle Menschen die gleichen sind, und ohne diese Untersuchung fehlt jede Berechtigung, das vorausgesetzte letzte Ziel einer allgemein menschlichen Ethik zugrunde zu legen. Zweitens aber und hauptsächlich dürften wir, auch wenn alles menschliche Streben sich einem gemeinsamen Ziele unterordnen ließe, noch keineswegs voraussetzen, daß eben dasjenige, all dasjenige und nur dasjenige, welches in der Richtung dieses Zieles liegt, gut oder sittlich ist. Denn es könnte

[1]) Paulsen, System der Ethik, Stuttgart und Berlin, 1906, S. 11—12.

Digitized by Google

doch auch sein, daß nicht das Gemeinsame, sondern das Unterscheidende der verschiedenen besonderen Ziele die sittliche Wertschätzung bedingte; wie wir denn in der Tat überall von sittlich höheren und sittlich niedrigeren Lustarten, Bedürfnissen, Lebensfunktionen zu reden pflegen. Es mag allerdings sein, daß wir uns hierin irren, oder auch, daß wir uns selbst nicht verstehen, indem doch überall unsere Wertschätzung schließlich durch das Maß, in welchem die besonderen Ziele sich einem allgemeinen Ziele unterordnen, bestimmt wird; jedenfalls darf das aber nicht von vornherein angenommen, sondern muß methodisch untersucht werden. Überhaupt kommt es für die Ethik, welche wir nun einmal als die Wissenschaft vom Guten und Bösen bestimmt haben, gar nicht darauf an, was wir tatsächlich wollen, sondern nur darauf, nach welchen Kriterien wir zwischen gutem und bösem Wollen zu unterscheiden haben. Über diese Kriterien wird aber durch die bloße Tatsache, daß etwas gewollt wird, noch nichts entschieden. Es wird eben (wenigstens als nächstes Ziel) sehr Verschiedenes gewollt: eigene Lust, fremde Lust, Wahrheit, Gerechtigkeit und manches andere, und wir finden uns veranlaßt, einige dieser Wollungen als gut, andere als böse zu beurteilen. Was wir suchen, ist ein Kriterium für diese Beurteilung, keineswegs eine allgemeine Formel für die Ziele des Wollens. Ob eine solche allgemeine Formel sich aufstellen läßt, ob also die verschiedenen Ziele des Wollens noch etwas anderes gemeinsam haben als dieses, daß sie eben gewollt werden, können wir vorläufig dahingestellt lassen: auch wenn es so wäre, würde es uns nicht der Verpflichtung entheben, nach jenen Kriterien zu suchen. Dieser Aufgabe wird das vorliegende Buch wesentlich gewidmet sein; die Anwendung der gewonnenen Kriterien auf besondere Fälle muß es vorläufig dem Leser überlassen.

2. Die Methode der Ethik: die empirisch-analytische Methode. Wie soll nun diese Untersuchung geführt werden? wo und wie haben wir das Kriterium der sittlichen Beurteilung zu suchen? Zur vorläufigen Orientierung wäre daran zu erinnern, daß wir überall, wo wir über irgend einen Gegenstand uns zu unterrichten wünschen, zunächst diejenigen Erfahrungen zu Rate ziehen, durch welche wir von jenem

Digitized by Google

Gegenstande Kunde erhalten, und auch des weiteren stets wieder unsere Hypothesen und Theorien in bezug auf jenen Gegenstand an diese Erfahrungen prüfen. Welche sind nun die Erfahrungen, welche uns veranlassen, nach einem Kriterium der sittlichen Beurteilung zu suchen? wie kommen wir überhaupt auf den Gedanken, daß es ein solches Kriterium gibt? Die Antwort muß lauten: zu diesem Gedanken veranlaßt uns nichts anderes, als die Erfahrung der sittlichen Billigung oder Mißbilligung, welche wir täglich in uns selbst erleben. In zahllosen Fällen, wo wir eigenen oder fremden Handlungen oder Willensregungen gegenüberstehen, davon hören oder lesen, dringt sich uns mit unbezweifelbarer und anscheinend unmittelbarer Evidenz die Einsicht auf, daß diese Handlungen oder Willensregungen gut, sittlich, wertvoll, oder aber daß sie böse, unsittlich, verwerflich sind; jeder wird etwa ein nur dem Wohle anderer gewidmetes Leben in der einen, ein nur auf eigene sinnliche Genüsse gerichtetes in der anderen Weise beurteilen. Allerdings stehen diesen Fällen andere gegenüber, wo wir unserer Entscheidung weniger sicher sind (wie etwa Notlügen, oder Konflikte zwischen Vokation und Familieninteresse), und eben diese sind es, welche oft auch praktisch das Fehlen eines scharf bestimmten und klar bewußten Kriteriums peinlich empfinden lassen. Jedenfalls aber beweisen jene ersteren, und beweisen schließlich auch diese letzteren Fälle, daß wir ein Kriterium der sittlichen Beurteilung verwenden, und also wohl auch besitzen. Fragt man aber, wie wir denn ein Kriterium besitzen und verwenden können, welches wir uns eben erst vorgenommen hatten zu suchen, so löst sich dieses Problem sehr einfach durch eine Hinweisung auf die Sachlage in verwandten Gebieten. Der intelligente, jedoch der Logik unkundige Praktiker wendet in seinem Denken fortwährend die logischen, der Künstler in seinem Schaffen die ästhetischen Gesetze an; dennoch hat der eine so wenig wie der andere diese Gesetze in seinem Bewußtsein gegenwärtig, und müßten beide dieselben, falls sie sich nicht durch andere wollten belehren lassen, genau so mühselig suchen, wie wir die ethischen. In dem nämlichen Sinne, in welchem jene wissen, welchen Bedingungen ein richtiger Schluß oder ein schönes Gemälde genügen muß, wissen wir alle, was für eine Handlung oder Willensregung dazu gehört,

Digitized by Google

um sittlich gut zu sein, — in dem Sinne also, daß unser sittliches wie unser ästhetisches oder logisches Urteil Gesetzen folgt, welche nicht selbst, sondern nur in ihren Anwendungen uns zum Bewußtsein gelangen, und welche wir also, um sie explizite kennen zu lernen, aus diesen Anwendungen durch Analyse und Abstraktion ans Licht bringen müssen. Wenn wir es aber in diesem Sinne nicht wüßten, wenn uns also jene Erfahrungen in bezug auf unser eigenes sittliches Reagieren nicht zu Gebote stünden, so würden wir die Frage, was gut und böse ist, nicht einmal aufwerfen oder sogar verstehen können. Denn diese Frage setzt voraus, daß uns die Begriffe des Guten und Bösen in irgend welcher Weise, sei es auch nur in Beziehungen, gegeben sind: diese Begriffe würden wir aber weder der äußeren noch der inneren Erfahrung, es sei denn jener Erfahrung vom eigenen sittlichen Urteilen, entnehmen können. Eine vollendete Naturwissenschaft würde uns nur zahllose Verbindungen von geometrisch-mechanischen und anderen sinnlichen Qualitäten —, eine vollendete Psychologie (wenn sie von jener einen Erfahrung abstrahierte) nur zahllose Verbindungen von Empfindungen, Vorstellungen, Urteilen, Gefühlen und Wollungen in gesetzlichem Zusammenhang kennen lehren; die Gegenstände beider würden sich erschöpfend beschreiben lassen, ohne daß irgendwo Veranlassung vorläge, ethische Bezeichnungen zu verwenden. Und erst in dem Augenblicke, wo wir jener Erfahrung aufs neue den Zutritt gestatteten, könnte wieder von gut und böse die Rede sein.

Wenn dem aber so ist, wenn also die einzigen Erfahrungen, welche uns veranlassen, ethische Probleme aufzuwerfen, die Erfahrungen des eigenen sittlichen Urteilens sind, so liegt es nahe zu fragen, ob wir nicht, dem Beispiele anderer Wissenschaften folgend, eben diese Erfahrungen zur Grundlage und zum Prüfstein unserer ethischen Theorien machen sollen; das heißt also: ob wir nicht einfach versuchen sollen, jene unbewußten Kriterien, welche unseren bewußten sittlichen Urteilen zugrunde liegen, aus den letzteren zu rekonstruieren. Zu diesem Zwecke müßten wir damit anfangen, unter den mit dem Bewußtsein der Evidenz auftretenden sittlichen Urteilen Umschau zu halten und nachzusehen, ob sie sich nicht in Gruppen einteilen lassen, deren jede durch ein besonderes darin zum Ausdruck gelangendes Prinzip gekennzeichnet ist; sodann mit diesen besonderen Prin-

Digitized by Google

zipien in gleicher Weise verfahren, bis ein oberstes Prinzip gefunden wäre, dem sich sämtliche sittliche Einzelurteile als seine Anwendungen auf besondere Fälle erschöpfend und widerspruchslos unterordnen lassen. Methodisch würde sich eine solche Untersuchung von denjenigen der empirischen Naturwissenschaften in keiner Weise unterscheiden: in dem nämlichen Sinne, in welchem etwa die physikalische Optik aus den gegebenen Lichterscheinungen zuerst die optischen Gesetze und endlich das Wesen des Lichtes zu ermitteln versucht, hätte sie aus den gegebenen Erscheinungen des sittlichen Wertens zuerst die besonderen Kriterien, nach welchen dasselbe stattfindet, und schließlich ein diese umfassendes höchstes Kriterium, in welchem das Wesen des Guten zum Ausdruck käme, ans Licht zu fördern. In der Tat würden sich die Ergebnisse, auf welche die betreffende Untersuchung abzielte, ebensowohl in der Form von psychischen Gesetzen wie in derjenigen von Kriterien oder Prinzipien, welche der sittlichen Beurteilung zugrunde liegen, ausdrücken lassen; statt zu sagen: „Wahrhaftigkeit, Menschenglück, Pflichterfüllung oder was sonst sind Kriterien der Sittlichkeit", könnte ebensowohl gesagt werden: „alle Handlungen, welche Wahrhaftigkeit bekunden, Menschenglück fördern, aus dem Pflichtmotiv hervorgehen usw., werden, von störenden Umständen abgesehen, sittlich gewertet". Zusammenfassend müßte also eine solche Untersuchung formal als eine empirisch-analytische, material als eine psychologische bezeichnet werden. Empirisch müßte sie heißen, sofern sie von den tatsächlich gegebenen sittlichen Urteilen ausgeht; analytisch, sofern sie aus diesen gegebenen sittlichen Urteilen ein in denselben sich offenbarendes allgemeines Gesetz oder allgemeines Kriterium abzusondern versucht; psychologisch endlich, sofern jene sittlichen Urteile eben als Bewußtseinstatsachen gegeben sind, und das gesuchte Gesetz oder Kriterium die verborgene letzte Voraussetzung, welche diesen Bewußtseinstatsachen zugrunde liegt, erkenntlich machen soll.

Der Gedanke einer solchen empirisch-analytischen und psychologischen Begründung der Ethik stößt nun aber vielfach auf entschiedenen Widerspruch. Gegen denselben wird erstens angeführt, daß die tatsächliche Verschiedenheit der sittlichen Urteile die Auffindung eines denselben gemeinsam zugrunde liegenden höchsten Kriteriums ausschließe; sodann, daß ein aus den

Digitized by Google

gegebenen sittlichen Urteilen abstrahiertes Kriterium, auch wenn es sich auffinden ließe, dennoch den Bedürfnissen der Ethik nicht genügen würde. Auf diese Einwände kommen wir später (§ 5—7) zurück; zunächst wollen wir aber noch einige andere Versuche, ein zuverlässiges Fundament für die Ethik zu entdecken, kurz besprechen.

3. Die theologische und die philosophisch-naturwissenschaftliche Methode. Die Versuche, welche darauf gerichtet sind, unabhängig von den tatsächlich vorliegenden sittlichen Urteilen eine Ethik aufzubauen, suchen ihren Ausgangspunkt entweder in anderen Tatsachen, oder aber im reinen Denken. Wir besprechen zunächst die ersteren, welche im allgemeinen so verfahren, daß sie die ethischen Kriterien von den das Weltall beherrschenden, persönlich oder unpersönlich gedachten Kräften abhängig setzen.

Das gilt an erster Stelle von der theologischen Ethik. Diejenigen, welche einen persönlichen, die Welt von außen beherrschenden Gott anerkennen und von diesem Gott annehmen, daß er durch Offenbarung oder auf anderen Wegen seinen Willen kundgegeben habe, bestimmen häufig das sittlich Gute als das Befolgen der göttlichen Gebote, oder behaupten wenigstens, man solle das Gute deshalb tun, weil es von Gott gewollt wird. Die Richtigkeit jener Voraussetzungen können wir in dem vorliegenden Zusammenhang ganz dahingestellt lassen; wir haben bloß zu fragen, ob dieselben, sofern sie richtig sind, die Grundlage für eine Ethik würden abgeben können.

Jene Ansicht nun, nach welcher das Gute in der Befolgung der göttlichen Gebote besteht, kann wieder einen doppelten Sinn haben, je nachdem man dabei vorwiegend an Gott als das allmächtige, oder an Gott als das allgute, heilige Wesen denkt. Auf die Frage, warum man Gottes Gebote befolgen soll, werden nämlich einige antworten: weil Gott die Macht hat zu belohnen und zu strafen; man wird aber sofort fühlen, daß wir mit dieser Antwort ganz aus dem Gebiete der Ethik hinaus wären. Denn nach dieser Antwort bestünde das sittliche Handeln nur darin, daß man, um für sich Vorteile zu gewinnen und Nachteile zu vermeiden, dem Willen einer überlegenen Macht sich fügte; es wäre nicht wesentlich verschieden

Digitized by Google

von dem Handeln desjenigen, der sich dem Willen eines irdischen Tyrannen blindlings fügen sollte. Nun mögen wir aber mit den Worten gut und sittlich meinen was man will, sicher meinen wir damit etwas anderes als diese durch Rücksicht auf eigenen Nutzen bedingte Unterwerfung unter die Macht als solche. Wer irgend etwas um des Lohnes oder der Strafe willen tut oder unterläßt, handelt vielleicht sehr praktisch, aber nicht sittlich, und zwar ebensowenig wenn die lohnende und strafende Macht eine himmlische als wenn sie eine irdische ist. Daher werden denn auch die meisten und besten auf die Frage, warum man Gottes Gebote befolgen soll, etwas anderes antworten, nämlich: weil eben Gott das Gute will und am besten weiß was gut ist. Damit hätten wir dann allerdings den ethischen Gesichtspunkt wieder zurückgewonnen; einen Gesichtspunkt aber, welcher uns nicht erst lehren kann was gut ist, da wir, um denselben einnehmen zu können, dies bereits wissen müßten. Genau so, wie wir in schwierigen Gewissensfragen vielleicht unsere Entscheidung durch den Rat eines zuverlässigen Freundes bestimmen lassen, aber doch nur deshalb, weil wir diesen Freund als einen sittlichen Menschen kennen, müßten wir auch hier, ehe wir die göttlichen Gebote als bindend anerkennen, Gott das Prädikat „gut" bereits beigelegt haben; oder mit anderen Worten, dieses Prädikat müßte, unabhängig von den göttlichen Geboten, bereits einen Sinn für uns haben. Wir hätten uns also einfach im Kreise gedreht und müßten jetzt aufs neue fragen, ob die Kriterien, nach welchen wir Gott als gut beurteilt haben, auch die richtigen sind. — Alle diese Schwierigkeiten werden häufig übersehen, weil wir nun einmal im Begriffe Gottes die höchste Macht mit der höchsten Güte zusammenzudenken gewohnt sind; aber darum ist doch das zweite Merkmal nicht analytisch im ersteren enthalten; der Begriff einer höchsten Macht, welche nicht vollkommen gut wäre, ist nicht in sich widersprechend, die beiden Merkmale lassen sich wenigstens in Gedanken trennen. Denken wir uns also einen Menschen, welcher niemals von Gott gehört hätte und dem man nun sagte, daß es ein mit höchster Macht ausgestattetes Wesen gibt, so würde er daraus ebensowenig, als wenn es sich um einen menschlichen Herrscher handelte, ableiten können, daß nun auch dasjenige, was dieses Wesen von

Digitized by Google

ihm will, gut ist. Um diese Folgerung zu ermöglichen, müßte ihm außerdem noch mitgeteilt werden, daß jenes Wesen auch vollkommen gut sei; um aber diese Mitteilung auch nur zu verstehen, müßte er bereits wissen, was mit dem Worte „gut" gemeint ist. Und so bliebe denn nach wie vor die eigene Einsicht das letzte Kriterium.

Ähnlich wie mit der theologischen, verhält es sich mit den philosophischen oder naturwissenschaftlichen Ethiken, welche auf irgend einer theoretischen Weltansicht, einer physischen oder biologischen Theorie sich aufbauen. Was man als wesentliche Grundzüge der Welt- oder Naturordnung erkannt zu haben glaubt, sei es allseitigen Zusammenhang oder Energieumsatz oder Streben nach Selbsterhaltung oder Kampf ums Dasein, ist man leicht versucht, auch ethisch verwerten zu wollen; man fordert also von dem einzelnen, daß er sein Leben gemäß jener allgemeinen Gesetzlichkeit einrichte, und bildet sich ein, damit für alle Zeiten der Moral ihr unerschütterliches Fundament gesichert zu haben. Offenbar fehlt jedoch dazu hier wie dort die Berechtigung. Sowenig wie in dem Begriffe der persönlichen Allmacht, ist in demjenigen der tatsächlichen Wirklichkeit das Merkmal „gut" analytisch enthalten; wenn letzteres Wort nicht seinen ganzen bisherigen Sinn verlieren, also für einen ganz neuen Begriff verwendet werden soll, so bedeutet es jedenfalls einen Maßstab, nach welchem wir die Wirklichkeit beurteilen, und welcher also mit dieser Wirklichkeit selbst gewiß nicht identisch, sondern vielmehr notwendig davon verschieden ist. Allerdings gehört jener Maßstab als solcher, sofern wir denselben doch mindestens in uns selbst vorfinden, auch der Wirklichkeit an; daß aber etwas demselben Entsprechendes sich in der gesamten Wirklichkeit offenbart oder derselben zugrunde liegt, darf nicht von vornherein vorausgesetzt werden. Und in der Tat würde der bisweilen versuchte Nachweis, daß im ökonomischen Kampf schließlich die Ehrlichen und Gewissenhaften ausgemerzt, die Betrüger und die rücksichtslosen Egoisten dagegen selektiert werden müssen, keinen Unbevorurteilten veranlassen, nun auch sittlich die letzteren Eigenschaften höher als die ersteren zu werten. Hier so wenig wie sonst kann der Maßstab der Beurteilung von dem beurteilten Gegenstande abhängig gedacht werden. Über-

Digitized by Google

haupt aber erweist es sich bei näherem Zusehen als undenkbar, daß jemals ein Werturteil sich aus einem Urteil über Tatsachen würde begründen lassen. In einer Schlußfolgerung können eben keine anderen Begriffe enthalten sein als in den zugrunde liegenden Prämissen: im Werturteil als solchem ist aber ein Element gegeben, welches dem rein tatsächlichen Urteil durchaus fehlt. Es führt also keine logische Brücke von demjenigen was ist zu demjenigen was sein soll, von der Tatsache zum Werte; aus tatsächlichen Urteilen lassen sich nur andere tatsächliche Urteile, dagegen Werturteile nur aus anderen Werturteilen beweisen. Es vermag uns also Niemand und Nichts wirklich zu lehren, was gut und böse ist; wenn wir diese Begriffe nicht irgendwie, sei es auch in den unbestimmtesten Umrissen oder in den verborgensten Tiefen unseres Bewußtseins, bereits besäßen, würde uns die Kenntnis derselben ebensowenig von außen beigebracht werden können, wie dem Blindgeborenen die Kenntnis der Farben. Sowie die Kenntnis der Farben nur auf das eigene Sehen, so kann die Kenntnis von gut und böse schließlich nur auf das eigene sittliche Urteil sich aufbauen. Allerdings können andere, wenn diese Grundlage des eigenen sittlichen Urteils einmal gegeben ist, uns dabei helfen, dasselbe zu größerer Klarheit zu bringen, in den einzelnen Fällen sicherer anzuwenden, auf allgemeine Prinzipien zurückzuführen; sie können uns anleiten, den richtigen Gesichtspunkt zu finden, von störenden Umständen uns freizumachen, Schlußfehler zu korrigieren —, letztes Kriterium bleibt aber immer die eigene unmittelbare Einsicht. Das ist aber schließlich nichts anderes als die Lehre von der Autonomie der praktischen Vernunft, welche begründet zu haben als eines der größten Verdienste Kants für die Ethik anzuerkennen ist.

4. Die kritizistische Methode. Man kann nun aber diese Lehre von der Autonomie der praktischen Vernunft unbedingt anerkennen, und dennoch glauben, ohne Berücksichtigung der tatsächlich vorliegenden sittlichen Urteile, nämlich auf dem Wege des reinen Denkens, zu einer wissenschaftlichen Ethik gelangen zu können. Die in dieser Richtung verlaufenden Versuche haben wir jetzt zu besprechen.

Die Annahme, daß ethische Fragen durch das bloße Denken,

Digitized by Google

unabhängig von aller Erfahrung, gelöst werden können, kann schon deshalb als plausibel erscheinen, weil tatsächlich so häufig über solche Fragen diskutiert wird. Wenn zwei Personen in der sittlichen Wertung irgend eines Menschen oder irgend einer Handlung verschiedener Meinung sind, so hat im allgemeinen jeder von beiden das bestimmte Gefühl, daß der andere nicht bloß auf gewisse Daten zufällig anders reagiert als er selbst, sondern daß er sich irrt, und daß es demnach möglich sein muß, ihn eines Besseren zu überzeugen. Und in der Tat gelingt es bisweilen, durch eine eingehende Besprechung den Gegner zu bewegen, seinen Standpunkt aufzugeben oder wenigstens zu modifizieren. Da nun eine solche Besprechung sich nicht in der Sphäre des Tatsächlichen, sondern in derjenigen der Begriffe zu bewegen pflegt, sieht es ganz danach aus, als ob die Ethik eine „reine Begriffswissenschaft" wäre. Es kommt hinzu, daß man von alters her zwischen den Begriffen „sittlich" und „vernünftig" eine gewisse Verwandtschaft herausgefühlt hat, demzufolge man denn sehr häufig geglaubt hat, das sittliche Handeln als ein vernunftgemäßes Handeln bestimmen zu müssen. Welches Handeln aber vernunftgemäß sei, darüber scheint doch wohl nur dem reinen Denken die Entscheidung zuzukommen.

Es fragt sich jedoch, ob das reine Denken aus eigenen Mitteln zu dieser Entscheidung befähigt sei. Das Denken hat in der Wissenschaft eine doppelte Aufgabe. Erstens eine allgemeinere, rein formale, welche darin besteht, daß es aus gegebenen Urteilen andere ableitet; das hierher gehörige, eigentlich logische Denken ist also an und für sich unfruchtbar: es sagt aus, daß, wenn bestimmte Urteile gelten, auch andere, irgendwie mit denselben zusammenhängende, gelten müssen; jene ersteren Urteile aber kann es nicht erzeugen, sondern muß sie von sonstwoher gegeben bekommen. Zum Teil liefert dieselben die Erfahrung; zum anderen Teil (logische und mathematische Axiome) sieht es wenigstens so aus, als ob dieselben auch wieder einem reinen, von aller Erfahrung unabhängigen Denken ihre Evidenz verdankten. Das Denken scheint also, außer seiner formalen, auch noch eine zweite, materiale Aufgabe zu haben, welche darin besteht, unmittelbar evidente und sich allgemeine Anerkennung erzwingende Grundwahrheiten, Axiome zu liefern; aber auch wenn wir dies zugeben, ist uns

Digitized by Google

damit für die Begründung der Ethik noch keineswegs geholfen. Denn in der Ethik kennen wir eben, wie oben bemerkt wurde, solche unmittelbar evidente und allgemein anerkannte Grundwahrheiten noch nicht: zwar ist das einzelne sittliche Urteil uns durchaus evident, aber ein demselben zugrunde liegendes allgemeines Prinzip finden wir in unserem Bewußtsein nicht vor. Und so ist denn nicht gut einzusehen, wo eine nur mit den Mitteln des reinen Denkens verfahrende Ethik den Haken hernehmen soll, welcher doch schließlich das ganze System ihrer logisch zusammenhängenden Urteile zu tragen haben wird.

Allerdings liegt ein bemerkenswerter, im einzelnen vielfach variierter, aber in den Hauptzügen überall übereinstimmender Versuch, nicht nur die Ethik, sondern auch die Ästhetik und die Erkenntnistheorie ausschließlich mit den Hilfsmitteln des reinen Denkens aufzubauen, in den Schriften aus der kritizistischen und neokritizistischen Schule vor. Dieser Versuch besteht im wesentlichen darin, daß aus den Begriffen der Gegenstände, auf welche die betreffenden Wissenschaften sich beziehen, auf dem Wege teleologischer Deduktion die näheren Bestimmungen abgeleitet werden, denen diese Gegenstände notwendig genügen müssen. „Die theoretische Philosophie", sagt Windelband[1]), „kann ihre Axiome nicht beweisen; weder die sogenannten Denkgesetze der formalen Logik noch die Grundsätze aller Weltbetrachtung, die sich aus den Kategorien entwickeln, sind irgendwie durch Erfahrung zu begründen; aber die Logik kann zu einem jeden sprechen: Du willst Wahrheit, besinne dich, du mußt die Geltung dieser Normen anerkennen, wenn dieser Wunsch je erfüllt werden soll. Die praktische Philosophie kann die sittlichen Maximen weder durch eine allseitige Induktion gewinnen noch aus irgend welchen theoretischen Erkenntnissen der Metaphysik, der Psychologie oder der empirischen Gesellschaftslehre ableiten; aber die Ethik kann sich an jeden mit dieser Argumentation wenden: Du bist überzeugt, daß es ein absolutes Maß gibt, nach welchem entschieden werden soll, was gut und was böse ist: wohlan, wenn du dich recht besinnst, wirst du finden, daß das nur möglich ist, wenn die Geltung gewisser Normen als unerläßlich anerkannt wird. Die ästhetische Philosophie kann die Regeln der Schönheit weder

[1]) Windelband, Präludien, 4. Aufl. Tübingen. II. S. 111—112.

Digitized by Google

durch theoretisches Welterkennen, noch durch Herumfragen bei allen oder auch nur vielen fühlenden Individuen beweisen; aber sie kann uns zu der Besinnung zwingen, daß, wenn Schönheit etwas anderes sein soll als individuelle Wohlgefälligkeit, wir eine allgemeingültige Norm für sie anerkennen müssen. Die Anerkennung der Axiome ist überall durch einen Zweck bedingt, der als Ideal für unser Denken, Wollen und Fühlen vorausgesetzt werden muß."

Indem wir uns bei unserer Kritik auf die ethische Frage beschränken und die anderen Normwissenschaften unbesprochen lassen, fragen wir zunächst, was sich auf dem vorgezeichneten Wege für diese Ethik würde erreichen lassen. Wir nehmen also als feststehend an, daß es eine Pflicht, ein absolutes Maß für gut und böse gibt: nichts weniger, aber auch nichts mehr; und wir fragen, was sich aus dieser Voraussetzung über die nähere Bestimmung jener Pflicht ableiten läßt. Nach Windelband selbst bestünde dies zunächst in einigen rein formalen Vorschriften, wie Selbstbeherrschung, Überlegtheit, Konsequenz und Energie: „wer jedem beliebigen Triebe des Moments folgt, wer sich gehen läßt, wer da unüberlegt aufs Geratewohl hin sich entscheidet und handelt, wer leicht von einem zum anderen Plane überspringt, wer schwach jedem Widerstande nachgibt, der wird schwerlich der Pflicht genügen können" (S. 169). Bereits hier scheint mir fraglich, selbstverständlich nicht ob es sich so verhält, wohl aber, ob sich dies aus dem nackten Pflichtbegriff ableiten läßt. Wenn wir wirklich von allem absehen, was wir aus der Erfahrung des sittlichen Urteilens über den Inhalt der Pflicht wissen, und ausschließlich den abstrakten Begriff des Vorgeschriebenen, Gebotenen, Gesollten ins Auge fassen, so ist kaum abzusehen, warum ein triebhaftes, unstetes, schlaffes Handeln nicht ebensowohl vorgeschrieben sein könnte wie das Umgekehrte. Lassen wir aber diese Frage dahingestellt, so haben wir es jedenfalls in jenen Pflichten nur noch mit bloßen Mitteln zu tun, welche, wie der Verfasser bemerkt, „als Mittel, ihrem bloß formalen Charakter gemäß, auch in den Dienst anderer und sogar spezifisch unsittlicher Zwecke treten können" (S. 170). Wo soll also die kritizistische Ethik den Inhalt, die Ziele der Pflichtbetrachtung hernehmen? Wie soll sie dartun, daß, wer mit Selbstbeherrschung, Überlegung, Konsequenz

Digitized by Google

und Energie lügt und betrügt, kein sittlicher Mensch zu heißen verdient? Auf diese Frage antwortet Windelband, der Inhalt der Pflicht sei etwas historisch Bedingtes, und so „bleibe nur noch die Aussicht übrig, durch die teleologische Reflexion auf das Wesen dieser historischen Bedingtheit zu allgemeingültigen Inhaltsbestimmungen des Pflichtbewußtseins zu gelangen" (S. 172). Dazu wird betont, daß das Individuum stets in der Gesellschaft lebt, und den Inhalt seiner sittlichen Überzeugung durch die Gesellschaft, in welcher es lebt, bestimmt findet (S. 173); daß auch diese Gesellschaft wieder ihre Pflichten hat, und daß die Pflichten der Individuen aus denjenigen der Gesellschaft erwachsen (S. 177). Allerdings ist auch damit „die Lösung der Frage nach dem Prinzip der Moral, d. h. nach dem Inhalt desjenigen, was auf alle Fälle gewollt werden soll, nach dem höchsten, absoluten Zweck, nur hinausgeschoben worden"; es erhebt sich jetzt die „Kardinalfrage der Ethik: Was ist die Aufgabe der Gesellschaft?" (S. 181—182). „Prüfen wir aber unser Urteil über den Wert der Gesellschaften, so finden wir, daß wir die einzelnen um so höher schätzen, je mehr in ihnen ihr gemeinsamer geistiger Lebensgehalt zum bewußten Ausdruck und zur Herrschaft in ihrem ganzen äußeren Zusammenleben gekommen ist"; „darum ist es die Aufgabe jeder Gesellschaft, ihren geistigen Gehalt, der als natürliche Gemeinsamkeit dem Seelenleben aller ihrer Mitglieder zugrunde liegt, zum klaren Bewußtsein zu bringen und nach ihm den Zusammenhang ihres äußeren Lebens zu gestalten" (S. 190). „Damit aber ist nun zugleich der Inhalt des individuellen Pflichtbewußtseins, soweit es von der historischen Besonderheit unabhängig ist, gegeben .... Das materiale Prinzip der Ethik lautet: Tue das Deine, damit in der Gesellschaft, der du angehörst, ihr gemeinsamer geistiger Gehalt zum Bewußtsein und zur Herrschaft gelange" (S. 192).

Ich muß bezweifeln, sowohl ob diese Beweisführung als zwingend anzuerkennen, wie auch, ob ihre Ergebnisse für das sittliche Bewußtsein annehmbar sind. Was das erstere anbelangt, so scheinen mir nach obigem die formalen Pflichten kaum, die inhaltlichen aber sicher nicht einwandfrei deduziert zu sein. Ich vermag in keiner Weise einzusehen, warum ein absolutes Maß für gut und böse nicht „möglich" (s. o. S. 12) sein sollte, wenn das Individuum Pflichten hat, welche von denjenigen der Gesell-

Digitized by Google

schaft unabhängig sind, oder wenn der Gesellschaft eine andere Aufgabe gestellt wird, als ihren geistigen Gehalt in ihrem äußeren Leben auszuprägen. Und in der Tat beruft sich der Verfasser, seinem Prinzip entgegen, für die letztere Forderung nicht auf eine teleologische Notwendigkeit, sondern auf die Erfahrung des sittlichen Urteils („so finden wir, daß wir die einzelnen um so höher schätzen, je mehr . . . ."). Jedoch auch dies (welches das zweite war) kaum mit Recht: wir werden gewiß eine Gesellschaft nicht niedriger darum schätzen, daß sie, statt ihren geistigen Gehalt möglichst vollständig zum Ausdruck zu bringen, die darin enthaltenen Keime eines Höheren auf Kosten der anderen zu entwickeln sich bestrebt. Und ganz besonders werden wir nicht geneigt sein, die Pflichten des Individuums in jeder, also auch in einer vorwiegend für materielle Wohlfahrt oder sinnlichen Genuß sich interessierenden Gesellschaft, in dem „materialen Prinzip" der Mitarbeit zur Bewußtwerdung und Herrschaft des geistigen Gehaltes dieser Gesellschaft zusammenzufassen, und also jedes reformatorische Auftreten auf sittlichem Gebiet als pflichtwidrig zu verurteilen. Sollte man aber, um jene Formel zu retten, unter dem „geistigen Gehalt" einer Gesellschaft bloß ihre höheren und höchsten Bestrebungen verstehen wollen, so wäre damit wieder ein nicht teleologisch deduzierter Maßstab vorausgesetzt, und also das kritizistische System aufs neue durchbrochen.

Es ist nun selbstverständlich zuzugeben, daß eine Ethik nach kritizistischer Methode nicht notwendig an die hier besprochene Ausführung gebunden ist, sondern sich voraussichtlich noch in manchen anderen Formen würde bieten lassen; wie denn bekanntlich bereits der ältere Kant, in einer jetzt wohl von niemand mehr verteidigten Weise, aus dem Begriff des Sittengesetzes hat ableiten wollen, daß das letzte Kriterium für die einzelnen Pflichten in der Möglichkeit ihrer allgemeinen Befolgung enthalten sei. Immerhin dürfte das hier behandelte, von einem der anerkannten Führer der betreffenden Richtung herrührende Schema ein annähernd richtiges Bild geben von demjenigen, was mit den Hilfsmitteln dieser Richtung sich erreichen läßt. Außerdem aber leidet die Methode überhaupt und in allen denkbaren Anwendungen, noch an einem prinzipiellen Fehler, welchen wir zum Schluß kurz beleuchten wollen.

Digitized by Google

Die ganze kritizistische Ethik geht von der Voraussetzung aus, daß dem tatsächlich gegebenen sittlichen Urteilen nicht zu trauen sei; wäre es anders, so läge es doch am nächsten, dasselbe direkt um seine Kriterien zu befragen. Auch Windelband schärft seinen Lesern fortwährend ein, daß „auch die Ansichten der ‚moralischen' Menschen, wenn wir alle vergleichen, so weit auseinandergehen, daß die Aufstellung eines Sittengesetzes, das für alle gälte, nicht möglich erscheint" (S. 160), daß „bei jedem die Beurteilung, welche er an fremden oder eigenen Handlungen oder Willensentscheidungen ausübt, ein Produkt naturnotwendiger Entwicklung ist" (S. 162), und daß sogar „das Gefühl der Verpflichtung zuerst in der Unterordnung des einzelnen Willens unter das Gebot eines fremden Willens, sei es eines Individuums oder einer Gesellschaft, entspringt, daß es durch Gefühle der Furcht und der Hoffnung sich eindringlich macht, daß die Pflichterfüllung zuerst Mittel zum Zweck der Erreichung von Lust und besonders der Vermeidung von Unlust ist, und erst im Laufe der Zeit durch lange Gewöhnung zum selbständigen Wert wird" (S. 165). Indem er aber solcherweise den ganzen Inhalt des sittlichen Bewußtseins dem Historismus preisgibt, hält er für die Form desselben, also für den Begriff der Verpflichtung an und für sich, den apriorischen Charakter aufrecht. Hierin nun liegt, sofern ich richtig sehe, der schwache Punkt der ganzen Methode. Denn der formale Pflichtbegriff ist uns, genau so wie der Pflichtinhalt, nur in der Erfahrung des sittlichen Urteilens gegeben; in dieser Erfahrung haftet dem Inhalte aber das gleiche Evidenzbewußtsein an wie der Form. Wenn ich ein gegebenes Versprechen zu erfüllen habe oder einem leidenden Menschen ohne große Opfer helfen kann, so bin ich mir nicht in einer Weise bewußt, daß ich irgend welche, und in anderer, daß ich eben diese Verpflichtung habe; sondern beides ist mir gleich unbezweifelbar, und des einen wie des anderen kann ich mich auf keine andere Weise als eben durch diese unmittelbar gefühlte Unbezweifelbarkeit versichern. Andererseits kommen Pflichtbegriff und Pflichtinhalt beide dem Individuum wie der Gattung erst im Laufe ihrer Entwicklung zu klarem Bewußtsein; woher nimmt man nun die Berechtigung, letzteren für ein bloßes Entwicklungsprodukt zu erklären, dagegen für den ersteren eine weit darüber hinausgehende Bedeu-

Digitized by Google

tung in Anspruch zu nehmen? Muß man nicht, nachdem man den ganzen Inhalt der Pflicht als etwas relativ Zufälliges, zeitlich und örtlich Wechselndes hingestellt hat, sich auf die Frage gefaßt machen, ob denn nicht auch das Pflichtbewußtsein überhaupt ein zufälliges und vorübergehendes Produkt der Entwicklung sein könnte?

Auf diese Fragen bietet die Abhandlung Windelbands, und wohl auch die kritizistische Ethik überhaupt, keine befriedigende Antwort. Allerdings wird in jener Abhandlung in überzeugender Weise dargelegt und durch Beispiele aus den Gebieten der Logik und Mathematik erläutert, daß die äußeren Veranlassungen zur Entstehung unserer Einsichten mit den wirklichen Gründen derselben nicht verwechselt werden dürfen, und daß demnach das Pflichtbewußtsein, auch wenn es sich unter dem Einfluß fremder Gebote und Verbote ausbildet, dennoch a priori, von aller Erfahrung unabhängig, begründet sein kann. Aber auch dieses gilt wieder in gleichem Maße von den materialen wie von den formalen Moralprinzipien. Es gibt demnach, wie mir scheint, nur zwei konsequente Standpunkte. Entweder man betrachtet das tatsächlich gegebene sittliche Urteilen als etwas im Laufe der Entwicklung aus außersittlichen Momenten, wie Furcht und Hoffnung, Assoziation und Suggestion, Nachahmung und Gewohnheit Entstandenes und also auch in letzter Instanz nichts weiter als diese Momente in sich Enthaltendes: dann läßt sich auf demselben sicher keine verbindende Ethik aufbauen, aber dann enthüllt sich auch, neben dem Inhalte, gleichzeitig die Form des sittlichen Urteilens, der allgemeine Begriff des sittlich Guten oder der Pflicht, als eine Illusion. Oder aber man nimmt an, daß in jenem tatsächlich gegebenen sittlichen Urteilen Einsichten, welche im tiefsten Wesen unserer selbst und der Welt angelegt sind, sich allmählich zu klarem Bewußtsein emporarbeiten: dann hat der Pflichtbegriff, aber dann hat auch der Inhalt der einzelnen sittlichen Urteile eine reale Bedeutung, und darf man hoffen, durch sorgfältiges Beachten und Befragen der auf das sittliche Urteilen sich beziehenden Erfahrung eine wissenschaftliche Ethik zu begründen. Die Wahl zwischen diesen beiden Standpunkten kann, da es sich bei derselben eben um Ursprung und Wesen der sittlichen Urteilsfunktion handelt, auch nur wieder durch eine vor-

Digitized by Google

urteilslose Prüfung der Bewußtseinserscheinungen, in welchen diese Funktion sich offenbart, getroffen werden; jedenfalls aber erscheint mir ein Dualismus wie derjenige der Kritizisten, welcher den Inhalt der sittlichen Urteile als durchaus unzuverlässig zur Seite wirft, zugleich aber den nirgends sonst als in diesen sittlichen Urteilen anzutreffenden Pflichtbegriff heraushebt und zur Grundlage der Ethik machen will, als wenig stichhaltig.

5. Einwände gegen die empirisch-analytische Methode: die Verschiedenheit der sittlichen Urteile. Unsere an der theologischen, an der philosophisch-naturwissenschaftlichen und an der kritizistischen und neokritizistischen Ethik geübte Kritik führte stets wieder zum Ergebnis, daß außerethische Tatsachen sowie der abstrakte Pflichtbegriff zwar vielleicht sekundär, jedenfalls aber nur unter Voraussetzung des eigenen sittlichen Urteils uns zu ethischen Einsichten verhelfen können. Nur dieses unmittelbar erlebte eigene sittliche Urteil kann uns lehren, daß es so etwas wie Gutes und Böses gibt; und erst wenn wir dies wissen, können wir Gott oder die Welt als gut bezeichnen, oder dem Pflichtbegriff einen Inhalt geben. Und so werden wir denn wieder zu unserer ersten Frage zurückgeführt: ob nicht schließlich doch aus diesem unmittelbaren Erlebnis des sittlichen Urteilens das letzte Kriterium der Ethik zu gewinnen sein sollte.

Wenn wir diese Frage aufwerfen, stoßen wir aber sogleich auf alle jene Bedenken, welche, besonders in der letzten Zeit, stets wieder gegen den „Psychologismus" nicht nur in der Ethik, sondern auch in der Ästhetik und der Erkenntnistheorie, angeführt werden. Mit diesen Bedenken haben wir uns gründlich auseinanderzusetzen, ehe wir mit Mut und Vertrauen zur Arbeit schreiten können.

Der Haupteinwand gegen jeden Versuch, aus den gegebenen sittlichen Urteilen ein ethisches Kriterium zu gewinnen, liegt in der schon mehrfach berührten Tatsache, daß zwar jeder seine eigenen sittlichen Einsichten für durchaus evident und allgemeingültig hält, daß aber die sittlichen Einsichten verschiedener Völker, Zeiten und Individuen oft so weit auseinandergehen. Jedenfalls beeinflussen also zufällige und wechselnde Umstände, wie Erblichkeit und Erziehung, Verkehr und Lebenserfahrung, vielleicht Klima und Nahrung, in

Digitized by Google

hohem Grade die sittlichen Urteile, und es könnte scheinen, als ob sie allein dieselben bestimmten. In diesem Falle müßte nun aber offenbar jede Hoffnung aufgegeben werden, ein gemeinschaftliches Kriterium in denselben zu entdecken, und wir hätten entweder auf alle Ethik zu verzichten, oder auf ganz anderem Wege ein Kriterium zu suchen, nach welchem über die größere oder geringere Berechtigung jener verschiedenen tatsächlichen Kriterien entschieden werden könnte. Das war, wie wir gesehen haben, eben die Meinung Windelbands.

Es fragt sich jedoch, ob die Sache sich nicht anders verhalten könnte. Nehmen wir einmal versuchsweise an, daß es wirklich ein allgemein menschliches Kriterium des sittlichen Urteilens gebe, so läßt sich leicht einsehen, daß dennoch die Urteile verschiedener Menschen über einzelne Handlungen oder Bestrebungen jenen Mangel an Übereinstimmung aufweisen müßten, welcher tatsächlich vorliegt. Denn was beurteilt wird, ist niemals die Handlung an und für sich, sondern stets die mit Rücksicht auf Motive und Folgen gedeutete Handlung; für diese Deutung verfügen aber verschiedene Menschen nicht über die gleichen, sondern über sehr verschiedene Daten. In einer identischen Handlung sieht demnach der eine etwas ganz anderes als der andere; und da jeder selbstverständlich nur nach demjenigen, was er sieht, urteilen kann, müssen die Urteile beider unter Umständen weit auseinandergehen. Es erweist sich also jedenfalls als möglich, daß in verschiedenen, sogar entgegengesetzten konkreten sittlichen Urteilen dennoch ein gemeinsames sittliches Kriterium zur Anwendung gelangt, und daß sich dieses Kriterium, durch sorgfältige Berücksichtigung der beiderseitigen mehr oder weniger bewußten Voraussetzungen, auch aus denselben würde ans Licht ziehen lassen.

Mit dieser abstrakten Möglichkeit ist uns aber noch nur wenig geholfen; sehen wir also zu, ob dieselbe sich vielleicht auf anderen Gebieten bereits verwirklicht gezeigt hat und ob wir Grund haben, auf dem jetzt in Untersuchung stehenden Gebiete analoge Verhältnisse wie auf jenen anderen zu vermuten. Da liegt es denn nahe, das Gebiet des theoretischen Denkens zur Vergleichung heranzuziehen. Auch hier liegen, etwa zwischen Theologen, Philosophen und Naturforschern, unter den Theologen zwischen den Angehörigen verschiedener Konfessionen, unter den Philosophen

Digitized by Google

zwischen den Adepten verschiedener Schulen, unter den Naturforschern zwischen den Vertretern verschiedener Hypothesen, weitreichende Meinungsverschiedenheiten vor; und auch hier könnte man, wenn man ausschließlich auf diese Meinungsverschiedenheiten achtet, an der Möglichkeit verzweifeln, dieselben auf gemeinsame Wahrheitskriterien zurückzuführen. Sind nun aber wirklich die letzten Wahrheitskriterien jener verschiedenen Menschen verschieden? Man hat bisweilen auch dieses behauptet, aber sicher mit Unrecht. Denn wenn wir diesen verschiedenen Menschen eine einfache mathematische Beweisführung vorlegen, oder ihnen die zur Begründung eines einfachen Naturgesetzes erforderlichen Tatsachen vorzeigen, oder sie in einer einfachen praktischen Angelegenheit um ihre Meinung befragen, so reagieren sie auf durchaus gleiche Weise; auch werden sie sämtlich in den Regeln der Logik die Kriterien wiedererkennen, welche sie in ihrem Denken fortwährend anwenden. Woher denn aber der Kampf? Die Antwort ist leicht gegeben: Der Theologe verfügt nicht über die nämlichen Daten wie der Naturforscher, dieser nicht über die nämlichen Daten wie der Philosoph; zum Teil sind dem einen die Daten des anderen einfach unbekannt, zum anderen Teil sind sie ihm zwar bekannt, aber nicht gegenwärtig, sei es weil die Gewohnheiten des Fachstudiums, sei es auch weil Sympathien und Antipathien dieselben anderen gegenüber ständig zurücktreten lassen. Genau so verhält es sich im alltäglichen, natürlichen Denken. Wenn etwa zwei Personen über den Charakter eines Dritten, oder über die Chancen einer Unternehmung, oder über das bevorstehende Wetter verschieden urteilen, so sind vielleicht die psychologischen, ökonomischen, meteorologischen Vorkenntnisse beider verschieden, oder dem einen stehen in bezug auf den vorliegenden Fall andere Daten als dem anderen zu Gebote, oder auch, der eine hat sich infolge seines Temperaments oder seiner Lebenserfahrung angewöhnt, mehr auf Lichtseiten, der andere, mehr auf Schattenseiten zu achten; jedenfalls verfügen also die beiden über verschiedene Prämissen und müssen aus diesen verschiedenen Prämissen auch verschiedene Schlußfolgerungen ableiten. Könnte man aber dieser Verschiedenheit der Prämissen vollständig und genau Rechnung tragen, so würde man aus allen Denkprozessen stets wieder die nämlichen Wahrheitskriterien ans Licht bringen können.

Digitized by Google

Daß es sich nun mit den ethischen Kriterien durchaus analog verhält, wird wahrscheinlich, wenn wir bedenken, daß den sittlichen Urteilen der nämliche Charakter evidenter Allgemeingültigkeit anhaftet wie den theoretischen. Wenn ich eine Tat aufopfernder Überzeugungstreue als gut, eine Äußerung raffinierter Grausamkeit als böse bezeichne, so bin ich mir in genau der nämlichen Weise bewußt, eine für jeden Einsichtigen unbezweifelbare Wahrheit auszusprechen, wie wenn ich sage, daß zweimal zwei vier ist oder daß die Sonne Licht aussendet. Allerdings kann ich später einsehen, daß ich mich in einem ethischen, wie auch daß ich mich in einem theoretischen Urteil getäuscht habe; dadurch wird aber meine Gewißheit, daß hier wie dort allgemein menschliche, wenn auch bisweilen falsch angewendete Kriterien meinem Urteil zugrunde liegen, in keiner Weise erschüttert. Eben durch diese Forderung überindividueller Gültigkeit unterscheiden sich, wie bereits von Kant hervorgehoben wurde, die ethischen und theoretischen von den hedonistischen Urteilen. Wenn die Sommerhitze, welche mich belästigt, einen anderen erfreut; oder wenn seine Leibgerichte mir zuwider sind, so denke ich nicht daran, diesen anderen eines Irrtums zu zeihen oder ihn belehren zu wollen, sondern ich lasse einfach die beiden verschiedenen Wertschätzungen nebeneinander gelten; sobald dagegen der andere über wahr oder unwahr, gut oder böse anders urteilt als ich, bin ich sicher davon, daß nur einer von uns beiden recht haben kann. Und eben deshalb wird, wie bereits oben bemerkt wurde, in ethischen wie in theoretischen Fragen so viel diskutiert. Wenn nun aber auf theoretischem Gebiet die unmittelbar evidente Voraussetzung überindividueller Kriterien in der allmählichen Ausbildung einer allgemein menschlichen Wissenschaft ihre Bestätigung gefunden hat, so darf das Bestreben, ein Gleiches auf ethischem Gebiete zu erzielen, gewiß nicht als hoffnungslos bezeichnet werden.

Eines ließe sich allerdings noch fragen: Muß nicht die hier behauptete Parallelstellung der Ethik zur Logik an der einfachen Erwägung scheitern, daß für die Entscheidung von Meinungsverschiedenheiten auf theoretischem Gebiete die letzten Kriterien uns eben in den logischen Gesetzen zu Gebote stehen, während

Digitized by Google

für die Entscheidung von sittlichen Fragen solche Kriterien nach obigem erst gesucht werden müßten? Das wäre sicher ein Unterschied; es fragt sich aber, ob ein wesentlicher oder ein solcher der Entwicklungsphase. Es sind ja auch die logischen Gesetze weder dem Individuum noch der Gattung von Anfang an explizite gegeben, sondern sie müssen, mit oder ohne fremde Hilfe, entdeckt, d. h. als die gemeinsame Voraussetzung aller tatsächlich evidenten Schlüsse erkannt werden. Dies geschah, soviel wir wissen, zuerst durch Aristoteles; vor Aristoteles aber verhielt es sich (und bei logisch nicht Geschulten verhält es sich noch) mit den Kriterien für wahr und unwahr genau so, wie jetzt mit den Kriterien für gut und böse. Das heißt also: jene Kriterien wurden fortwährend, so oft von einem Urteil auf das andere geschlossen wurde, mit dem Bewußtsein der Allgemeingültigkeit angewandt; sie wirkten aber durchgängig im Verborgenen, und niemand vermochte sich von ihrem Inhalte klar und deutlich Rechenschaft zu geben. Wo Meinungsverschiedenheiten auf theoretischem Gebiete vorlagen, konnte man also wohl versuchen, einander zu überzeugen; wenn dies aber nicht gelang, so gab es keinen allgemein anerkannten bewußten Maßstab, nach welchem beide Parteien den Wert ihrer Behauptungen bestimmen konnten. Sowie jetzt in bezug auf die Verschiedenheit der ethischen, mußte man demnach auch damals in bezug auf die Verschiedenheit der theoretischen Ansichten sich fragen, ob es wohl möglich sei, daß dieselben unter der Herrschaft gemeinsamer Kriterien entstanden sein sollten. Und bekanntlich haben die Sophisten diese Frage nicht nur aufgeworfen, sondern auch verneint: wie zu unserer Zeit so häufig den Ansichten über gut und böse, so wurde von ihnen den Ansichten über wahr und unwahr nur noch eine subjektive, rein individuelle Bedeutung beigelegt und behauptet, für jeden sei dasjenige wahr, was ihm eben als wahr erscheint. Dann kam aber Aristoteles, und ihm gelang es, die verborgenen Kriterien, welche überall dem ableitenden Denken zugrunde liegen, sich zu klarem Bewußtsein zu bringen und für alle Zeiten die Logik zu begründen. Nun ist allerdings der Aristoteles der Ethik noch nicht erschienen; so wenig aber der voraristotelische Zweifel an der Möglichkeit allgemein menschlicher logischer Kriterien sich als begründet erwiesen hat, so wenig

Digitized by Google

dürfte sich der jetzige Zweifel an der Möglichkeit allgemein menschlicher ethischer Kriterien als begründet erweisen. Was dort gelungen ist, soll hier wenigstens versucht werden. Und wenn auch nicht zu erwarten ist, daß der Versuch sofort zum Ziele führen wird, so können wir doch zur Vorarbeit schreiten. Wir können uns bemühen, uns von dem Inhalte unserer sittlichen Urteile Rechenschaft zu geben; diese Urteile mit denjenigen anderer vergleichen und durch Eliminierung von Deutungsverschiedenheiten beide auf einen gemeinsamen Grund zurückzuführen suchen; versuchsweise allgemeine Regeln aufstellen und dieselben bei uns selbst und bei anderen an sorgfältig gewählten, wirklichen oder fingierten Fällen erproben; die sich hierbei ergebenden Ausnahmen sammeln und nachsehen, wodurch sich dieselben von den anderen Fällen unterscheiden; Konfliktsfälle aufsuchen oder ausdenken, und die darauf bezüglichen moralischen Reaktionen verzeichnen; und dabei überall möglichst genau und möglichst vollständig die Fehlerquellen in Betracht ziehen, welche sich aus der Ungleichheit der den verschiedenen Beurteilern bekannten oder von ihnen berücksichtigten direkten oder indirekten Daten ergeben. Daß wir für diese Untersuchungen ein reichhaltiges Material den vorliegenden ethischen Arbeiten sowie auch den Werken der dramatischen und Romanliteratur entnehmen können, braucht wohl kaum besonders erwähnt zu werden. Neben denselben wird selbstverständlich auch die Ethnologie und die Geschichte der ethischen Anschauungen zu Rate zu ziehen sein, jedoch wegen der ungleich größeren, manchmal bis zur Unmöglichkeit sich steigernden Schwierigkeit, jene Fehlerquellen unschädlich zu machen, wohl nur nachträglich und mit großer Vorsicht. Sowie die logischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Axiome sich nur aus dem klarer bewußten Denken des Kulturmenschen haben hervorziehen lassen, dann aber auch in dem unklaren, halb oder kaum bewußten Denken weniger vorgeschrittener Völker und Perioden zurückgefunden werden, so darf, wenn unsere Parallele zwischen theoretischen und ethischen Urteilsfunktionen Recht behält, auch die bevorstehende Untersuchung getrost bei dem ausgebildeten Urteilen einer hohen Kulturstufe ansetzen. Überhaupt halte ich es für einen Irrtum, zu glauben, daß im Laufe der Entwicklung alles im Bewußtsein sich kompliziert: der Anhäufung

Digitized by Google

empirischen Materials und historischer Nachwirkungen hält die stetig zunehmende Neigung und Befähigung, seine Bewußtseinsinhalte zu beobachten, zu zergliedern und zu unterscheiden, wohl mindestens das Gleichgewicht. Außerdem aber und hauptsächlich gewähren die sittlichen Urteile unserer selbst und unserer Kulturgenossen den entscheidenden Vorteil, daß wir sie direkt erleben oder leicht nacherleben können, während wir dagegen nach den Gedanken und Gefühlen primitiver Völker eigentlich doch nur raten können. Erst von uns aus werden wir demnach, sowie das Denken, auch das Werten jener primitiven Völker ganz verstehen können.

6. Einwände gegen die empirisch-analytische Methode auf Grund einer einseitigen Berücksichtigung der Assoziationspsychologie. Der Widerspruch gegen den Gedanken einer auf psychologischen Untersuchungen fundierten Ethik beruht an zweiter Stelle auf einer zu engen Fassung des Begriffs und der Aufgaben der Psychologie, indem man nämlich vielfach diese Psychologie mit einer besonderen Richtung innerhalb derselben identifiziert, welche zwar während langer Zeit große Verbreitung gefunden hat, jetzt aber wohl als im wesentlichen überwunden betrachtet werden kann. Diese Richtung ist diejenige der Assoziationspsychologie; sie setzte voraus, daß der ganze Bewußtseinsinhalt ausschließlich aus Empfindungen aufgebaut ist und durch die Assoziationsgesetze beherrscht wird, und stellte demnach die Forderung, die sogenannten höheren psychischen Funktionen, wie Denken und Urteilen, Fühlen und Wollen, welche sich als etwas von den Empfindungen durchaus Verschiedenes darbieten, dennoch sämtlich als assoziative Verbindungen von Empfindungen oder Empfindungsresiduen zu deuten. Wie leicht ersichtlich, war diese Psychologie weniger darauf eingerichtet, eine Ethik zu begründen, als vielmehr die Ethik hinwegzuinterpretieren: hätte sie recht, so müßten auch die sittlichen Urteile im Grunde bloß Komplexe von Empfindungen und Empfindungsresiduen, etwas Abgeleitetes und Zufälliges, also jedenfalls etwas ganz anderes sein, als wofür wir sie halten, und was wir für die Grundlegung einer Ethik brauchen. Es ist also sehr verständlich, daß etwa Münsterberg, ein überzeugter Verteidiger der Assoziationspsychologie, zu den entschiedensten Bekämpfern des

Digitized by Google

„Psychologismus" in den Normwissenschaften gehört[1]); aber auch bei Windelband läßt sich der nämliche Einfluß deutlich nachweisen. Darum weiß er in der Logik und Ethik der „kritischen" nur eine „genetische Methode", nach welcher also die Normen etwas Gewordenes, zufällige Produkte der Entwicklung sein müßten, gegenüberzustellen, und nimmt dementsprechend an, daß „vor der psychologischen Betrachtung alle (solcherweise entstandene) Apperzeptionen gleich notwendig sind, und von ihr aus absolut nicht abzusehen ist, wie jemals entschieden werden sollte, daß die eine mehr recht hat als die andere" (S. 115). — Demgegenüber ist nun mit allem erforderten Nachdruck noch einmal zu betonen, daß empirisch-psychologische und genetische Methode sich in keiner Weise decken. Nur die erstere ist wirklich eine Methode, die zweite dagegen ein antizipiertes, und zwar voreilig antizipiertes Resultat der Untersuchung. Wir dürfen in bezug auf die Frage, ob das sittliche Urteilen eine abgeleitete oder eine ursprüngliche Bewußtseinsfunktion ist, ob es auf fremde Gesetze zurückgeführt oder nur aus eigenen verstanden werden kann, nichts voraussetzen, sondern können, hier wie überall, die Entscheidung derselben erst von der vollendeten Untersuchung erwarten. Es gibt doch in allen Wissenschaften neben abgeleiteten Gesetzen, wie etwa denjenigen des Wechsels von Tag und Nacht oder der Jahreszeiten, ursprüngliche und letzte Gesetze, wie diejenigen der Inertie oder der Gravitation; und zwar setzen die ersteren überall die letzteren voraus, indem sie aus der Anwendung derselben auf besondere Fälle entspringen. So verhält es sich auch in der Psychologie; dementsprechend denn sogar die Assoziationspsychologen genötigt sind, hier ursprüngliche und letzte Gesetze, eben diejenigen der Assoziation, gelten zu lassen. Daß aber diese Assoziationsgesetze die einzigen ursprünglichen und letzten Gesetze des Bewußtseinslebens sein sollten, ist eine völlig willkürliche Annahme. Dieselbe war zum Teil durch materialistische Zeitströmungen, zum anderen Teil durch ein übereiltes, die Eigenart des Bewußtseins verkennendes Einheitsbestreben motiviert; sie ist durch neuere Untersuchungen mehrfach widerlegt und von den meisten Fachmännern auf-

[1]) Philosophie der Werte, Leipzig 1908.

Digitized by Google

gegeben worden, und dürfte, auch wenn es sich anders verhielte, gewiß nicht dazu verwendet werden, von vornherein die Forschung auf ihren Bahnen zu beschränken. Auch der Tatsache des sittlichen Urteilens hat sich demnach die Psychologie vorurteilslos gegenüberzustellen. Sie hat die Möglichkeit im Auge zu behalten, daß dasselbe unter der Herrschaft der Assoziationsgesetze aus zufälligen Erfahrungen zufällig entstanden sei; aber auch gegen die andere Möglichkeit sich nicht abzuschließen, daß ihm allgemein menschliche Einsichten, letzte und unreduzierbare, im tiefsten Wesen des Bewußtseins angelegte Kriterien zugrunde liegen[1]). Zwischen diesen beiden Möglichkeiten kann (genau so wie etwa in der analogen naturwissenschaftlichen Frage nach dem abgeleiteten oder ursprünglichen Charakter der Gravitation) nur auf Grund einer sorgfältigen Untersuchung der einschlägigen Tatsachen eine Wahl getroffen werden. Müßte man sich für die erstere entscheiden, so wäre die einzigartige Bedeutung, welche wir dem Sittlichen beilegen, als eine Täuschung anzuerkennen, und es könnte keine Ethik, nicht nur keine empirisch-psychologische, sondern überhaupt keine, geben (s. o. S. 16—18). Erwiese sich dagegen die zweite Möglichkeit als begründbar, so wäre damit für die sittlichen Urteile eben dasjenige festgestellt, was wir seit Kant als Apriorität bezeichnen, nämlich innere Notwendigkeit, Unabhängigkeit von der Erfahrung, Klarheit und Gewißheit an und für sich[2]). Und zwar wäre diese Feststellung nach einer Methode gewonnen, welche, wenn auch nach obigem von dem älteren Kant verlassen, von dem jüngeren Kant, von dem Kant der Preisschrift, der Dissertation und der transzendentalen Ästhetik, stets wieder empfohlen und mit glänzendem Erfolg ange-

[1]) Um den Unterschied zwischen diesen beiden Auffassungen klar zu erkennen, sollte man eigentlich die gegenwärtige Arbeit mit dem ausgezeichneten Buche Simmels „Einleitung in die Moralwissenschaft" (Stuttgart 1911) vergleichen. Beide suchen die gegebenen Tatsachen der sittlichen Beurteilung festzustellen und zu erklären; indem aber Simmel diese sittliche Beurteilung als ein Gewordenes auffaßt und ihre Inhalte, jeden für sich, als ein Produkt der mannigfaltigsten, oft entgegengesetzten Tendenzen und Denkmotive zu verstehen sucht, habe ich auf Grund der im Texte entwickelten methodischen Erwägungen mich bemüht, dieselben auf eine einheitliche und durchsichtige letzte Gesetzlichkeit zurückzuführen. Welcher Weg der richtige ist, kann nur der Erfolg lehren.

[2]) Kritik d. r. V. (ed. Kehrbach) S. 35.

Digitized by Google

wendet wurde[1]). Damit wäre dann zugleich der sicherste Damm aufgeworfen gegen jene naturalistische Weltanschauung des 19. Jahrhunderts, welche, indem sie den Menschen aus einer seelenlos gedachten Natur hervorgehen ließ, sein Bewußtsein mitsamt dessen Einsichten und Idealen für eine Täuschung oder für ein zufälliges Nebenprodukt der Weltenfabrik erklären mußte. Nicht eher wird der Mensch wieder dasjenige, was er klar erkennt, für wahr, und dasjenige, was er am höchsten wertet, für wertvoll zu halten wagen, als wenn für ihn, nicht nur in der Theorie, sondern auch im unmittelbaren Gefühl, die Natur wieder zum Schatten und das Bewußtsein zur wahren und echten Wirklichkeit geworden sein wird. Bis dahin werden aber stets wieder vergebliche Versuche angestellt werden, durch Zauberkünste der Dialektik mühselig zurückzugewinnen, was wir von Hause aus als kostbarstes Erbteil besitzen, aber mutwillig weggeworfen haben.

7. Einwände gegen die empirisch-analytische Methode: Tatsachen und Normen. Gesetzt nun aber, das ins Auge gefaßte Ziel wäre erreicht: die Untersuchung hätte nachgewiesen, daß das sittliche Urteilen keine abgeleitete, irgendwo und irgendwann zufällig entstandene, sondern eine ursprüngliche, im tiefsten Wesen des Bewußtseins angelegte Funktion sei, und es wäre ihr gelungen, die letzten Gesetze oder Kriterien, welche diese Funktion beherrschen, ans Licht zu ziehen —, so würde voraussichtlich dennoch bei manchen ein Zweifel zurückbleiben, ob dasjenige, welches in dieser Weise gewonnen wäre, nun auch wirklich leisten könne, was wir für eine Grundlegung der Ethik brauchen. Und zwar würde sich dieser Zweifel vermutlich in die beiden Einwände kleiden, daß die psychologische Untersuchung doch immer nur psychische Tatsachen und Gesetze bieten kann, und daß sie uns zwar zu lehren vermag, was als gut oder böse beurteilt wird, nicht aber, was gut oder böse ist. Über diese beiden Einwände wäre schließlich noch ein kurzes Wort zu sagen.

Wenn man (wie etwa Münsterberg in der Vorrede seines oben angeführten Buches) den Tatsachen und Gesetzen, welche

[1]) Vgl. meine Schets eener kritische geschiedenis van het causaliteitsbegrip, Leiden 1890, S. 189—201.

Digitized by Google

die Psychologie bieten kann, die Ideale und Normen gegenüberstellt, deren die Ethik bedarf, so wird hier ein an sich richtiger und wichtiger Gegensatz in unrichtiger und irreführender Weise formuliert. Was man meint, ist nicht der Gegensatz zwischen Tatsachen oder Gesetzen und etwas anderem, sondern es ist der Gegensatz zwischen Tatsachen oder Gesetzen und anderen Tatsachen oder Gesetzen, nämlich zwischen den außerethischen, wie Empfindungen und Assoziationsgesetzen, einerseits, und den ethischen, wie sittliche Urteile und deren Kriterien, andererseits. Oder sollte man in der Tat behaupten wollen, daß unsere Ideale gesetzlos hin und her schwanken? leugnen, daß den Normen tatsächliche Wirklichkeit und Wirksamkeit im menschlichen Denken, Fühlen und Handeln zukommt? Dem Gesetzlichen steht nicht das Ideal, sondern der gesetzlose Zufall, der Tatsache nicht die Norm, sondern der wesenlose Schein gegenüber; wenn Ideale und Normen mehr als Schein oder Zufall sein sollen, so müssen sie vor allem in ihrer Tatsächlichkeit und Gesetzlichkeit anerkannt werden. Allerdings kann also die Psychologie der Ethik zu ihrer Grundlegung nur Tatsachen und Gesetze zur Verfügung stellen; aber es sind Tatsachen und Gesetze von jener besonderen Art, welche sich auf unsere evidenten und unbezweifelbaren Einsichten über gut und böse beziehen. Man hüte sich, über den allgemeinen Begriff die Eigenart des besonderen Falles, über die Tatsachen und Gesetze die unbezweifelbare Evidenz zu vergessen! Sowie der Edelstein seinen Glanz nicht verliert, wenn wir ihn dem Begriffe des Minerals, dem das Merkmal des Glanzes fehlt, unterordnen, so behalten auch unsere evidenten Einsichten ihre volle Evidenz, wenn wir sie mit anderem unter den Begriff des Tatsächlichen und Gesetzlichen zusammenfassen. Tatsächlichkeit und Gesetzlichkeit bezeichnen bloß formale Eigenschaften unserer Daten; die eigene besondere Beschaffenheit dieser Daten lassen sie aber durchaus unverändert. Und so bleibt denn auch, was wir als sicher erkannt haben, gleich sicher, wenn wir dieses Erkennen selbst als eine psychische Tatsache bezeichnen und als solche untersuchen. Es liegt aber die Gefahr sehr nahe, wenn man etwa speziell aus der Naturwissenschaft jene Begriffe der Tatsache und des Gesetzes anzuwenden gelernt hat, nun auch

Digitized by Google

überall sonst, wo von Tatsachen und Gesetzen die Rede ist, nur an Tatsachen und Gesetzen von derjenigen besonderen Art zu denken, von welchen eben die Naturwissenschaft handelt, also an etwas Totes und Mechanisches. Tot und mechanisch sind aber die Tatsachen und Gesetze der Naturwissenschaft, nicht weil sie Tatsachen und Gesetze sind, sondern weil sie der Naturwissenschaft angehören, also auf Gegenstände sich beziehen, von welchen wir ein inneres Leben entweder nicht kennen oder doch nicht berücksichtigen. Bewegen wir uns dagegen auf dem Gebiete der Psychologie, und gar auf demjenigen der Psychologie der Ideale und Normen, so wissen wir aus direktester Erfahrung, daß wir es nicht mit Totem und Mechanischem, sondern mit Lebendigem und Vernünftigem zu tun haben, und schließlich sind die Tatsachen und Gesetze, welche wir sammeln wollen, uns nur Mittel, um zu einer klaren und genauen Erkenntnis dieses Lebendigen und Vernünftigen zu gelangen. Und so wäre denn auf jene Klage, daß die Psychologie uns statt der Ideale bloße Tatsachen, und statt der Normen nichts weiter als Gesetze bietet, kurz zu antworten: nein, sondern tatsächlich in uns lebende Ideale, und gesetzlich in uns wirksame Normen!

Und dennoch würden manche sich auch durch ein Ergebnis, welches alle im vorhergehenden angedeutete Erwartungen in Erfüllung brächte, noch nicht ganz befriedigt fühlen. Im günstigsten Fall, werden sie sagen, könnte doch ein solches Ergebnis uns nur lehren, daß es Ideale, Normen, Kriterien gibt, nach welchen tatsächlich allgemein geurteilt wird; müssen nun aber darum diese Kriterien notwendig auch die richtigen sein? könnten nicht schließlich, ebensowohl wie ein Mensch oder einige Menschen, auch alle Menschen sich irren? Wir wollen wissen, nicht was faktisch, sei es auch von allen übereinstimmend, als gut beurteilt wird, sondern was, an und für sich und unabhängig von jeder faktischen Beurteilung, gut ist. Das kann uns aber die empirisch-psychologische Untersuchung niemals lehren.

In der Tat, weiter als bis zu evidenten allgemein menschlichen Kriterien kann die empirisch-psychologische Untersuchung nicht führen. Aber hat man sich wohl klar gemacht, was man eigentlich meint, wenn man ein weiteres fordert? Das gegebene

Digitized by Google

sittliche Urteil ist nicht eines, und die geforderte Einsicht in dasjenige, was gut ist, ein anderes; sondern im sittlichen Urteil ist die Einsicht in dasjenige, was gut ist, bereits gegeben. Wenn wir also fragen, was gut ist, so fragen wir nach dem Inhalte eines uns bereits gegebenen, aber (im Kantschen Sinne[1])) „verworrenen" Begriffs, und die empirisch-psychologische Untersuchung setzt sich eben das Ziel, diesen Inhalt zu klarem Bewußtsein zu bringen. Fordert man nun ein anderes, so müßte doch auch dieses, um der Forderung zu genügen, eingesehen werden; und es ist schwer zu verstehen, warum man, wenn dieser, nicht auch jenen Einsichten trauen sollte. Einen festeren Grund als die klare, durch nichts widersprochene Einsicht kann es eben, auf ethischem wie auf theoretischem Gebiete, nicht geben; gäbe es einen anderen, so müßte er doch wieder auf jenen fundiert werden. Schließlich urteilen und beurteilen wir immer auf eigene Rechnung und Gefahr; wir wissen, daß wir uns täuschen können, aber wir wissen auch, daß wir Täuschungen entdecken, durchschauen und für die Zukunft vermeiden können. Was aber insbesondere die Begriffe des Wahren und Guten betrifft, so wissen wir vor allem, daß wir etwas damit meinen, wenn wir von Wahrem oder Gutem reden; eben über dieses von uns Gemeinte, und nicht über etwas anderes, soll uns die Wissenschaft nähere Aufklärung geben; käme daher eine Stimme vom Himmel, welche uns sagte, daß Widersprechendes wahr oder raffinierter Egoismus gut ist, so würden wir annehmen müssen, daß jene Stimme mit den Worten wahr und gut etwas anderes meinte als wir, und bei unserer alten Einsicht verharren, — genau so, wie wenn die Stimme gesagt hätte, daß Zinnober grün oder das Bild des Mondes viereckig ist. Und selbstverständlich verhält es sich (was für das richtige Verständnis der hier begründeten und im folgenden anzuwendenden Methode besondere Beachtung verdient) nicht anders als mit jener Stimme vom Himmel auch mit den Stimmen unserer Mitmenschen. In letzter Instanz kann immer der einzelne nur für sich urteilen; die übereinstimmenden oder nicht übereinstimmenden Urteile anderer können schließlich für ihn nur die Bedeutung haben, ihm für die Begründung der eigenen neue Daten zu liefern.

[1]) Werke (Rosenkranz) I. S. 81.

Digitized by Google

Allerdings ist der Nutzen dieser Daten unermeßlich groß: erstens vervielfachen sie das verfügbare Material, aus welchem die nach obigem vorauszusetzenden gemeinsamen Kriterien ans Licht zu ziehen sind, und zweitens können sie eine sorgfältigere Nachprüfung der eigenen Ansichten, wodurch Fehlerquellen von der in § 5 besprochenen Art unschädlich gemacht werden, veranlassen. Daß aber die mit allen diesen Hilfsmitteln zu erreichenden Resultate in keinem Stadium ihrer Entwicklung als absolut gesichert und keiner weiteren Korrektur bedürftig anzusehen sind, müssen wir hier wie überall sonst eben hinnehmen. Wir können nur danach streben, durch gewissenhafte Berücksichtigung alles verfügbaren Materials die Chancen des Irrtums möglichst gering zu machen, und also der endgültigen Wahrheit so nahezukommen, als die Umstände es gestatten.

Damit ist nun zugleich schon gesagt, in welchem Sinne von einem Unterschiede zwischen demjenigen, was als gut beurteilt wird und was wirklich gut ist, gesprochen werden kann. Gut ist, was man bei erschöpfender Kenntnis aller in Betracht kommenden Daten und Wegfall aller störenden Umstände als gut beurteilen würde. Sofern dagegen jene erschöpfende Kenntnis fehlt (also etwa einer scheinbar altruistischen Handlung doch verborgene egoistische Motive zugrunde liegen) oder störende Umstände (Vorurteile, Sympathien oder Antipathien) sich einmischen, kann etwas als gut beurteilt werden, ohne doch wirklich gut zu sein, und umgekehrt. Indem wir uns bemühen, solche Fehlerquellen zu verstopfen, können wir uns der Erkenntnis dessen, was im besonderen und im allgemeinen gut ist, ins Unbegrenzte annähern. Auch hier liegt die Sache schließlich wieder nicht anders als auf theoretischem Gebiet.

Abschließend dürfte noch wohl die kühne Behauptung ausgesprochen werden, daß doch eigentlich alle, welche ethische Theorien aufgestellt haben, implizite die Tatsachen der sittlichen Beurteilung, aus welchen die empirisch-analytische Methode die Ethik aufbauen will, als entscheidende Instanz anerkennen. Eine im Jahre 1810 von der Königlich Holländischen Sozietät der Wissenschaften zu Harlem ausgeschriebene Preisfrage verlangte Aufklärung darüber,

Digitized by Google

„warum die Philosophen in den ersten Grundsätzen der Moral so sehr abweichen, aber in den Folgerungen und den Pflichten, die sie aus ihren Grundsätzen ableiten, übereinstimmen"[1]). Wie diese Preisfrage beantwortet worden ist, weiß ich nicht; es kann aber kaum zweifelhaft sein, daß diese Antwort lauten müßte: weil eben alle diese Philosophen, bewußt oder unbewußt, auf eine Begründung der tatsächlich anerkannten Pflichten angesteuert haben. Die Sache liegt hier genau so wie in anderen Wissenschaften: man könnte auch fragen, warum etwa die Physiker in ihren Hypothesen über den Lichtäther soweit voneinander abweichen, aber in den Erscheinungen, welche sie aus ihren Hypothesen ableiten, übereinstimmen, und würde dann die nämliche Antwort erhalten: weil eben alle jene Hypothesen auf die Erklärung dieser Erscheinungen eingerichtet sind. Ein wissenschaftlicher Ethiker, welcher zur Entdeckung käme, daß nach seinen Prinzipien gut heißen müßte was man allgemein als böse empfindet und umgekehrt, würde ebenso sicher fühlen, auf falscher Fährte zu sein, wie ein Naturforscher, aus dessen Hypothesen sich ganz anderes ergäbe, als die Erfahrung lehrt. Und wie dieser, würde auch jener entweder seine Vermutung aufgeben, oder so lange daran herummodeln, bis sie zu den Tatsachen stimmte. In diesem Sinne verfahren also wohl alle Ethiker empirisch[2]); die Frage scheint berechtigt, ob es nicht besser wäre, für die unbewußte, dem Zufall und der unwillkürlichen Selektion einen weiten Spielraum gestattende, auf exakte Analyse verzichtende Berücksichtigung der Tatsachen eine bewußte, allseitige und möglichst genaue an die Stelle treten zu lassen.

[1]) Schopenhauer, Sämtliche Werke (ed. Frauenstädt) IV II S. 106.

[2]) Auch Windelband beruft sich, wie oben (S. 15) bemerkt wurde, bei seiner Beweisführung auf die Erfahrung des sittlichen Bewußtseins. Andere Belegstellen a. a. O. S. 186: „würden wir (eine Gesellschaft, welche unter günstigen Lebensverhältnissen bei einem Minimum von rein leiblichen Bedürfnissen . . . alle ihre Mitglieder vollkommen glücklich machte) für das Ideal der Sittlichkeit halten?" — „je höher die Bedürfnisse (nicht der Quantität, sondern der Qualität nach) steigen, . . . um so größer ist unser sittlicher Beifall für das Individuum ebenso wie für die Gesellschaft."

Digitized by Google

I. Die sittliche Beurteilung im allgemeinen.

8. Inhalt und Gegenstand des sittlichen Urteils im allgemeinen. Wir wollen nun damit anfangen, unter den tatsächlich vorliegenden, eigenen und fremden sittlichen Urteilen Umschau zu halten; also nachzusehen, was sie eigentlich besagen, unter welchen Bedingungen sie gefällt werden und auf welche Gegenstände sie sich beziehen. Diese Untersuchung setzt sich zunächst also kein anderes Ziel, als den gegebenen Tatbestand möglichst vollständig und möglichst genau kennen zu lernen; allerdings in der Hoffnung, später aus diesem gegebenen Tatbestand die verborgenen Prinzipien, welche demselben zugrunde liegen, ans Licht ziehen zu können. Vorläufig aber lassen wir die Frage, ob es solche allgemeine Prinzipien gibt, und, wenn ja, ob dieselben etwas Ursprüngliches oder etwas Abgeleitetes, im tiefsten Wesen der Wirklichkeit begründet oder Produkte der Entwicklung sind, ganz beiseite, um erst am Ende unserer Untersuchung darauf zurückzukommen. Kurz, wir machen es wie in allen empirischen Wissenschaften: wir wollen zunächst nur wissen, wie es sich tatsächlich verhält, und erst wenn wir damit im großen und ganzen fertig sind, werden wir über Wesen, Ursprung und Bedeutung dieser Verhältnisse ein begründetes Urteil auszusprechen imstande sein.

Achten wir also zunächst im allgemeinen einmal darauf, was wir in uns vorfinden, wenn wir „sittlich urteilen", so läßt sich dies in aller Kürze wie folgt beschreiben. Es sind uns gewisse Erfahrungen in bezug auf eigenes oder fremdes Handeln gegeben; sobald wir dieselben, mitsamt ihren Ursachen und Wirkungen, uns klar vergegenwärtigt haben, dringt sich uns mit evidenter Gewißheit, ohne merkliche Zwischenglieder, die Überzeugung auf, daß jenes Handeln als „gut" anzuerkennen oder als „böse" zu verwerfen ist. Den Sinn dieser Prädikate weiter zu

Digitized by Google

zergliedern, gelingt uns ohne weiteres nicht; wir können nur feststellen, daß mit der Anwendung derselben vielfach stärkere oder schwächere Gemütserregungen einhergehen, welche wir je nach ihrer Richtung und ihrer Intensität als Gefühle der Billigung, der Achtung, der Bewunderung, oder der Mißbilligung, der Verachtung, der Empörung bezeichnen. Von diesen Gefühlen können wir weiter sagen, daß die ersteren in der Richtung der Lust, die letzteren in der Richtung der Unlust verlaufen; damit sind sie aber keineswegs erschöpfend beschrieben; vielmehr tragen sie einen spezifischen Charakter an sich, welcher sich auch wieder nicht auf einfachere Elemente zurückführen läßt, welchen wir aber in der Selbstwahrnehmung leicht und sicher von allem anderen unterscheiden. Ganz besonders ist aber darauf hinzuweisen, daß diese Gefühle uns nicht, wie die meisten anderen, als individuelle und relativ zufällige Gleichgewichtsstörungen gegeben sind, sondern daß sie sehr entschieden von dem Bewußtsein einer unbedingten und überindividuellen Gültigkeit begleitet sind. Die eine Handlung verdient unsere Bewunderung, die andere verdient unsere Verachtung; wer etwa diese billigen und jene mißbilligen sollte, reagiert nicht bloß anders als wir, sondern er reagiert unrichtig, falsch: dieser Gedanke ist in jedem sittlichen Urteil ausnahmslos enthalten. Und schließlich haben diese ethischen Gefühle (in Unterscheidung etwa von den ästhetischen) neben der emotionellen und der intellektuellen auch noch eine volitionelle Seite: an die sittliche Billigung einer Handlung knüpft sich das Bestreben, den Täter glücklich zu machen, ihm zu „lohnen", an die sittliche Mißbilligung dagegen die Tendenz, dem Täter ein Leid zuzufügen, ihn zu „strafen". Mit diesen Elementen: dem spezifischen Gefühl, dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit und der Forderung des Lohnes oder der Strafe, scheint mir dasjenige, was wir bei der Zuerkennung der Prädikate „gut" oder „böse" in unserem Bewußtsein vorfinden, im wesentlichen erschöpft zu sein.

Fragen wir also zweitens nach den Gegenständen, welche eine sittliche Beurteilung hervorrufen und auf welche diese sittliche Beurteilung sich bezieht, so finden wir leicht, daß diese Gegenstände erstens stets etwas an Menschen oder menschenähnlich gedachten Wesen, dagegen niemals etwas an toten Dingen sind. Allerdings wird auch manches an toten

Digitized by Google

Dingen wertschätzend beurteilt, und gestattet sogar die Sprache, auch für diese Beurteilung die Namen „gut" und „böse" oder „schlecht" zu verwenden: wir reden von einer guten Zigarre, einer guten Uhr, bösem Wetter ebensowohl wie von einem guten Menschen oder einer bösen Tat. Auch hat diese Nachlässigkeit der Sprache, wie so manche andere, mitunter die Wissenschaft auf Irrwege zu führen vermocht; das klassische Beispiel hierfür bietet bekanntlich Sokrates, der sich sein ganzes Leben hindurch vergeblich bemüht hat, darüber ins klare zu kommen, wie sich das sittlich Gute als ein Gutes (Ersprießliches, Vorteilhaftes) für den Täter erklären lasse. Einer höher ausgebildeten Selbstbesinnung kann es aber schwerlich verborgen bleiben, daß in jenen Beispielen das Wort „gut" in zwei durchaus verschiedenen Bedeutungen verwendet wird, welche, zunächst wenigstens, nichts weiter miteinander gemeinsam haben, als daß sie beide sich auf ein Erwünschtes, ceteris paribus anderem Vorzuziehendes beziehen. Dagegen liegt der offenkundige Unterschied zwischen beiden darin, daß wir beim Sittlich-Guten nicht, bei jenem anderen, dem Hedonistisch- oder Utilistisch-Guten umgekehrt sehr entschieden uns gewisser außerhalb der Gegenstände der Beurteilung liegender Ziele bewußt sind, um deren Willen diese Gegenstände gewünscht oder anderen vorgezogen werden. Die Zigarre, die Uhr, das Wetter schätzen wir nur deshalb höher oder niedriger, weil dieselben uns gewisse Annehmlichkeiten oder Unannehmlichkeiten in Aussicht stellen; dagegen scheint uns Überzeugungstreue oder sittliche Reinheit an und für sich, ohne Rücksicht auf irgend welche dadurch zu erzielende Vorteile, wertvoll zu sein. Ob dieser Schein mehr ist als ein solcher, oder ob vielleicht doch auch in den letzteren Fällen, sei es im Unbewußten, sei es durch bloße hereditäre Vermittlung, unser Urteil durch die Erwartung von Vor- oder Nachteilen bestimmt wird, werden wir später sorgfältig zu untersuchen haben; für den Augenblick haben wir nur den beim sittlichen Urteilen gegebenen Tatbestand festzustellen, und von diesem ist wohl sicher, daß er keine Gedanken an zu erwartende Folgen als wesentliche Bestandteile in sich enthält. — Wenn also die Gegenstände des sittlichen Urteils fürs erste stets ein Menschliches, niemals ein Totes sind, so gehören sie fürs zweite überall der psychischen, nicht aber der physischen Seite des

Digitized by Google

Menschenlebens an. Die Sache liegt hier genau so wie vorher: wir sagen ohne Bedenken, daß einer gute Muskeln, gute Augen, eine gute Gesundheit hat, aber wir sind uns klar bewußt, dabei mit dem Worte „gut" etwas ganz anderes zu meinen, als wenn wir sagen, daß er gut gehandelt hat oder einen guten Charakter besitzt. Und auch hier erhellt ohne weiteres, daß wir es in jenen ersteren Fällen mit angenehmen oder nützlichen Eigenschaften, also schließlich mit bloßen Mitteln zu einem davon verschiedenen Zwecke —, in diesen letzteren dagegen mit einem vielleicht zwar auch Angenehmen oder Nützlichen, jedenfalls aber unabhängig von dieser Annehmlichkeit oder Nützlichkeit Wertvollen zu tun haben. — Und endlich finden wir den nämlichen Unterschied noch einmal zurück, wenn wir fürs dritte feststellen, daß die Gegenstände der sittlichen Beurteilung stets der praktischen, nicht der theoretischen Seite der menschlichen Persönlichkeit angehören. Es kann einer ein „gutes" Gedächtnis oder einen „guten" Verstand haben: das sind gewiß wertvolle psychische Eigenschaften, aber sie liegen ebenso sicher außerhalb der sittlichen Sphäre, wie die gute Zigarre oder die gute Gesundheit. Sie können ihrem Besitzer dabei helfen, Kenntnisse zu erwerben und anzuwenden; er kann sich mittels derselben auch anderen nützlich erweisen; aber er kann, wie man zu sagen pflegt, jene Fähigkeiten ebensowohl zum bösen als zum guten gebrauchen; sie sind wieder nicht Zweck, sondern Mittel. Ganz anders verhält es sich mit dem „guten" Handeln und Wollen. Hier, und nirgends sonst, findet das sittliche Urteil dasjenige vor, welches es als unbedingt wertvoll, an und für sich gut anerkennt; und nur hier, hier aber mit unfehlbarer Sicherheit, stellen sich auch die weiteren Besonderheiten ein, welche wir oben als charakteristisch für das sittliche Urteil erkannt haben: die spezifische Gefühlsreaktion, der Anspruch auf Allgemeingültigkeit, die Forderung des Lohnes oder der Strafe. Allerdings kann es bisweilen scheinen, als ob es sich anders verhielte: eine schlecht ziehende Zigarre, körperliche Häßlichkeit, Dummheiten oder Ungeschicklichkeiten können unter Umständen ähnliche Gefühle der Mißbilligung hervorrufen, wie sittliche Gebrechen; und für sein Urteil über den Bau einer Uhr, die Funktionsfähigkeit eines Auges, die Güte eines menschlichen Gedächtnisses nimmt der jeweilig Sachverständige allgemeine Gültigkeit in An-

Digitized by Google

spruch. Aber wenn wir genauer zusehen, haben sich in jenen ersteren Fällen dem bloßen Eindrucke von der Unannehmlichkeit oder Unzweckmäßigkeit überall mehr oder weniger bewußte, mehr oder weniger begründete Vorstellungen von einem menschlichen oder menschenähnlichen Wollen, welches sich in diesen Unannehmlichkeiten und Unzweckmäßigkeiten offenbart, beigemischt: wir verübeln es dem Zigarrenmacher, daß er seine Arbeit nicht besser getan hat oder unterliegen gar für einen Augenblick der Versuchung, die Zigarre selbst zu anthropomorphisieren; die häßlichen Züge verraten uns unsympathische Charaktereigenschaften; von den Dummheiten nehmen wir an, daß sie bei genügendem Interesse an der Sache hätten vermieden werden können usw. Was aber die Fälle aus der anderen Gruppe betrifft, so haben wir es hier überall mit einer rein theoretischen, nicht aber mit einer ethischen Allgemeingültigkeit zu tun: der Uhrmacher, der Arzt und der Psychologe sprechen sich schließlich nur darüber aus, ob die untersuchten Gegenstände zu bestimmten Leistungen befähigt sind oder nicht; daß diese Leistungen gewünscht werden, setzen sie voraus, lassen aber die Frage, ob dieselben mit Recht gewünscht werden, durchaus beiseite. Überschauen wir also die Gesamtheit der Fälle, in welchen einerseits hedonistische oder utilistische, andererseits spezifisch sittliche Urteile auftreten, so läßt sich unmöglich verkennen, daß die letzteren sich durchgängig auf menschliche Willensäußerungen beziehen, und daß die charakteristischen Merkmale derselben um so mehr zurücktreten, je weniger in den Gegenständen der Beurteilung sich Anknüpfungspunkte für Vermutungen über mitwirkende Willensfaktoren vorfinden. Wir sind also wohl berechtigt zu schließen, daß in der Tat die eigentlichen und spezifischen Gegenstände, oder mit anderen Worten die normalen Ursachen der sittlichen Urteile nirgends sonst als in diesen menschlichen Willensäußerungen zu suchen sind. Dementsprechend hat denn auch die Sprache, obgleich sie nach obigem die Worte „gut" und „böse" auf Lebendiges und Totes, Psychisches und Physisches, praktische und theoretische Seelenfunktionen anzuwenden gestattet, in anderen Worten wie „sittlich", „tugendhaft", „pflichtmäßig" usw., eine reiche eigene Terminologie für die besonders auf Willenserscheinungen sich beziehenden Werturteile geschaffen.

Digitized by Google

9. Psychologie des Wollens: Neigungen und Motive. Durch diese Einsicht, daß die Gegenstände des sittlichen Urteils der praktischen, auf das Handeln gerichteten Seite unserer geistigen Natur angehören, sind aber diese Gegenstände noch nicht mit befriedigender Genauigkeit bestimmt worden: es bleibt zu untersuchen, was an der Handlung sittlich beurteilt wird. Denn die Handlung ist nicht etwas absolut Einfaches, sondern ein Produkt aus mehreren Faktoren, und es fragt sich, ob die sittliche Beurteilung sich auf das Produkt als ein Ganzes, oder ob sie sich vielleicht auf einen der dasselbe zusammensetzenden Faktoren richtet. Um diese Frage beantworten zu können, brauchen wir aber eine Analyse des Erscheinungskomplexes, welchen wir unter dem Namen Handlung zusammenfassen, und dazu ist ein kurzer Abstecher auf dem Gebiete der Psychologie erforderlich.

Was muß also in unserem Bewußtsein vorgegangen sein, damit eine Handlung zustande kommt? Zuerst muß offenbar, sei es im Anschluß an eine Wahrnehmung oder als Ergebnis des eigenen Vorstellungsverlaufes oder durch die Worte anderer veranlaßt, die Vorstellung der Handlung in uns erweckt worden sein; wir müssen an die Handlung denken, um sie ausführen zu können. Diese Vorstellung der Handlung an und für sich genügt auch, wie neuere Forschungen lehren, um den Anstoß zu entsprechenden Bewegungen zu geben; aber sie genügt keineswegs, um dasjenige zustande zu bringen, was wir eine Handlung im strengen Sinne, also eine Willenshandlung nennen. Dazu ist noch erforderlich, daß entweder die Handlung selbst oder die davon zu erwartenden Folgen irgend etwas an sich haben, welches Wert für uns hat, oder mit anderen Worten, dessen Verwirklichung wir wünschen. Dieses Etwas kann sehr verschiedener Art sein: so wird etwa der Wahrheitsgehalt eines auszusprechenden Satzes, die von einer auszuführenden Handlung für uns selbst oder für andere zu erwartenden angenehmen Folgen, die Übereinstimmung dieser Handlung mit unserer Vorstellung vom Pflichtmäßigen, und vielleicht noch manches andere dazu beitragen können, die Handlung wertvoll und erwünscht erscheinen zu lassen. Die Sprache bringt diese Verhältnisse dadurch zum Ausdruck, daß sie von verschiedenen Neigungen (Wahrheitsliebe, Genußsucht, Altruismus, Pflichttreue) spricht, und wir wollen uns (vorbehältlich der Frage, ob

Digitized by Google

sich vielleicht einige dieser Neigungen auf andere zurückführen lassen) diesem Sprachgebrauch anschließen. Die Neigung ist also nichts weiter als die dauernde Veranlagung des Individuums, kraft welcher sich an die Vorstellung bestimmter Seiten oder Folgen einer möglichen Handlung schwächere oder stärkere, auf die Verwirklichung derselben gerichtete Wünsche anknüpfen; sie nimmt in der Psychologie des Wollens eine durchaus analoge Stellung ein wie die Naturkraft in der Naturwissenschaft, und findet, wie diese, ihre Definition in dem entsprechenden Gesetz. In gleicher Weise also wie die Worte Kohäsion, Schwerkraft u. dgl. auf gesetzliche Verhältnisse zwischen äußeren Ursachen und Wirkungen, so weisen die Namen der verschiedenen Neigungen auf gesetzliche Verhältnisse zwischen einer Seite einer vorgestellten Handlung und dem sich dieser Vorstellung anschließenden Wunsche hin: so besagt etwa das Wort Genußsucht, daß die Vorstellung einer zu erzielenden Lust, in Ermangelung gegenwirkender Umstände, einen auf die Verwirklichung dieser Vorstellung gerichteten Wunsch hervorruft usw. Solche Neigungen haben wir nun (ähnlich wie in der Naturwissenschaft Naturkräfte) in so großer Anzahl anzunehmen, als sich an den vorgestellten Handlungen Seiten, Merkmale, Folgen unterscheiden lassen, welche unabhängig voneinander Wünsche hervorrufen, wobei selbstverständlich die Frage nach dieser gegenseitigen Unabhängigkeit große Schwierigkeiten verursachen kann, auf welche wir aber an dieser Stelle nicht einzugehen brauchen. Von diesen Neigungen sind dann die sie erregenden Vorstellungen, welche wir Zielvorstellungen oder Motive nennen wollen, in gleicher Weise scharf zu unterscheiden wie die Ursachen eines Naturereignisses von dem dasselbe beherrschenden Gesetz. Es ist dies mit einigem Nachdruck zu betonen, da auf beiden Gebieten vielfach die Terminologie unsicher ist: so wird nicht selten etwa das Gravitationsgesetz als die Ursache des Fallens eines Körpers, oder die Genußsucht als das Motiv einer auf eigene Lust hinzielenden Handlung bezeichnet. Um Mißverständnissen vorzubeugen, hat man sich also ein für allemal einzuprägen, daß wir überall unter Motiven die einzelnen momentan gegebenen Vorstellungen verstehen werden, auf deren Verwirklichung die nachfolgenden Wünsche sich beziehen; dagegen unter Nei-

Digitized by Google

gungen die allgemeinen und dauernden seelischen Anlagen, kraft derer jene Vorstellungen diese Wünsche hervorrufen. Also: wenn einer sich durch Spekulationen zu bereichern versucht, so ist das Motiv die Vorstellung des zu erwartenden Gewinns, und betätigt sich dabei die Neigung der Geldgier; wenn einer einem Bedürftigen beisteht, so ist das Motiv die Vorstellung des zu verhelfenden Elends, die dabei wirksame Neigung die Menschenliebe; wenn einer mit einer unliebsamen Überzeugung offen hervortritt, so ist das Motiv die Vorstellung von der Richtigkeit dieser Überzeugung, die der Handlung zugrunde liegende Neigung die Wahrheitsliebe usw. Überall müssen aber (wie in der Außenwelt Naturkraft und Ursache) Neigung und Motiv zusammen gegeben sein, um die Wirkung, hier den auf die Verwirklichung des Motivs gerichteten Wunsch, hervortreten zu lassen.

Soviel über Motiv, Neigung und Wunsch; wie ergibt sich nun aber aus diesen die Willenshandlung? Die Antwort muß lauten: je nachdem! Ist die Vorstellung der Handlung so beschaffen, daß sie nur eine Neigung erregt, oder auch, daß sie deren mehrere erregt, welche aber sämtlich gleichgerichtete Wünsche bedingen, so erfolgt ohne weiteres der Willensentschluß, welcher sich sobald wie möglich in die Handlung umsetzt. So wird der Durstige, sobald die Vorstellung des Trinkens in ihm aufsteigt, das vor ihm stehende Glas Wasser ergreifen und zum Munde führen; und so wird ein Gelehrter, der durch die Veröffentlichung einer wichtigen Entdeckung sowohl sich wie der Wissenschaft nützen kann, während nichts ihn davon abhält, gewiß nicht zaudern. Solche Fälle wie diese gibt es aber in voller Reinheit nur selten; fast immer hat die Sache eine Kehrseite, wenn diese auch nur in der Notwendigkeit einer an sich nicht angenehmen Arbeit bestehen sollte. Diese Kehrseite kann in verschiedenen Formen gegeben sein: vielleicht ist die Handlung an und für sich angenehm, aber in ihren Folgen unlustbringend oder umgekehrt; vielleicht auch verspricht sie direkt und indirekt nur Angenehmes, aber würde sie mich verhindern etwas anderes zu tun, welches gleichfalls angenehm ist; vielleicht endlich steht der Lust, welche sie in Aussicht stellt, der Gedanke an eine Pflichtverletzung, welche sie in sich enthalten, oder an ein Leid, welches sie anderen bringen würde, gegenüber. In solchen Fällen liegen

Digitized by Google

also mehrere Motive vor, an welchen sich entgegengesetzte, teils auf ein bestimmtes Handeln, teils auf Nicht- oder Andershandeln gerichtete Wünsche anknüpfen; und es findet, mehr oder weniger klar bewußt, eine Überlegung statt, welche darüber zu entscheiden hat, was wir schließlich am meisten wünschen. Dabei treten uns dann die verschiedenen Zielvorstellungen, einzeln oder verbunden, abwechselnd vor den Geist, und werden nach dem Werte, den ihre Verwirklichung für uns haben würde, eingeschätzt; wir versuchen den Gesamtwert der für und den Gesamtwert der gegen die Handlung sprechenden Motive gegeneinander abzuwägen, und sehen gleichsam die Wage hin und her schwanken, je nachdem sich ein neues Motiv auf die eine oder auf die andere Schale legt; bis wir endlich, je nach Umständen früher oder später, einen mehr oder weniger entschiedenen Ausschlag nach einer oder der anderen Seite feststellen und danach den Willensentschluß bestimmen, an welchem sich dann die Handlung wieder anschließt. — Überall ist uns demnach in diesem Willensentschluß zwar nicht notwendig die letzte (es kann sich zwischen Willensentschluß und Handlung noch eine Überlegung in bezug auf die anzuwendenden Mittel einschieben), wohl aber die wesentliche Ursache des Handelns gegeben; derselbe läßt sich beschreiben als das Bewußtsein, daß eine bestimmte Handlungsweise der Resultante aus unseren gesamten Wünschen entspricht; ohne dieses Bewußtsein darf von einer eigentlichen oder Willenshandlung nicht gesprochen werden. Allerdings braucht dieser Willensentschluß nicht in einem bestimmten, der Handlung vorhergehenden Zeitpunkte als ein besonderer Bewußtseinsinhalt von uns apperzipiert worden zu sein: vielmehr verlaufen die meisten alltäglichen und auch andere (die „impulsiven") Handlungen, ohne daß wir uns vor denselben eines besonderen Willensentschlusses bewußt gewesen wären. Dennoch werden auch diese Handlungen unverkennbar von dem schwachen, nicht fokussierten Bewußtsein begleitet, daß sie in der Richtung der Resultante unserer Wünsche liegen, also gewollt werden; eben dadurch unterscheiden sie sich scharf von anderen Fällen (unwillkürlichen Gewohnheitsbewegungen, „tics", Verfolgtwerden durch eine Melodie oder ein Zitat), wo aufdringliche Vorstellungen, unabhängig von unseren Wünschen, unsere Körperbewegungen oder

Digitized by Google

unser Denken beeinflussen. — Abschließend wäre dann noch zu bemerken, daß nach dem Vorhergehenden auch zwischen Wunsch und Willensentschluß genau unterschieden werden soll. In dem Wunsche gelangt die spezielle Reaktion einer, in dem Wollen die Gesamtreaktion aller Neigungen auf die gegebenen Motivvorstellungen zum Ausdruck; wir können demnach mehreres und verschiedenes zugleich wünschen, aber nur eines wollen: also etwa sowohl wünschen, einen Spaziergang zu machen, als eine angefangene Arbeit zu vollenden, aber, sofern wir das letztere mehr wünschen, nur dieses wollen. Auch diese Unterscheidung wolle man, da sie terminologisch bedeutsam ist, sorgfältig beachten.

Nach alledem müßten, um das Wollen und Handeln eines Menschen vollständig erklären zu können, zwei Faktoren genau bekannt sein, nämlich erstens die ihm gegenwärtigen, auf verschiedene Möglichkeiten des Handelns und Nichthandelns und auf die davon zu erwartenden Folgen sich beziehenden Motive, und zweitens das Stärkeverhältnis der entsprechenden Neigungen. Was mit diesem letzteren Ausdruck gemeint ist, soll noch etwas genauer verdeutlicht werden. Es ist wohl anzunehmen, daß alle überhaupt vorkommenden Neigungen sich auch bei jedem einzelnen Menschen würden feststellen lassen: weder ist der Heilige oder der Märtyrer ohne alle Selbstliebe, noch der schlimmste Verbrecher ohne jeden Anflug von Menschenliebe und Pflichtgefühl. Der Unterschied liegt nur in der relativen Stärke dieser und anderer Neigungen, also in dem Maße, in welchem verschiedene Motive gewertet werden; wie groß aber dieser Unterschied sein kann, lehrt die tägliche Erfahrung. Wenn zwei Personen vor der gleichen Wahl stehen und beide sich die vorliegenden Möglichkeiten des Handelns und Nichthandelns mit allen ihren Folgen in gleicher Weise vorstellen, so trifft dennoch der eine seine Wahl ganz anders als der andere. Die nämlichen Erfolge an materiellem Vorteil, sinnlicher Befriedigung, äußerer Ehre, fremdem Wohle, die nämlichen Ideale der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Pflicht werden von dem einen im Verhältnis zueinander ganz anders gewertet als von dem anderen; der eine wird ein Gewebe von Lügen nicht scheuen, um einen kleinen Gewinn zu erhaschen, der andere würde für alle Schätze der Welt nicht um einen Zoll von

Digitized by Google

der Wahrheit abweichen; heute sehen wir einen Menschen freudig sein Leben für andere oder für eine abstrakte Idee hingeben, morgen einen anderen, der ohne Bedenken Pflichten beiseite wirft und fremde Leben verwüstet, um für sich selbst eine kurze Lust zu gewinnen. Verschiedene Personen zeigen sich also für die gleichen Motive in sehr verschiedenem Grade empfänglich; die Motivkraft bestimmter Vorstellungen, das Maß des Wertschätzens und Wünschens, mit welchem auf diese Vorstellungen reagiert wird, ist für sie ein verschiedenes; was wir, nach unserer obigen Begriffsbestimmung der Neigung (S. 39), mit einem Worte so ausdrücken können, daß bei verschiedenen Personen die verschiedenen Neigungen in sehr ungleichen Stärkeverhältnissen zueinander stehen. In diesem Sinne nennt bereits die gewöhnliche Sprache den einen genußsüchtig, den anderen ehrgeizig, einen dritten und vierten zuverlässig oder wohlwollend; und eine vollendete Psychologie würde in die Verwendung dieser Begriffe die gleiche quantitative Exaktheit hineinbringen können, welche etwa den naturwissenschaftlichen Begriffen zueignet. Prinzipiell in der gleichen Weise also, wie man das spezifische Gewicht zweier Stoffe vergleicht, indem man untersucht, welche Quantität der einen eine gegebene Quantität der anderen aufwiegt, könnte man auch die Stärke zweier Neigungen bei einer bestimmten Person vergleichen, wenn sich feststellen ließe, welches Maß der Befriedigung der einen einem gegebenen Maße der Befriedigung der anderen genau die Wage hält, — welches Opfer an eigener Lust und Bequemlichkeit sich einer etwa getrösten würde, um eine bestimmte Auszeichnung für sich zu gewinnen, oder um einen Unglücklichen vom Untergange zu retten, oder um eine gerechte Sache zum Siege zu verhelfen. Allerdings sind wir noch sehr weit davon entfernt, solche Vergleichungen exakt anstellen zu können; in groben Zügen aber wissen wir von jedem uns näher Bekannten, welche Neigungen stärker und welche schwächer bei ihm vertreten sind, und bestimmen danach unsere Erwartungen in bezug auf sein künftiges Handeln. Die Gesamtheit aber aller einschlägigen Verhältnisse nennen wir den Charakter des Individuums; derselbe läßt sich also bestimmen als die Gesamtheit der Neigungen dieses Individuums in ihren gegenseitigen Stärkeverhältnissen, oder auch als die Gesamtheit der

Digitized by Google

Gesetze, nach welchen bei diesem Individuum verschiedene Motive stärkere oder schwächere Wünsche hervorrufen und dadurch mehr oder weniger zur Bestimmung der einzelnen Willensentschlüsse beitragen. In diesem Charakter liegt also der letzte Grund für die allgemeine Art und Richtung des Wollens der betreffenden Person; eine erschöpfende Erkenntnis desselben würde uns befähigen, die Kraft, mit welcher jedes einzelne Motiv aus einem beliebigen Komplex auf eine bestimmte Handlung hindrängt oder davon abhält, genau zu berechnen und mit Sicherheit vorherzusehen, wie die Resultante aus diesen Kräften, und also auch, wie der Willensentschluß und die Handlung ausfallen werden. Und in der Tat fehlt in bezug auf intimere Bekannte oft nicht viel daran, daß wir, sei es auch ohne genaue Analyse und gleichsam intuitiv, im voraus bis in Einzelheiten wissen, wie sie sich unter bestimmten Umständen betragen werden.

Die einzelne Handlung ist also das Produkt aus Charakter und Motiven; selbstverständlich nicht in dem Sinne, daß jedes von beiden für einen Teil die Handlung erzeugte, sondern vielmehr so, daß ohne die Zusammenwirkung beider auch die allerunbedeutendste Handlung nicht würde stattfinden können. Die Handlung verhält sich einerseits zum Charakter, andererseits zu den Motiven genau so, wie sich etwa die Beschleunigung, welche ein Körper unter der Einwirkung mehrerer bewegender Ursachen erkennen läßt, einerseits zu den beteiligten Naturgesetzen und andererseits zu jenen bewegenden Ursachen verhält: weder diese Ursachen ohne die Naturgesetze, noch die Naturgesetze ohne diese Ursachen, sondern erst beide zusammen vermögen von der Beschleunigung Rechenschaft zu geben. Genau so, wie in diesem Falle die bewegenden Ursachen, die Naturgesetze und die resultierende Beschleunigung, hängen demnach auch in jenem die vorliegenden Motive, der individuelle Charakter und die resultierende Handlung funktionell miteinander zusammen; dergestalt, daß aus den beiden jeweilig ersteren mit Sicherheit auf das dritte, aus zwei anderen aber wenigstens mit Wahrscheinlichkeit auf das fehlende Glied geschlossen werden kann. Also: wenn wir bei einem Menschen selbstverleugnende Menschenliebe als eine überwiegende Neigung kennen gelernt haben, so werden wir bei großer Not (Motiv)

Digitized by Google

mit Sicherheit von ihm erwarten, daß er nach Kräften helfen wird (Handlung); umgekehrt ist, wenn wir einen Menschen von jenem Charakter irgendwo helfend einschreiten sehen (Handlung), zu vermuten, daß dieses Einschreiten durch eine vorgestellte Not (Motiv) bedingt werde; und endlich werden wir bei einem Unbekannten, welcher Notleidenden hilft (Handlung), ohne daß andere Motive als die Vorstellung dieser Not sich entdecken ließen, annehmen, daß er sich durch Menschenliebe auszeichnet. Wenn dagegen bloß eine von jenen drei funktionell zusammenhängenden Größen gegeben ist, so lassen sich daraus die beiden anderen nur in sehr unsicherer Weise bestimmen. Das versteht sich ohne weiteres für den Charakter (ein Mann mit gegebenem Charakter kann vor die verschiedensten Handlungsmöglichkeiten gestellt werden und wird je nach Umständen verschiedenes tun), und auch für die Motive (die gleichen Motive können sich Menschen von sehr verschiedenem Charakter darbieten und dieselben zu sehr verschiedenen Handlungen veranlassen); für die Handlung wird es aber häufig nicht berücksichtigt, indem man glaubt, aus dieser Handlung allein sofort auf den Charakter zurückschließen zu dürfen. Das liegt aber nur daran, daß man, ohne sich davon genaue Rechenschaft zu geben, aus eigenen Mitteln zur Handlung diejenigen Motive hinzudenkt, welche im allgemeinen am häufigsten zu solchen Handlungen führen: also etwa zu einer milden Gabe das Motiv des zu verhelfenden Elends, oder zu einem Morde das Motiv des zu erzielenden Gewinns. Und in der Tat können die näheren Umstände solche sein, daß sie fast nur diese eine Deutung zulassen. Hier wie sonst können aber im allgemeinen gleiche Wirkungen verschiedene Ursachen haben: jener Mildheit kann auch die Vorstellung, als Wohltäter gepriesen zu werden, jenem Morde können etwa politische Motive zugrunde liegen usw. Wenn wir sicher gehen wollen, müssen uns demnach von diesen drei Variabeln: Charakter, Motive und Handlung, überall mindestens zwei gegeben sein, um die dritte erschließen und den ganzen Zusammenhang durchschauen zu können.

10. Die Neigungen als der eigentliche Gegenstand des sittlichen Urteils. Damit wäre denn unser psychologischer Exkurs beendet und könnten wir zur oben aufgeworfenen Frage (S. 38) zurück-

Digitized by Google

kehren, was eigentlich an der Handlung sittlich beurteilt wird, insbesondere, ob das sittliche Urteil sich auf die Handlung als ein Ganzes, oder ob es sich auf einen der dieselbe zusammensetzenden Faktoren bezieht. Und hier gelangen wir wohl zuerst ins Gebiet der ethischen Kontroverspunkte. Einerseits wird nämlich behauptet, daß nur die in der Handlung sich offenbarende Willensrichtung, also das Stärkeverhältnis der Neigungen oder der Charakter —, andererseits, daß vielmehr die resultierende Handlung, oder wenigstens auch diese Handlung, als Gegenstand der sittlichen Beurteilung in Betracht komme. Wir wollen versuchen, an der Hand der Tatsachen über diesen Punkt Klarheit zu gewinnen.

Zunächst darf wohl als vollkommen sicher hingestellt werden, daß das sittliche Urteil über eine Person durch die äußeren Handlungen derselben keineswegs eindeutig bestimmt wird, sondern sich vielmehr innerhalb weiter Grenzen davon unabhängig erweist. Allerdings werden wir häufig, ohne über andere als auf diese äußere Handlung sich beziehende Daten zu verfügen, sofort mit unserem Urteil fertig sein: jedoch nur deshalb, weil wir (S. 45) unwillkürlich und vielleicht unbewußt die äußere Handlung als das Produkt bestimmter Motive und eines bestimmten Charakters gedeutet haben. Unter Umständen sind wir auch zu dieser Deutung vollkommen oder nahezu vollkommen berechtigt; es gibt Handlungen, welche sich kaum anders als in einer Weise deuten lassen: die Aufopferung des Lebens für eine keinen jenseitigen Lohn versprechende Überzeugung läßt sich wohl nur aus hervorragender Wahrheitsliebe, die Schändung eines Kindes nicht anders als aus übermächtigem Egoismus erklären. In weitaus den meisten Fällen liegen aber mehrere Deutungsmöglichkeiten vor; und so oft in einem gegebenen Fall das Vorliegen mehrerer Deutungsmöglichkeiten klar erkannt wird, wird man auch mit seinem Urteil zurückhalten, bis sich eine Deutung als die sicher oder wahrscheinlich richtige herausgestellt hat. Es kann z. B. einer einem anderen eine reichliche Unterstützung zufließen lassen aus reinem Wohlwollen, oder um sich der Dankbarkeit desselben zu versichern, oder um die eigene Eitelkeit zu befriedigen, oder vielleicht sogar, um den Bewohltätigten dazu zu bringen, sich durch ein aus-

Digitized by Google

schweifendes Leben zugrunde zu richten; solange mehrere dieser Deutungen als möglich erscheinen, bleibt das sittliche Urteil unsicher; und je nachdem die eine oder die andere sich schließlich bestätigt, wird es durchaus verschieden ausfallen. Wie aber hier eine identische äußere Handlung durchaus verschieden beurteilt wird, je nachdem sie auf einen oder den anderen Komplex von Motiven und Neigungen zurückweist, so werden umgekehrt durchaus verschiedene, sogar entgegengesetzte äußere Handlungen in gleicher Weise beurteilt, wenn sie aus gleichartigen Motiven entspringen und auf gleichartige Neigungen zurückschließen lassen. Wenn der eine Mensch jedem Bettler ein Almosen reicht, und der andere an jedem, ohne zu geben, vorübergeht, so werden wir doch beide sittlich gleich hoch schätzen, wenn man uns sagt, daß der letztere ein Anhänger der Manchesterschule ist und nur deshalb sein Almosen verweigert, weil er glaubt, durch dasselbe Böses statt Gutes zu stiften. — Aus alledem scheint nun deutlich hervorzugehen, daß das sittliche Urteil sich nicht nach der Handlung richtet, sondern vielmehr nach den dieser Handlung zugrunde liegenden Motiven; oder genauer gesagt, nach dem Maße, in welchem der Handelnde sich für die verschiedenartigen ihm vorliegenden Motive empfänglich gezeigt hat, also nach dem Verhältnis zwischen seinen Neigungen oder nach seinem Charakter. Bei jeder wichtigeren Handlung, welche zu unserer Kenntnis gelangt, tritt uns unwillkürlich ein mehr oder weniger scharf umrissenes Bild des Täters vor die Seele; wir denken uns in die Lage desselben hinein, machen uns eine Vorstellung von den Motiven, welche ihn zur Tat hingedrängt haben mögen, und von den anderen, welche ihn von derselben hätten zurückhalten können, und fragen, was für ein Mensch er wohl sein muß, um auf diese Motive mit jener Handlung zu reagieren. Und je nach der Antwort, welche wir auf diese letztere Frage uns geben, wird auch unser sittliches Urteil so oder anders ausfallen; demzufolge denn auch alle sonstigen Daten, welche uns über diese Frage, was für ein Mensch er eigentlich ist, aufklären können, unser Urteil beeinflussen oder nachträglich modifizieren werden. Es habe also etwa einer eine milde Schenkung zu philanthropischen Zwecken gestiftet: unser erster Eindruck wird vielleicht sein, daß wir es

Digitized by Google

mit einem für das Wohl anderer sich lebhaft interessierenden und deshalb sittlich hoch zu bewertenden Manne zu tun haben; es drängt sich uns aber der Gedanke auf, daß auch andere Neigungen, wie Eitelkeit und Ehrgeiz, zur Begründung der Handlung mitgewirkt haben mögen. Nun wird uns aber des weiteren mitgeteilt, der betreffende Mann lege im allgemeinen auf Auszeichnungen und öffentliche Anerkennung keinen Wert, er habe auch diesmal sich redlich bemüht, seinen Namen geheim zu halten und derselbe sei nur durch einen Zufall bekannt geworden, er habe wiederholt auch sonst im Verborgenen Wohltätigkeit geübt usw.: mit jeder dieser Mitteilungen nimmt unsere Kenntnis des Charakters und gleichzeitig die Sicherheit unseres sittlichen Urteils zu. Für das Maß unserer Wertschätzung kommt dann des weiteren noch in Betracht, ob den siegreichen sittlichen Motiven starke Gegenmotive gegenüberstanden oder nicht, ob also der Schenker nur von seinem Überfluß gespendet hat, oder ob er infolge seiner Schenkung, vorübergehend oder dauernd, sich kleinere oder größere Opfer an Lebensgenuß oder Bequemlichkeit hat auferlegen müssen usw. Durch alle solche Daten wird unsere Erkenntnis seines Charakters präzisiert: infolge derselben können wir nicht nur wissen, daß in diesem Charakter bestimmte Neigungen, wie diejenige der Menschenliebe, sicher vorliegen, sondern auch, in welcher Stärke sie vorliegen, wie sich das Maß ihrer Wirksamkeit zu demjenigen der Wirksamkeit anderer Neigungen, wie Genußsucht und Bequemlichkeit, verhält. Und in gleichem Maße, als solcherweise unsere Erkenntnis des Charakters vollständiger und exakter wird, bestimmt sich auch stets genauer der sittliche Wert, welchen wir der betreffenden Person beilegen. Genau so verhält es sich schließlich auch im entgegengesetzten Fall, also bei der sittlichen Reaktion auf irgend ein Verbrechen. Es sei etwa ein Mord geschehen: wir werden sicher damit anfangen, uns den Mörder zu denken, wie wir uns eben Mörder zu denken pflegen, nämlich als einen rohen, gefühllosen Menschen, und einen mehr oder weniger intensiven sittlichen Abscheu vor ihm zu empfinden. Nun stellt sich aber des näheren heraus, daß der betreffende Mann bis dahin stets ein tadelloses Leben geführt hat, ein ausgezeichneter Gatte und Vater und ein zuverlässiger Freund gewesen ist; daß er aber von dem Menschen, den er jetzt getötet hat, während langer Zeit gereizt und geplagt

Digitized by Google

worden ist, oder daß gar dieser Mensch ihn oder eine von ihm geliebte Person zugrunde gerichtet hat: bei jedem der solcherweise eröffneten neuen Gesichtspunkte modifiziert sich unsere Einsicht in den Charakter des Täters, und, obgleich an unserer Vorstellung von der Tat an und für sich nichts geändert wird, tritt nach und nach unser sittlicher Abscheu zurück, um schließlich fast nur noch einem tiefen Mitleid Platz zu lassen. Verhält es sich nun aber, wie ich glaube, überall so, so scheint der Schluß gerechtfertigt, daß das sittliche Urteil über eine Person sich nicht nach demjenigen richtet, was diese Person getan hat, sondern vielmehr nach dem Charakter, welcher in der Tat zur Äußerung kommt.

Nun scheint aber, neben der Person, doch vielfach auch die Handlung an und für sich Gegenstand der sittlichen Beurteilung zu sein. Wir reden doch von Pflichten; sagen, daß einem die Pflicht, sei es im allgemeinen, sei es unter besonderen Umständen, vorschreibe, so und so zu handeln; und die Beurteilung einer Handlung als pflichtmäßig oder pflichtwidrig ist doch auch eine sittliche Beurteilung. Und zwar scheinen diese und die oben besprochene sittliche Beurteilung ziemlich unabhängig voneinander zu sein: wir werden das eine Mal von einer Handlung sagen, daß sie zwar der Pflicht entspreche, aber nicht aus der richtigen Gesinnung hervorgehe; das andere Mal, daß der Handelnde irrtümlich geglaubt habe, seine Pflicht zu tun, demzufolge denn ihn zwar kein Vorwurf treffe, seine Handlung aber nichtsdestoweniger verwerflich bleibe. Dieser Ansicht ist auch Paulsen: „Eine Handlung kann subjektiv gut und objektiv verwerflich sein; und umgekehrt: sie kann objektiv untadelig sein, ohne doch aus sittlicher Gesinnung hervorzugehen“[1]). Und er erläutert diese Sachlage durch folgende Beispiele. „Ein Arzt hat eine gefährliche Operation gemacht, der Patient ist daran gestorben. Eine doppelte Beurteilung findet statt, die ‚moralische‘ und eine andere, die man die ‚technische‘ nennen könnte. Jene geht auf das Motiv und die Gesinnung: Hat er aus Eigennutz sich zu der Operation entschlossen? Nein, der Patient war zahlungsunfähig. Oder aus Ehrgeiz? Auch nicht, er hat schon hundertmal dieselbe Operation glücklich gemacht und dies war ein verzweifelter Fall. Also etwa in sinnlosem

[1]) Paulsen, a. a. O. S. 228—229.

Digitized by Google

Leichtsinn? Nein, er hat sich erst nach langem Zögern entschlossen. Also in dem Bewußtsein, es sei seine Pflicht als Arzt, das letzte zu versuchen? Gut, ist das ausgemacht, so ist er moralisch gerechtfertigt. Aber ein anderes ist damit noch nicht ausgemacht: daß die Operation sachlich gerechtfertigt war. Hierüber verhandeln die Kunstverständigen, und wenn sie finden, der Ausgang war bei der Lage des Falles vorauszusehen, so tadeln sie ihn trotz des guten Willens"[1]). „Von dem heiligen Crispinus wird erzählt, daß er Leder stahl und armen Leuten Schuhe daraus machte. Ist also Crispinus ein Dieb, ein schlechter Kerl? Das werden wir doch nicht sagen. Er hätte für sich gewiß nie das Allergeringste genommen . . . Der Wille des Crispinus, der mit gutem Gewissen und mit Aufopferung eigener Interessen anderen diente, ist ein guter Wille. Aber dies Urteil ist nicht das einzige, zu welchem die Handlung Veranlassung gibt. Objektiv betrachtet stellt sich . . . die Handlung des Crispinus dar als Wegnahme fremden Eigentums ohne Einwilligung des Eigentümers. (Und) weil die Wirkungen, die in der Natur jener Handlungsweise liegen, mit menschlicher Wohlfahrt unverträglich sind, darum wird sie schlecht genannt und als Diebstahl verboten und bestraft"[2]). Und nicht anders verhält es sich mit politischen Verbrechen, anarchistischen Attentaten, den Greueln der Inquisition: auch diese mögen vielfach aus einer guten Gesinnung hervorgegangen sein; als Taten werden wir sie jedoch verurteilen. Von der anderen Seite werden wir einen Streber, welcher, nur um vorwärts zu kommen, seine Dienstpflichten mit Fleiß und Pünktlichkeit erfüllt, gewiß sittlich nicht hoch stellen, aber sein Verhalten im Amt werden wir dennoch als pflichtmäßig anerkennen. Und so müssen wir denn, wie es scheint, wohl mit Paulsen schließen: „Jede Handlung gibt zu einem doppelten Urteil Anlaß, einem subjektiv-formalen über die Gesinnung der Person und einem objektiv-materialen über den objektiven Wert der Handlung selbst; dort fragen wir nach dem Motiv, hier nach den in der Natur der Sache liegenden Wirkungen"[3]).

Können wir hierbei stehen bleiben? Wohl kaum! Das sitt-

[1]) Paulsen, a. a. O. S. 228.
[2]) Paulsen, a. a. O. S. 229—230.
[3]) Paulsen, a. a. O. S. 228.

Digitized by Google

liche Urteil drängt sich uns zu deutlich als eine Einheit auf, als daß wir es in zwei durchaus verschiedene, zum Teil sich widersprechende Anwendungsgruppen könnten auseinanderfallen lassen. Das ist schließlich auch nicht die Meinung Paulsens: derselbe nimmt an, daß sich am Ende die subjektiv-formale auf die objektiv-materiale, die Wertschätzung nach den Motiven auf die Wertschätzung nach den Wirkungen zurückführen lasse. Das ist eine Theorie, welche sich (was ihr selbstverständlich nicht zu verübeln ist) ziemlich weit von den in der Selbstwahrnehmung gegebenen Tatsachen entfernt; wir kommen später, bei der Besprechung des Utilismus, ausführlich auf dieselbe zurück. Zunächst wollen wir versuchen, ob wir nicht ohne Theorie, durch eine sorgfältigere Zergliederung der Tatsachen selbst, den vorliegenden Dualismus beseitigen können.

Fassen wir also die von Paulsen angeführten Beispiele etwas genauer ins Auge, und zwar zuerst dasjenige von der mißlungenen Operation. In bezug auf diesen Fall wird man, wie ich glaube, wohl allgemein zugeben, daß, wenn der Arzt wirklich so ganz ohne Schuld ist, wie Paulsen es vorstellt, auch von einer sittlichen Verurteilung seiner Handlung nicht mehr die Rede sein kann. Man wird es im Interesse des Patienten und seiner Angehörigen bedauern, daß die Operation stattgefunden hat; man wird auch von dem Arzte sagen, daß es ihm offenbar an den nötigen Kenntnissen oder der nötigen Einsicht gemangelt habe, und daß er also für seinen Beruf nicht tauge: das sind aber keine sittliche, sondern intellektuelle Defekte, und auch die durch solche Defekte bedingte Handlung werden wir als einen Irrtum oder eine Dummheit, nicht als eine Schlechtigkeit bezeichnen. Allerdings mag sich, mehr oder weniger deutlich unterschieden, dem intellektuellen Tadel ein sittlicher Tadel beimischen: wenn wir nämlich annehmen, daß der Arzt, wenn er sich im allgemeinen mehr seiner Studien beflissen oder im vorliegenden Fall sorgfältiger die Literatur zu Rate gezogen hätte, seinen Irrtum hätte vermeiden können, oder auch, daß er, durch frühere Erfahrungen über seine Fehlbarkeit belehrt, in diesem schwierigen Falle einen sachverständigeren Kollegen hätte zu Rate ziehen sollen: aber durch diese Annahmen ist die Sache auch eben wieder von dem intellektuellen auf das Willens- und Charaktergebiet hinübergeführt worden. Eine spezifisch-sittliche

Digitized by Google

Mißbilligung, auch der Handlung, wird also hier sich nur ergeben, wenn und insofern wir Grund finden, bei dem Täter eine unternormale Wirksamkeit bestimmter Neigungen, welche wir eben als sittliche Neigungen bezeichnen, vorauszusetzen. — Nicht anders, obgleich auf den ersten Blick nicht so durchsichtig, liegt die Sache bei dem lederstehlenden Crispinus. Wenn wir auch hier einerseits den guten Willen anerkennen, andererseits aber die Handlung verurteilen, so beruht auch dies auf der Einmischung utilistischer und intellektueller in die rein sittliche Wertschätzung, und löst sich das Problem in einfacher Weise, wenn wir diese verschiedenen Arten der Wertschätzung reinlich voneinander sondern. Zunächst nämlich betrachten wir die Handlung des Crispinus, auch abgesehen von dem Schaden, welchen der Bestohlene erfährt, als gefährlich für das aufs engste mit der Aufrechterhaltung der Rechtsordnung verbundene Gemeinwohl, und bedauern sie deshalb aus utilistischen Gründen, genau so, wie wir ein Erdbeben oder eine epidemische Krankheit bedauern würden. Daß nun Crispinus sich durch diese Erwägung nicht von seiner Handlung hat zurückhalten lassen, kann einen doppelten Grund haben. Erstens ist es möglich, daß er gar nicht an die üblen Folgen seines Diebstahls gedacht, wenigstens dieselben nicht erkannt oder unterschätzt hat: dann werden wir ihn einfach der Kurzsichtigkeit zeihen, und auch seine Handlung nicht schlecht, sondern dumm nennen, da er ein ungeeignetes Mittel gewählt hat, um sein eigentliches Ziel: die Linderung des Elends in der Welt, zu erreichen. Zweitens aber kann es auch sein, daß Crispinus jene üblen Folgen zwar gekannt, aber sich um dieselben nicht gekümmert hat: dann zeigt sich, daß in seinem Charakter zwar einige sittliche Neigungen, wie das Mitleid, nicht aber andere, wie die Sorge um das Gemeinwohl, in normaler Stärke vertreten sind, und es mischt sich jetzt ein sittlicher Tadel in unsere Beurteilung ein. Nun können wir selbstverständlich praktisch niemals genau und sicher bestimmen, in welchem Maße Gründe von der einen und von der anderen Art zu einem gegebenen Entschluß beigetragen haben; worauf es aber ankommt ist dieses: daß, wenn wir sicher wüßten, daß nur Gründe von der ersteren Art vorliegen, kein sittlicher Makel mehr der Handlung anhaften würde. Allerdings würden wir auch dann diese Handlung als verwerflich bezeichnen, jedoch dann nur wieder

Digitized by Google

in dem rein theoretischen Sinne, daß ein nicht nur vollkommen sittlicher, sondern auch die ganze Tragweite der Handlung überschauender Mensch sie unterlassen haben würde. Und endlich gilt ein gleiches auch für die von Paulsen noch angeführten Handlungen von Inquisitoren und politischen Verbrechern. Der Tadel, mit welchem wir diesen Handlungen begegnen, trägt häufig den Charakter der sittlichen Verurteilung: dann aber nur deshalb, weil wir auch die Täter, mit Recht oder mit Unrecht, als irgendwie sittlich minderwertig uns vorstellen. Das liegt zum Teil daran, daß wir uns in die Gedanken- und Gefühlswelt dieser Täter, welche so weit vom Durchschnittstypus abweichen, schwerlich hineinzudenken vermögen, und darum leicht geneigt sind, ihrem Handeln bekanntere unsittliche Neigungen, wie Haß, Neid oder Zerstörungslust, unterzulegen; zum Teil auch an der Annahme, daß, wenn auch jene Handlungen durch sittliche Neigungen begründet waren, dennoch andere sittliche Neigungen, wie Achtung für eine ehrliche Überzeugung und Mitleid, sie bei gehöriger Stärke verhindert haben würden. Stellt sich aber heraus, daß diese letzteren Neigungen keineswegs fehlten, sondern nur der festen Überzeugung einer vermeintlich höheren Pflicht haben weichen müssen, daß also fremdes Leben und fremdes Wohl dem Täter so wertvoll waren wie die eigenen, und nur um eines großen Zieles willen, für welches er auch diese freudig geopfert hätte, von ihm geopfert worden sind, so wird man die betreffenden Handlungen zwar noch bedauern und denselben nach Kräften zu steuern versuchen, sie aus sittlichem Gesichtspunkte aber nicht mehr tadeln können.

Nach alledem scheint wohl sicher, daß jedenfalls auf der gegenwärtigen Entwicklungsstufe des sittlichen Bewußtseins nicht die Handlung, sondern nur der Charakter den eigentlichen Gegenstand der sittlichen Beurteilung abgibt. Es fragt sich aber, ob wir dieses Ergebnis verallgemeinern dürfen. Lehrt doch die Rechtsgeschichte[1]), daß man sich eben in Zeiten, wo Recht und Sittlichkeit noch sehr mangelhaft differenziert waren, bei der Bestrafung von Verbrechern sehr wenig um die Motive ihrer Handlungen ge-

[1]) Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte. 5. Aufl. Leipzig 1907, S. 83—84; vgl. aber Wilda, Das Strafrecht der Germanen, Halle 1892, S. 599 fgg.

Digitized by Google

kümmert hat, und daß sogar die primitive Strafe (ähnlich wie die Privatrache, von welcher sie sich gleichfalls erst langsam abgezweigt hat) sich nicht nur gegen den Missetäter selbst, sondern auch gegen seine Angehörigen und Stammgenossen richtete. Müssen wir da nicht annehmen, daß die jetzigen Formen der sittlichen Beurteilung erst ein spätes Kulturprodukt sind und keine allgemein menschliche Gültigkeit beanspruchen können? Ich habe nun früher (S. 23—24) schon angedeutet, daß und warum mir für die Feststellung der Grundvoraussetzungen des menschlichen Denkens und Wertens die Anschauungen der Kulturvölker mehr als diejenigen der Naturvölker Beachtung zu verdienen scheinen. Jene Grundvoraussetzungen sind eben nicht direkt, sondern nur in ihren Anwendungen auf besondere Fälle dem Bewußtsein gegeben; bei jeder dieser Anwendungen spielen außerdem viele sonstige mehr oder weniger bewußte, richtige und falsche, oft schwer kontrollierbare Annahmen eine Rolle, und es gehört eine beträchtliche Entwicklung des analytischen Vermögens dazu, in diesem Chaos das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen. Was die vorliegende Frage betrifft, ist es also zwar möglich, daß sich die jetzige sittliche Beurteilung nach dem Charakter aus einer früheren nach der Handlung entwickelt habe; es ist aber auch möglich, daß das Wesentliche bei der sittlichen Beurteilung überall und immer der Charakter ist, daß aber erst auf einer höheren Kulturstufe dieser Faktor als der wesentliche erkannt und in Anschlag gebracht wird. Also: wenn etwa eine bestimmte Handlung (z. B. Mord) am häufigsten aus einer bestimmten Charakterverfassung (z. B. rücksichtslosem Egoismus) hervorgeht, und eben wegen dieses Ursprungs als unsittlich erscheint, so kann sich eine feste Assoziation zwischen jener Handlung und dieser Charakterverfassung bilden, derzufolge die letztere in der ersteren stets mit vorgestellt wird, auch ohne daß man sich dieses stets gegenwärtigen, der Gesamtvorstellung erst ihre sittliche Färbung erteilenden Elementes jemals gesondert bewußt würde. Man wird dann ganz allgemein an die Handlung die Forderung der Strafe verknüpfen; und auch in den Ausnahmefällen, wo die nämliche Handlung aus anderen Neigungen hervorgegangen ist, kann, eben weil man sich von jenem Elemente nicht Rechenschaft ge-

Digitized by Google

geben hat, die Assoziation stark genug sein, um jene Handlung noch immer in der gewohnten Färbung erscheinen zu lassen. Daß wir es hier nicht mit einer willkürlichen Konstruktion zu tun haben, zeigen alltägliche Beispiele aus unserer nächsten Umgebung. Auch jetzt noch wird häufig genug eine Handlung falsch beurteilt, weil man sich nun einmal daran gewöhnt hat, dieselbe mit bestimmten Charaktereigenschaften in Verbindung zu setzen: man denke etwa an die abschätzigen Urteile vieler über studierende Frauen, über Abstinenzler usw. Sucht man solchen Urteilen auf den Grund zu kommen, so zeigt sich regelmäßig, daß man eigentlich bestimmte Charaktereigenschaften zu den gegebenen Handlungen hinzugedacht und in diesen gegebenen Handlungen verurteilt hat; sowie nicht selten, daß man diese Charaktereigenschaften auch dort, wo sie augenscheinlich nicht vorliegen, dennoch hartnäckig voraussetzt. Bei dem primitiven Menschen, der überhaupt nicht zu zergliedern gelernt hat und alles „en bloc" betrachtet, muß sich dies noch viel leichter ereignen. Aber auch jene andere Eigentümlichkeit der primitiven Strafe oder Rache, daß sie sich gegen den ganzen Kreis richtet, dem der Übeltäter angehört, findet sich nicht nur in der Neigung wenig Gebildeter, ganze Völker oder Rassen nach einzelnen Individuen zu beurteilen, sondern auch in den weitverbreiteten Erscheinungen des nationalen und Klassengefühls zurück. Und auch hier zeigt sich, daß feste Assoziationen zwischen der Vorstellung der Zugehörigkeit zu jenen Gruppen und derjenigen bestimmter Eigenschaften sich der unbefangenen Auffassung der tatsächlich vorliegenden Verhältnisse stets wieder störend in den Weg stellen. Während aber der zunehmende Verkehr unserer Zeit unausgesetzt darauf hinarbeitet, solche Vorurteile zu korrigieren, werden dieselben auf einer niedrigeren Entwicklungsstufe, wo die einzelnen Gruppen einander viel mehr getrennt und sogar feindlich gegenüberstehen, eine (wenigstens vor dem Weltkrieg) für uns kaum mehr denkbare Selbstverständlichkeit und Unbezweifelbarkeit besitzen können.

Die Auffassung, nach welcher der Charakter erst im Laufe der Entwicklung als der eigentliche Gegenstand der sittlichen Wertschätzung erkannt wird, kann sich also gegenüber der anderen, nach welcher derselbe erst im Laufe der Entwicklung zum Gegenstande sittlicher Wertschätzung geworden sein

Digitized by Google

sollte, auf direkt gegebene Tatsachen berufen. Nur dann würde die letztere Auffassung ernstliche Beachtung verdienen, wenn sich eine Entwicklung der Wertschätzung des Charakters aus derjenigen der Handlung als psychologisch notwendig oder verständlich begründen ließe; daß dies nicht der Fall ist, werden wir später (§ 22) ausführlich nachweisen. Vorläufig halten wir daran fest, daß im ausgebildeten sittlichen Bewußtsein die Beurteilung der Handlung sich zum Teil als von derjenigen des Charakters abhängig erweist, zum anderen Teil aber keine eigentlich sittliche, sondern vielmehr eine intellektuelle Beurteilung ist. Auch in der Vorstellung des pflichtmäßigen Handelns kommen diese beiden Arten der Beurteilung zusammen: wenn wir fragen, was unter gegebenen Umständen Pflicht ist, so wollen wir eigentlich wissen, wie ein sittlicher Mensch, bei vollständiger Kenntnis und Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Verhältnisse, unter diesen Umständen handeln würde. Daher denn auch eine Pflichtverletzung ebensowohl auf Unwissenheit (unternormale Einsicht in die pflichtbegründenden Verhältnisse) wie auf Schlechtigkeit (unternormale Stärke der das pflichtmäßige Handeln bedingenden Neigungen) beruhen kann; wie auch umgekehrt eine Pflichterfüllung ebensowohl auf schlauer Berechnung für sich zu erwartender Vorteile, wie auf pflichtgemäßen Neigungen. Die stoische Unterscheidung zwischen κατόρθωμα und καθῆκον, sowie die Kantsche zwischen moralischem und legalem Handeln, von welchen nur das erstere (das Handeln aus sittlichen Neigungen), nicht aber das andere (die äußere Übereinstimmung der Handlung mit dem Pflichtgebot) sittlichen Wert habe, entspricht also vollständig den bis dahin in Betracht gezogenen Tatsachen. In Übereinstimmung mit Kant weisen diese Tatsachen darauf hin, daß „überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich (ist), was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille"[1]).

11. Einwände von seiten des psychologischen Hedonismus. Gegen das Ergebnis des letzten Paragraphen, nach welchem beim sittlichen Urteilen nur nach Motiven und Charakter, nicht

[1]) Kant, Sämtliche Werke (Rosenkranz) VIII S. 11.

Digitized by Google

aber nach den Folgen zwischen gut und böse unterschieden wird, könnte nun noch vom Standpunkte einer weitverbreiteten Theorie Einspruch erhoben werden. Diese Theorie, diejenige des psychologischen Hedonismus, behauptet, daß bei allem Handeln nur eine Art von Motiven, nämlich Lust- und Unlustmotive, in letzter Instanz maßgebend sei; genauer: daß sämtliche vorliegende Motivvorstellungen eben in demjenigen Maße zur Bestimmung der Willensentscheidung beitragen, als sie von der auszuführenden Handlung einen größeren oder geringeren Ertrag an Lust oder Unlust in Aussicht stellen. Als Endziel werde überhaupt nichts anderes als Lust und Vermeidung von Unlust nachgestrebt; vor jeder Handlung werde, mehr oder weniger bewußt und mehr oder weniger genau, eine Bilanz der von derselben zu erwartenden Lust- und Unlustfolgen zusammengestellt, und je nachdem die ersteren oder die letzteren überwiegen, werde notwendig zur Ausführung oder zur Unterlassung der Handlung beschlossen. Die Vertreter dieser Ansicht glauben sich für dieselbe auf das direkte Zeugnis der Selbstwahrnehmung berufen zu können. So sagt beispielsweise J. S. Mill: „To decide, whether this is really so, whether mankind do desire nothing for itself but that which is a pleasure to them, or of which the absence is a pain, we have evidently arrived at a question of fact and experience, dependent, like all similar questions, upon evidence. It can only be determined by practised self-consciousness and self-observation, assisted by observation of others. I believe that these sources of evidence, impartially consulted, will declare that desiring a thing and finding it pleasant, aversion to it and thinking of it as painful, are phenomena entirely inseparable, or rather two parts of the same phenomenon; in strictness of language, two different modes of naming the same psychological fact: that to think of an object as desirable (unless for the sake of its consequences), and to think of it as pleasant, are one and the same thing; and that to desire anything, except in proportion as the idea of it is pleasant, is a physical and metaphysical impossibility“[1]). Wäre nun diese Theorie richtig, so könnte es scheinen, als ob damit die Möglichkeit, nach Motiven und Charakter zwischen gut und böse

[1]) Mill, Utilitarianism, 6th Ed. London 1877, S. 58.

Digitized by Google

zu unterscheiden, ein für allemal aufgehoben wäre. Denn nach dieser Theorie würden eben alle Motive ihre Motivkraft einem gemeinsamen Umstande, nämlich ihrem Lust- oder Unlustcharakter, verdanken; und es würde daher auch von einer verschiedenen Empfänglichkeit für Motive, also von einem verschiedenen Verhältnis zwischen den Neigungen oder einem verschiedenen Charakter, kaum mehr die Rede sein können, da doch schließlich nur eine Neigung, diejenige nach Lust und Vermeidung von Unlust, alles Handeln beherrschen würde. Und so wäre denn zu fragen, ob nicht das sittliche Bewußtsein, sofern es seinen Urteilen jene Verschiedenheiten zugrunde legen will, sich Unmögliches und Ungereimtes zum Ziele setzen sollte.

Auf diese Frage wäre zunächst zu antworten, daß, auch wenn Mill in allen Stücken recht hätte, dennoch die Beurteilung nach Motiven und Charakter keineswegs notwendig ihren Sinn verlieren müßte. Wenn nämlich feststünde, daß alles nur gewollt wird, weil und insofern es angenehm gefunden wird, so ließe sich doch noch immer fragen, ob nicht einiges angenehm gefunden wird, weil und insofern es sittlich gut ist. Damit wären aber alle Unterschiede, welche vom sittlichen Bewußtsein gemacht werden, im Prinzip wieder eingeführt: nur hätten wir dieselben jetzt zu bestimmen durch das Maß, in welchem Vorstellungen von Handlungen und deren Folgen (nicht den Willen bewegen, sondern) als angenehm oder unangenehm aufgefaßt werden. In diesem Angenehm- oder Unangenehmgefundenwerden würde sich aber in gleicher Weise die individuelle Richtung des Interesses, also der Charakter offenbaren, wie nach der früheren Terminologie in dem Willensentschluß. Es bliebe dabei, daß der eine für andere Motive oder für die gleichen Motive in einem anderen Maße empfänglich ist wie der andere; nur würden sich zwischen die Motive und den Willensentschluß regelmäßig Lust- und Unlustgefühle hineinschieben, und statt zu sagen, daß der eine nur nach sinnlichen Genüssen, der andere dagegen nach fremdem Wohle, Wahrheit und Gerechtigkeit trachtet, wäre jetzt der Unterschied so zu formulieren, daß der eine nur an jenen, der andere aber an diesen Zielen seine Freude hat. Es läßt sich kaum behaupten, daß von diesen beiden Formulierungen die letztere

Digitized by Google

dem natürlichen Denken weiter liegt als die erstere: die Freude am Wohle anderer oder an dem Sieg der Gerechtigkeit, der Schmerz der Reue über eine eigene Pflichtverletzung gehören für dasselbe ganz sicher zum sittlichen Ideal. Und es würde vermutlich in seiner Wertschätzung einer im verborgenen erwiesenen Wohltat oder einer nach schwerem Kampfe überwundenen Versuchung sich dadurch, daß die Vorstellungen jener Freude und jenes Schmerzes dabei eine motivierende Rolle gespielt hätten, nicht irre machen lassen, — vorausgesetzt natürlich, daß sich die betreffenden Gefühle direkt an die Vorstellung des fremden Wohles oder der Pflichtverletzung, und nicht an diejenige etwaiger für sich davon zu erwartender Vor- oder Nachteile anknüpften. Es würde in dem Auftreten und der Wirksamkeit jener Gefühle mit Recht einen Beweis dafür sehen, daß die sittlichen Ziele dem Handelnden nicht gleichgültig sind, sondern Wert für ihn haben, und es würde demselben seine Hochachtung nicht versagen.

Verhält es sich nun aber wirklich so, daß für jede Handlung Vorstellungen eigener Lust oder Unlust, welche sich auf diese Handlung beziehen, die letzten und direkten Motive abgeben? Allerdings macht man sich häufig den Widerspruch gegen diese Behauptung etwas zu leicht: indem man nämlich glaubt, dieselbe durch den einfachen Hinweis auf altruistisches oder pflichtmäßiges Handeln entkräften zu können. Denn nach obigem könnte eben die Vorstellung solchen Handelns lustbetont sein und dadurch Motivkraft gewinnen. Die Theorie des psychologischen Hedonismus braucht demnach die Möglichkeit pflichtgemäßen oder altruistischen Handelns keineswegs zu leugnen, aber sie wird dasselbe anders deuten als andere es tun würden. Wenn sie einer Äußerung „selbstloser Liebe" gegenübersteht, so hat sie gewiß nicht nötig anzunehmen, daß der Täter dadurch auf Umwegen sich selbst irgend welche äußere Vorteile zu verschaffen beabsichtigt; sie kann unbedenklich zugestehen, daß er nichts weiter will als das Wohl des geliebten Wesens; aber sie wird sogleich hinzufügen, daß er diesem Ziele nur deshalb nachstrebt, weil ihm eben Wohl und Wehe des geliebten Wesens nicht gleichgültig ist, weil ihm also das erste Freude und das zweite Schmerz bereitet. Und wenn einer alles, was man Lebensglück zu nennen pflegt, der Pflicht zum Opfer bringt, so wird

Digitized by Google

sie auch hier nicht nach Nebenmotiven zu suchen brauchen, sondern einfach sagen, daß für diesen Menschen das Leid der Reue, welche die Pflichtverletzung nach sich schleppen würde, so unermeßlich groß ist, daß er damit alle sonst möglichen Befriedigungen zu teuer erkauft haben würde. Ja sogar den Märtyrertod für eine keinen jenseitigen Lohn verheißende Überzeugung wird sie dadurch erklären können, daß derselbe demjenigen, der ihn auf sich nahm, im entscheidenden Augenblicke, gegenüber einem durch die Erinnerung an eine Lüge vergifteten Leben, als das kleinere Übel erschienen ist. Allen diesen Fällen gegenüber wird sie den Satz aufrechterhalten können, daß von jedem nur dasjenige nachgestrebt wird, dessen Erreichung ihm, alles zusammengenommen, mehr Lust oder weniger Unlust verspricht, als er sonst zu erhoffen hätte.

In dieser Weise ist also der Theorie des psychologischen Hedonismus sicher nicht beizukommen, aber dennoch hat sie, wie ich glaube, eine schwache Seite. Dieselbe liegt darin, daß zwei sehr verschiedene Behauptungen von ihr nicht gehörig unterschieden werden: erstens die Behauptung, daß wir niemals etwas wünschen, ohne die Erreichung desselben angenehm zu finden, und zweitens die andere, daß dieses Angenehmfinden überall das Motiv des Wunsches in sich enthält. Ersteres mag die Selbstbeobachtung lehren; damit ist aber über die Richtung der Abhängigkeitsbeziehung zwischen Wünschen und Angenehmfinden noch nicht entschieden; es bleibt die Frage, ob wir ein Ziel wünschen, weil wir die Erreichung desselben angenehm finden, oder ob wir die Erreichung desselben angenehm finden, weil wir es wünschen. Sicher ist häufig ersteres der Fall, aber ebenso sicher auch das letztere. Sowie nämlich jeder unbefriedigte Wunsch als solcher eine Quelle entsprechend starker Unlust ist, findet sich auch umgekehrt, daß der Zustand momentaner Wunschlosigkeit, welcher der Befriedigung jedes stärkeren Wunsches folgt, an und für sich genügt, um ein merkliches Lustgefühl zu erzeugen[1]). Daß es sich so verhält, läßt sich am deutlichsten an denjenigen Fällen demonstrieren, wo jener Zustand der Wunsch-

[1]) Vgl. meine Abhandlungen: die Methode der Ethik, Vierteljahrsschr. f. wissensch. Philosophie VI.

Digitized by Google

losigkeit ohne vorhergehenden Wunsch gegeben ist: dem Halbschlaf, dem leichten Rausche eignet ein Glücksgefühl zu, welches nur darauf beruht, daß in dem auf den gegenwärtigen Augenblick beschränkten Bewußtsein alle Wünsche zurücktreten; und ein gleiches ist mehr dauernd in dem eigentümlichen „Klosterglück", wo die stärkeren Wünsche durch die Unmöglichkeit ihrer Befriedigung zum Schweigen gebracht worden sind, vielfach gegeben. Sowie hier, muß also auch in jenen anderen Fällen, wo das Bewußtsein von einem beliebigen Wunsche stark in Anspruch genommen wird, bei der nachfolgenden Befriedigung dieses Wunsches vorübergehend Wunschlosigkeit und Lust eintreten, ganz unabhängig davon, ob der betreffende Wunsch auf die Erzielung von Lust, auf die Aufhebung von Unlust oder auf ein außerhalb der Lust-Unlustsphäre liegendes Ziel gerichtet war. Darum wird auch derjenige, welcher eben von heftigem Zahnweh befreit worden ist, welcher eine schwere Arbeit zu Ende gebracht oder einen durchaus selbstlosen Zweck glücklich erreicht hat, seinen übrigens indifferenten Zustand wenigstens für einen Augenblick als lustbetont empfinden. Und daraus erklärt sich dann jene von Mill hervorgehobene Unmöglichkeit, irgend etwas zu wünschen, ohne zugleich mit der Vorstellung der Erreichung desselben ein Lustgefühl zu verbinden. Nicht weniger klar ist aber, daß dieses Lustgefühl, da es eben den Wunsch, aus dessen Befriedigung es entsteht, voraussetzt, nicht selbst Gegenstand des Wunsches und Motiv des auf seine Befriedigung gerichteten Strebens sein kann; vielmehr gilt von ihm das Aristotelische Wort, daß die Lust nicht Zweck und Beweggrund, sondern nur ein ungewollter Nebenerfolg des Handelns ist[1]). Für die Richtigkeit des psychologischen Hedonismus ist also durch jene Unmöglichkeit nichts bewiesen; es ist allerdings denkbar, daß jeder Wunsch nicht nur dadurch, daß sie bei der Befriedigung erlischt, Lust erzeugt, sondern auch von Anfang an auf die Erzielung einer anderen Lust gerichtet war; es ist aber ebenso denkbar, daß es Wünsche gibt, welche auf anderes als auf Lust gerichtet sind, und für welche also die bei ihrer Befriedigung sich ergebende Lust bloß sekundäre Bedeutung hat. Daß es sich wirklich

[1]) Ethica, X. 2.

Digitized by Google

so verhält, läßt sich zwar kaum direkt beweisen, wohl aber auf indirektem Wege wahrscheinlich machen. Hätte nämlich Mill recht, so müßte, wie er auch selbst zu verstehen gibt, jedes Ziel genau in dem Maße gewünscht und erstrebt werden, in welchem es vor dem Handeln als lustversprechend vorgestellt wird; für die eben angedeutete Auffassung dagegen könnte es auch Wünsche und Bestrebungen geben, denen keine Lustvorstellungen von entsprechender Intensität, oder auch keine Lustvorstellungen überhaupt, vorhergegangen wären. Daß es nun solche Fälle tatsächlich gibt, scheint die tägliche Erfahrung zu beweisen[1]). Es wäre erstens daran zu denken, daß, sowie überhaupt jede Erinnerungsvorstellung, auch die Vorstellung einer bestimmten Lust am klarsten und deutlichsten ist im ersten Augenblicke, nachdem sie tatsächlich erlebt worden ist: dennoch finden wir, daß in diesem ersten Augenblicke der Wunsch nach Erneuerung jener Lust, wenigstens bei allen sinnlichen Genüssen, sich entschieden abschwächt, um erst nach einiger Zeit sich wieder in der früheren Stärke einzustellen. Des weiteren lassen sich bei vielen Handlungen und Bestrebungen in der Selbstwahrnehmung überhaupt keine vorhergehenden Lust- oder Unlustvorstellungen feststellen. Wenn einer sich mittags mit trefflichem Appetit an den Tisch setzt, so ist gewiß der Wunsch zu essen in hohem Maße vorhanden; dennoch braucht weder eine Vorstellung der bevorstehenden Lustgefühle, noch auch (es wäre denn bei einem tatsächlich Ausgehungerten) ein merkliches gegenwärtiges Unlustgefühl sich im Bewußtsein bemerklich zu machen. Ähnlich verhält es sich bei anderen Triebhandlungen, also etwa beim Geschlechtstriebe, beim Bewegungsdrang kleiner Kinder usw.; nicht anders aber auch bei manchen ins Gebiet des Sittlichen fallenden Handlungen. Wenn einer, dem eigenen Interesse entgegen, mit der Wahrheit nicht zurückhält, so kann man sich allerdings die Sache so konstruieren, daß er das Leid der von dem Wahrheitsprechen zu erwartenden Nachteile mit demjenigen der an die Lüge sich anschließenden Reue verglichen, und das erstere als das kleinere gewählt hat: faktisch wird aber meistens in der Selbstwahrnehmung von alledem nichts gegeben, sondern nur,

[1]) Sidgwick, The Methods of Ethics, 7th Ed. London 1907, S. 39—56.

Digitized by Google

neben dem Gedanken an jene Nachteile, der direkte Drang, die Wahrheit zu sagen, festzustellen sein[1]). Und auch das Mitleid mit Unglücklichen ist für viele Naturen keineswegs ein wirkliches Leid, dessen sie aus hedonistischen Gründen gern los werden möchten, sondern vielmehr eine Quelle eigentümlicher Lust, welche sie dennoch nicht zu verlängern, sondern umgekehrt durch hilfreiches Einschreiten aufzuheben suchen. Andererseits wird der sittliche Mensch das nach einer edlen Tat sich vielleicht einstellende Gefühl der Selbstzufriedenheit gewiß nicht zu hegen und lebendig zu erhalten versuchen; was doch nur natürlich wäre, wenn die Tat schließlich keinen anderen Zweck als eben die Erzeugung dieses Gefühls gehabt hätte. Endlich kämen dann noch einige Fälle in Betracht, in welchen es wenigstens den Schein hat, als ob ein Zustand anerkannt größerer Lust entschieden nicht gewollt würde. In einem holländischen Gedichte[2]) weist eine den Tod ihres einzigen Kindes beweinende Mutter den Gedanken, ob es ihr nicht besser gewesen wäre, wenn sie Mutterglück überhaupt nicht gekannt hätte, zurück mit den Worten: Nein, ich bin noch dankbar, meine Trauer ist Herrlichkeit! — werden wir diese Worte buchstäblich auffassen, also annehmen müssen, daß sie den Lustertrag ihres Lebens jetzt höher einschätzt als vor ihrer Mutterschaft? Oder nicht vielmehr so, daß sie die hohen Gefühle, welche die Mutterschaft in ihr entwickelt hat, auch für das größere Glück ihrer unbesorgten Mädchenjahre nicht würde vertauschen wollen? Genau so verhält es sich aber mit jedem hohen, wertvolle Erinnerungen mit sich führenden Schmerze: man muß sich sagen, daß das Leben sich sicher angenehmer gestalten würde, wenn man vergessen könnte, und dennoch strebt man mit allen Kräften danach, die Erinnerung wach zu erhalten. Den schlagendsten Einwand gegen

---

[1]) Nur wo ein schwerer und lange anhaltender Kampf zwischen den Motiven für und wider eine Handlung stattfindet, kann sich die Vorstellung der zu erwartenden Selbstgefühle in denselben einmischen und die Entscheidung beeinflussen. In diesem Falle liegt ethisch die Sache etwas kompliziert; jene Selbstgefühle bezeugen einerseits das Vorliegen relativ starker sittlicher Neigungen, während andererseits die Tatsache, daß nur durch ihre Mithilfe die sittlich richtige Entscheidung herbeigeführt werden konnte, ebenso entschieden auf die relative Stärke der gegenüberstehenden unsittlichen Neigungen hinweist.

[2]) Von P. A. De Genestet.

Digitized by Google

die von Mill verteidigte Theorie finden wir übrigens bei Mill selbst, wo er sagt: „Few human creatures would consent to be changed into any of the lower animals, for a promise of the fullest allowance of a beast's pleasures; no intelligent human being would consent to be a fool, no instructed person would be an ignoramus, no person of feeling and conscience would be selfish and base, even though they should be persuaded that the fool, the dunce, or the rascal is better satisfied with his lot than they are with theirs"[1]). Allerdings glaubt er diese Sachlage dadurch mit seiner Theorie vereinbaren zu können, daß er zwischen Glück (= Lustsaldo) und Zufriedenheit unterscheidet und nun annimmt, die höheren Wesen seien zwar infolge ihrer zahlreicheren Bedürfnisse weniger zufrieden als die niedrigeren, ihr Lustsaldo stelle sich aber noch immer höher als das Lustsaldo jener. Wie nun aber, wenn das Lustsaldo der ersteren ein negatives ist, also einen dauernden Überschuß von Unlust aufweist, und sie dennoch nicht mit einem glücklichen Narren oder Schurken tauschen möchten? Mill selbst gibt, indem er nur im Falle äußersten Elends den Wunsch nach einem solchen Tausche für möglich hält, die Denkbarkeit jener Verbindung bei geringeren Graden des Elends zu: eine negative Größe kann aber doch nicht mehr als eine positive betragen. Und so scheint denn jeder, dessen durchschnittliches Lustsaldo den Nullpunkt nicht erreicht, und der dennoch jenen Tausch abschlagen würde, einen entscheidenden Beweis gegen den psychologischen Hedonismus zu liefern.

Zusammenfassend läge also die Sache wie folgt. Die Behauptung, daß die Vorstellung jeder Wunschbefriedigung eine lustbetonte ist, ist als richtig anzuerkennen, beweist aber keineswegs, daß diese Lustbetonung den Wunsch motiviert hätte, oder mit anderen Worten, daß der Wunsch auf die Erzielung der betreffenden Lust gerichtet wäre. Die andere Behauptung, daß jeder Wunsch direkt auf Lust gerichtet ist, stößt auf schwere Bedenken; falls sie aber richtig wäre, würde sich nichtsdestoweniger der Wunsch indirekt (durch Vermittlung jener Lustvorstellungen) auf sehr Verschiedenes richten können, und würde sich in dieser Verschiedenheit eine Ver-

[1]) Mill, a. a. O. S. 12.

Digitized by Google

schiedenheit des Charakters aussprechen, welche nach wie vor den Gegenstand der sittlichen Beurteilung abgeben könnte.

12. Die Bedingungen des sittlichen Urteils. Aus den Ergebnissen, zu welchen wir in bezug auf die Gegenstände des sittlichen Urteils gelangt sind, lassen sich einige einfache Folgerungen in bezug auf die Bedingungen dieses sittlichen Urteils ableiten; und indem wir diese Folgerungen wieder mit den einschlägigen Tatsachen vergleichen können, gestatten sie uns, die Zuverlässigkeit der gewonnenen Einsichten an einem neuen Materiale noch einmal nachzuprüfen.

Wir hätten also gefunden, daß der eigentliche Gegenstand des sittlichen Urteils überall der Charakter ist (mag sich nun derselbe direkt oder erst durch Vermittlung von Lust- und Unlustgefühlen im Wollen und Handeln offenbaren), und daß auch die einzelne Handlung sittlich nur insofern gelobt oder getadelt wird, als in derselben ein so oder anders gearteter Charakter zur Äußerung gelangt. Nun ist aber dieser zu beurteilende Charakter niemals direkt in der Erfahrung gegeben, sondern derselbe muß stets erschlossen werden. Gegeben sind uns überall einerseits eine oder mehrere Handlungen, andererseits eine mehr oder weniger vollständige und genaue Kenntnis der äußeren Umstände, unter welchen diese Handlungen stattgefunden haben; wir setzen, wenn nichts dagegen spricht, voraus, daß diese Umstände auch der handelnden Person bekannt gewesen sind und als Motive ihre Entscheidung haben beeinflussen können; und aus diesen Motiven und der erfolgten Handlung machen wir endlich den Schluß auf den Charakter. In weitaus den meisten Fällen wird nun jene Voraussetzung im großen und ganzen auch wohl zutreffen, und wird also das sittliche Urteil nicht fehlgehen, wenn es nach Handlung und äußeren Umständen den Charakter erschließt und wertet. Wenn etwa von zwei Vorübergehenden einer einem durch Straßenräuber Bedrängten zu Hilfe eilt und der andere sich aus dem Staube macht, so werden vermutlich beide ungefähr gewußt haben, was sie durch Einschreiten oder Entfliehen für sich bzw. für den Angegriffenen riskieren; und wenn von zwei subalternen Beamten der eine seinem Chef Schmeicheleien, der andere dagegen ihm die nackte Wahrheit sagt, so dürfte es wohl keinem von

Digitized by Google

beiden verborgen gewesen sein, was sie mit ihrer Handlungsweise gewinnen und verlieren können. Es gibt aber Fälle, in welchen jene Voraussetzung nicht zutrifft, also die normale Bekanntheit und Wirksamkeit der äußeren Umstände nicht vorausgesetzt werden darf. In solchen Fällen werden wir entweder überhaupt nicht, oder doch nicht in der nämlichen Weise wie sonst, aus den uns bekannten äußeren Umständen auf die der handelnden Person im Augenblicke der Entscheidung gegenwärtigen Motive, und also auch nicht auf ihren Charakter zu schließen befähigt sein; und das sittliche Urteil muß, wenn unsere bisherigen Ergebnisse sich bestätigen sollen, entweder ganz unterbleiben oder doch sich in entsprechend modifizierter Weise äußern. Wir werden sehen, daß es sich tatsächlich so verhält. Zu diesem Zwecke haben wir diejenigen Fälle ins Auge zu fassen, in welchen die gewöhnliche (sowie auch die Rechts-) Sprache von aufgehobener oder herabgesetzter Zurechnungsfähigkeit redet; denn diese Fälle sind eben dadurch gekennzeichnet, daß Handlungen, welche sonst überall ein entschiedenes sittliches Urteil hervorrufen, hier ein solches nicht oder nur in abgeschwächter Intensität zustande kommen lassen. Allerdings werden jene Namen, infolge ihrer engen Verbindung mit dem Strafrechte, vorwiegend in bezug auf verwerfliche, strafwürdige Handlungen angewendet; die durch dieselben bezeichnete Sachlage kommt aber ebenso häufig bei wertvollen, lobenswürdigen Handlungen vor. Für beide werden wir finden, daß überall die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit, entweder überhaupt oder doch in der gewohnten Weise aus den vorliegenden Daten über Handlung und äußere Umstände auf den Charakter zurückzuschließen, der aufgehobenen oder herabgesetzten Zurechnungsfähigkeit zugrunde liegt.

Ein einfachster Fall liegt vor, wenn wir es mit unfreien, erzwungenen Handlungen im buchstäblichen Sinne des Wortes zu tun haben: wenn also die betreffende Person durch eine fremde Macht genötigt worden ist, etwas zu tun oder zu unterlassen. In vollkommener Reinheit liegt dieser Fall nur vor beim eigentlichen physischen Zwang: wenn also etwa ein anderer, der stärker ist als ich, sich meiner Hand bemächtigt und dieselbe gewaltsam zu irgend welcher Handlung verwendet, oder wenn tatsächliche

Digitized by Google

Einsperrung in einem verschlossenen Raum es mir unmöglich macht, eine übernommene Verpflichtung rechtzeitig zu erfüllen. In solchen Fällen bleibt offenbar mein Wollen ganz außer dem Spiel; es fehlt jede Möglichkeit, aus demjenigen, was geschehen ist, irgend etwas über meinen Charakter zu erschließen; es würde ja genau so geschehen sein, ob ich ein Heiliger oder ein abgefeimter Schurke gewesen wäre. Und dementsprechend wird auch niemand nur einen Augenblick daran denken, mir das Geschehene zuzurechnen oder auf Grund desselben ein sittliches Urteil über mich auszusprechen.

Mit diesem Falle ist derjenige von Handlungen, welche im Zustande der Bewußtlosigkeit (buchstäblich genommen) ausgeführt werden, wesentlich identisch. Wenn einer etwa im Schlafe oder während er in Krämpfen liegt eine Bewegung macht, durch welche eine Lampe umgeworfen und Feuer verursacht wird, so ist er genau so einer fremden Macht unterworfen wie in den früheren Beispielen, nur daß diese Macht jetzt, statt in der Außenwelt, im eigenen Körper haust. Es läßt sich also auch hier in bezug auf den Charakter nichts aus dem Geschehenen ableiten, und das sittliche Urteil findet hier ebensowenig wie dort Anwendung.

Etwas weniger einfach als beim physischen liegt die Sache beim psychischen Zwange: wenn also ein Kind auf Befehl seiner Eltern oder Lehrer, ein subalterner auf Befehl eines höheren Beamten etwas tut oder unterläßt, oder auch, wenn ohne solche Beziehungen einer sich vom anderen durch Drohungen oder Versprechen zu irgend einer Handlung hat bewegen lassen. Hier ist nicht, wie in den vorhergehenden Fällen, das Wollen der handelnden Person einfach ausgeschaltet; sie hat, wenn auch unter fremdem Einflusse, selbst ihre Entscheidung getroffen: „quamquam coactus, attamen voluit". Sofern also aus ihrer Handlung etwas über ihren Charakter ermittelt werden kann, muß die Handlung ihr zugerechnet werden und unterliegt sie der sittlichen Beurteilung. Aber es kann unter diesen Umständen viel schwieriger als sonst etwas über den Charakter ermittelt werden, — um so schwieriger, je dringender der Befehl und je schlimmer die Folgen sind, welche sich an der Nichtbefolgung desselben geknüpft haben würden. Erläutern wir die Sache durch einige Beispiele. Wenn ein Kind seinen

Digitized by Google

Kuchen mit seinen Spielgefährten teilt, werden wir es im allgemeinen für liebreich und uneigennützig —, wenn ein Mensch einer Verabredung nicht Folge leistet, werden wir ihn für rücksichtslos —, wenn ein anderer seine Überzeugung verleugnet, werden wir ihn für falsch und verlogen halten. Gesetzt nun aber, das Kind sei durch Befehl und Strafeandrohung von seiten seiner Eltern zu seiner Mitteilsamkeit bewogen worden, jener Mensch sei durch unerwartete Arbeiten, deren nicht rechtzeitige Beendigung ihm sein Amt kosten könnte, von der Erfüllung seines Versprechens zurückgehalten worden, und die Verleugnung der Überzeugung im dritten Fall habe angesichts des drohenden Scheiterhaufens stattgefunden: so werden wir uns sagen, daß schließlich die meisten, ob liebreich oder egoistisch, rücksichtslos oder rücksichtsvoll, falsch oder (bis zum Grade des entschiedenen Heroismus) ehrlich, unter jenen Bedingungen so gehandelt haben würden, und daß also unsere früheren Folgerungen sich nicht mehr aufrecht erhalten lassen. Wir glauben nicht mehr wie vorher, aus der Handlung den Charakter erschließen zu können, darum schweigt auch unser sittliches Urteil; und eben diesen Sachverhalt meinen wir, wenn wir sagen, daß die Handlung dem Täter nicht zugerechnet werden kann. Daß es sich wirklich so verhält, zeigt sich vollkommen deutlich, wenn wir den „psychischen Zwang" sich merklich abschwächen lassen. Das Kind habe also nicht auf strengen Befehl, sondern nur auf einen leisen Wink der Eltern seinen Kuchen verteilt; der Unpünktliche hätte bei Erfüllung seines Versprechens nicht Entlassung aus dem Amte, sondern nur einen leichten Verweis zu befürchten gehabt; die offene Meinungsäußerung würde nicht das Leben, sondern nur die Aussichten auf schnelles Vorwärtskommen der betreffenden Person gefährdet haben: sofort wird sich unser ursprüngliches sittliches Urteil, wenn auch noch immer etwas abgeschwächt, wieder einstellen. Warum aber? Einfach weil jetzt die durch den psychischen Zwang gesetzten Motive nicht mehr so übermächtig sind, daß sie jeden oder nahezu jeden mit sich fortreißen müßten; weil also unter den jetzigen Bedingungen einige so, andere anders gehandelt haben würden, und wir demnach aus dem tatsächlichen Betragen der betreffenden Personen wenigstens auf einen gewissen überdurchschnittlichen Grad der Uneigennützigkeit, der Rücksichtslosigkeit oder der

Digitized by Google

Falschheit schließen können. — Allgemein liegt demnach die Sache wie folgt. Durch den Befehl und die Kenntnis der mit Nichtbeachtung desselben verbundenen Folgen werden neue zur entsprechenden Handlung hintreibende Motive eingeführt, und diese neuen Motive müssen selbstverständlich bei der Deutung und Beurteilung der Handlung mit in Betracht gezogen werden. Sind nun diese Motive so stark, daß sie fast jedes Gegenmotiv reichlich würden aufwägen können, so kann über die größere oder geringere Empfänglichkeit für die sonstigen Motive nicht geurteilt werden, und die sittliche Bewertung findet keinen festen Boden. Sind dagegen jene neuen Motive sehr schwach, so werden sie das Verhältnis zwischen den bereits vorliegenden Motiven kaum zu stören vermögen, und die Deutung und Wertung der Handlung wird nahezu genau so stattfinden können, wie ohne sie der Fall gewesen wäre. Und zwischen diesen Extremen liegen in allmählicher Abstufung zahllose mittlere Fälle, in welchen die neuen Motive die Deutung und Beurteilung nicht ausschließen, wohl aber mehr oder weniger beträchtlich modifizieren. Es verhält sich mit alledem genau so wie bei einer physikalischen Gewichtsvergleichung; wenn ich wissen will, welcher von zwei Gegenständen der schwerere ist, und sie zu diesem Zwecke in die beiden Schalen einer Wage lege, so kann mein Verfahren keinen Erfolg haben, wenn ein sehr schweres —, und wird es dagegen kaum weniger zuverlässig, wenn ein sehr leichtes Gewicht einem der beiden Gegenstände hinzugefügt wird, während endlich die Hinzufügung eines nicht zu schweren und nicht zu leichten Gewichtes jedenfalls eine Korrektur des Ergebnisses nötig machen würde. Setzen wir für die zu vergleichenden Gewichte die sittlichen und unsittlichen Motive, für das hinzugefügte Gewicht das Motiv des „psychischen Zwangs", so ergibt sich zwischen den beiden Fällen eine exakte Analogie.

Es wird kaum nötig sein, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß durchaus ähnliche Verhältnisse wie beim psychischen Zwange durch ein in Aussicht gestelltes Leid, bei der Überredung mittels Versprechen durch eine in Aussicht gestellte Lust bedingt sein können. Schließlich liegt hier wie dort die Sache einfach so, daß die neuen Motive für die Beurteilung des Charakters mit in Anschlag gebracht werden müssen und tatsächlich gebracht

Digitized by Google

werden. Hier wie dort können des weiteren diese neuen Motive so durchschlagend sein, daß sie jeden Schluß von der Handlung auf den Charakter von vornherein unmöglich machen. Wenn etwa ein Kirchengläubiger sicher annimmt, durch eine fromme Stiftung die ewige Seligkeit erwerben zu können, so läßt sich aus seinem Handeln ebensowenig etwas über seine Empfänglichkeit für die Motive fremden und eigenen Wohles ableiten, wie wenn er ein Verbrechen unterläßt, von dem er glaubt, daß es ihm ewige Höllenstrafen einbringen würde. In beiden Fällen stehen eben den diesseitigen egoistischen Motiven andere, jenseitige, von so übermäßiger Stärke gegenüber, daß sie mit oder ohne Hilfe altruistischer Motive notwendig den Sieg davontragen müßten. Neben den Fällen, wo in dieser Weise die neuen Motive alle Zurechnung unmöglich machen, stehen aber auch hier wieder andere, in welchen sie dieselbe bloß mehr oder weniger einschränken: ein kleiner in Aussicht gestellter Vorteil wird nur in Verbindung mit altruistischen Motiven ein bedeutendes Opfer begründen können, und uns also, wenn auch nicht in gleichem Maße wie sonst, auf die Wirksamkeit jener altruistischen Motive zu schließen gestatten. Und um das Maß dieser Wirksamkeit zu bestimmen, werden wir wieder das Saldo der im Wettkampf unterlegenen egoistischen Motive, also das zu bringende Opfer nach Abzug des zu erwartenden Vorteils, jenen altruistischen Motiven gegenüberzustellen haben.

Eine folgende Gruppe umfaßt diejenigen Fälle, wo die aufgehobene oder verminderte Zurechnung einer Handlung durch das jugendliche Alter des Täters begründet ist. Ein Kind wirft mit einem Stein nach einem Vorübergehenden, verletzt oder tötet denselben: warum wird man diese Handlung dem Kinde weniger übelnehmen wie einem Erwachsenen? Das Kind, wird man antworten, hat nicht gewußt was es tat, es hat es nicht so schlimm gemeint usw. Was man mit diesen Ausdrücken sagen will, ist sehr richtig; es bedarf jedoch einiger Erläuterung. In einem gewissen Sinne hat nämlich das Kind ohne Zweifel gewußt, was es tat und auch das Resultat seiner Handlung beabsichtigt: es hat gewußt, daß es mit einem Steine warf, und auch beabsichtigt, jenen Mann zu treffen, vielleicht sogar ihm Schmerz zu verursachen; ja es mag sein, daß es vorher gedacht und gesagt hat: ich will den Mann totwerfen. Was fehlt dann noch zur vollen

Digitized by Google

Zurechnung? Es fehlt, wie mir scheint, zunächst eines: nämlich die genügende Ausbildung der Kenntnisse und des Intellekts, um auch wirklich einzusehen, was „totwerfen" heißt. Für das Kind ist „tot" kaum mehr als ein Wort; im Grunde will es dem Manne nur unangenehm sein, hat aber keine Vorstellung von den tiefeinschneidenden und weitreichenden Folgen, welche sich aus seiner Handlung ergeben können. Die Motivvorstellungen also, welche ein Kind und welche ein Erwachsener in die Worte: „der Tod jenes Mannes" zusammenfassen würde, sind nicht gleich, sondern durchaus verschieden; und eben darum beurteilen wir die Handlung des Kindes anders als eine gleiche Handlung des Erwachsenen. Der Erwachsene weiß, was der Tod ist und was er für jenen Mann und für seine Angehörigen bedeuten würde; seine Handlung würde also entschieden auf Grausamkeit oder wenigstens auf vollständige Gleichgültigkeit gegenüber dem Wohl und Wehe anderer hinweisen; bei dem Kinde dagegen läßt sie höchstens auf Unfreundlichkeit schließen. Es kommt noch ein anderes hinzu, nämlich das Übergewicht der Primärfunktion, die Unbedachtsamkeit des Kindes. Das Kind lebt nahezu ausschließlich im gegenwärtigen Augenblick; die in diesem Augenblick sich aufdrängenden Zielvorstellungen nehmen sein Bewußtsein fast ganz in Anspruch; ihnen gegenüber haben die anderen, welche sich auf Vergangenheit oder Zukunft beziehen, nur wenig zu sagen. Auch wenn das Kind also theoretisch weiß, welche nachteilige Folgen seine Handlungen für andere nach sich ziehen können, darf man es wegen dieser Handlungen noch nicht der überwiegenden Grausamkeit zeihen: lehrt doch die tägliche Erfahrung, daß es sich auch durch die theoretische Kenntnis bevorstehender nachteiliger Folgen für sich selbst nicht von etwas, woran es nun einmal seine Freude hat, zurückhalten läßt. Überall finden wir die nämliche Sachlage zurück: in demjenigen Maße und nur in demjenigen Maße, in welchem es schwierig oder unmöglich wird, aus der Handlung auf den Charakter zurückzuschließen, wird auch diese Handlung nur zum Teil oder überhaupt nicht zugerechnet, und das sittliche Urteil nur in abgeschwächter Form gegeben oder ganz zurückgehalten.

Auch an diesen Fall schließen sich andere verwandte Fälle an: genau so wie beim Kinde verhält es sich überall, wo eine

Digitized by Google

mangelhafte Voraussicht der von einer Handlung zu erwartenden Folgen bei dem Täter mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, also bei Idioten, geistig Zurückgebliebenen, ausnahmsweise Dummen und ausnahmsweise Unwissenden. Wenn ein Normalsinniger Brand stiftete, bloß um sich am Feuer zu wärmen oder zu ergötzen, so würde das gewiß auf eine übermäßige Entwicklung selbstischer Neigungen hinweisen; tut aber ein Idiot das nämliche, so läßt sich nur schließen, daß er die Wärme oder den Anblick des Feuers liebt, nicht aber, daß er sich diese Genüsse auf Kosten des Lebens oder des Wohlstandes seiner Mitmenschen hat verschaffen wollen. Und umgekehrt wird man ebensowenig Grund haben, ihn für besonders menschenfreundlich und uneigennützig zu halten, wenn er anderen Geschenke macht, welche eigentlich seine Mittel übersteigen. Daß aber die in diesen und ähnlichen Fällen allgemein anerkannte Herabsetzung oder Aufhebung der Zurechnungsfähigkeit nicht von der Minderwertigkeit an und für sich, sondern nur von der dadurch bedingten Unmöglichkeit, aus der Handlung den Charakter zu rekonstruieren, abhängt, zeigt sich leicht an anderen Beispielen. Wenn also etwa der Idiot einem Aufseher, der ihm einen Wunsch hat abschlagen müssen, absichtlich und mit Vorbedacht ein Leid zufügt, oder wenn er umgekehrt einen von ihm besonders geschätzten Leckerbissen aus freien Stücken einem anderen überläßt, so werden gewiß die Umstehenden mit ihrem sittlichen Urteil nicht zurückhalten. Und andererseits wird man auch einem Normalwertigen eine Handlung sittlich nicht zurechnen, wenn sich herausstellt, daß seine Kenntnisse nicht ausreichen, um die in Betracht kommenden Folgen dieser Handlung zu übersehen. Wenn einer etwa durch Erbschaft ein Kunstwerk erworben hat, dessen Wert er nicht ahnt, und nun dasselbe einem anderen für einen viel zu geringen Preis überläßt oder gar schenkt, so wird man ihn deshalb nicht für besonders edelmütig erklären; und wenn ein Bauer eine zufällig gefundene Granate, ohne zu wissen was es ist, einem Kinde als Spielzeug in die Hände gibt, so wird man ihm ebensowenig das nachfolgende Unglück als seine sittliche Schuld anrechnen. Es kommt also für die sittliche Zurechnung bloß indirekt auf die intellektuelle Normalität, direkt aber und in letzter Instanz ausschließlich auf die Möglichkeit an, aus der Handlung sichere

Digitized by Google

Folgerungen in bezug auf den sittlichen Wert des Täters, also auf die Stärke seiner sittlichen im Verhältnis zu seinen unsittlichen Neigungen, abzuleiten.

Etwas komplizierter als die vorigen ist ein weiterer Fall, nämlich derjenige, in welchem die Zurechnung einer Handlung durch übermächtige Affekte, welche im Augenblicke der Entscheidung das Bewußtsein des Täters in Anspruch nehmen, ausgeschlossen oder beeinträchtigt erscheint. Fassen wir zunächst wieder ein paar Beispiele ins Auge. Wenn einer bei kühlem Blute einen anderen, der ihn vor einigen Wochen beleidigt hat, ermordet, oder wenn ein Schuldner ohne Grund es unterläßt, am Zahlungstage seinen Verpflichtungen nachzukommen, so wird man beiden gewiß die Handlung oder die Unterlassung zurechnen; hat aber der eine sofort nach der Beleidigung, und durch dieselbe zu wildem Zorn gereizt, den Mord begangen, und hat der andere im tiefen Schmerz über einen eben erlittenen unersetzlichen Verlust den Zahlungstag unbemerkt vorübergehen lassen, so wird das Urteil über beide bedeutend milder ausfallen. Offenbar ist die Sachlage, welche dieses mildere Urteil begründet, nicht die nämliche wie vorher: das Betragen der betreffenden Personen ist weder ausschließlich durch äußere Umstände, noch durch besondere darauf hindrängende Motive, noch auch durch das Fehlen sonst vorauszusetzender Kenntnisse bedingt: der Totschläger wußte theoretisch ganz gut, daß ein Messerstich lebensgefährlich ist, und dem fahrlässigen Schuldner waren die Verpflichtungen, welche er übernommen hatte, bis in alle Einzelheiten bekannt. Aber: die betreffenden Kenntnisse waren beiden im entscheidenden Augenblicke nicht gegenwärtig; das Bewußtsein des einen war vollständig von seinem Zorn, dasjenige des anderen vollständig von seinem Schmerze eingenommen; demzufolge denn die Motive, welche jenen von seiner Tat hätten zurückhalten und diesen zur pünktlichen Zahlung hätten bewegen können, zeitweilig unter die Schwelle zurückgedrängt, aus dem psychischen Prozeß ausgeschaltet, und dadurch ihres normalen Einflusses auf den resultierenden Willensentschluß beraubt waren. Wird nun gefragt, was dieser Umstand mit der Zurechnung zu schaffen hat, so ergibt sich die nämliche Antwort wie vorher: dieser Umstand hebt die Möglichkeit auf, in gewohnter Weise aus der Handlung etwas über den Charakter des

Digitized by Google

Täters, über seine Empfänglichkeit für sittliche und unsittliche Motive, zu erschließen. Wir sind gewohnt, bei einem Totschläger unternormale Empfänglichkeit für das Mitleidsmotiv, bei einem fahrlässigen Schuldner unternormale Empfänglichkeit für das Pflichtmotiv anzutreffen, und also jenen für gefühllos, diesen für unehrlich zu halten: es kann aber dieser Totschläger sehr wohl ein äußerst mitleidiger Mensch, und dieser fahrlässige Schuldner ein Muster von Ehrlichkeit sein. Denn wir wissen eben nicht, wie sie auf das Mitleids- bzw. auf das Pflichtmotiv reagiert haben würden: im entscheidenden Moment war weder das eine noch das andere, weder die Vorstellung des anzustiftenden Unglücks, noch diejenige der übernommenen Verpflichtung in ihrem Bewußtsein wirksam, und wir können ebensowenig sagen, ob diese Motive für sie größere oder geringere Kraft geübt haben würden als andere, wie wir von einem Gewichte, welches nicht auf, sondern neben die eine Schale einer Wage gestellt ist, sagen können, ob es schwerer oder leichter ist als das Gewicht, welches sich auf der anderen Schale befindet. Die holländische Sprache hat für diesen Sachverhalt einen sehr bezeichnenden Ausdruck, indem sie von einem Menschen, der unter dem Einfluß einer starken Gemütsbewegung gehandelt hat, sagt: „er war nicht sich selbst"; d. h. also: er handelte nicht so, wie er gehandelt haben würde, wenn seine ganze Persönlichkeit, mit allen ihren guten und bösen Neigungen, sich an der Handlung hätte beteiligen können. Statt dessen sind unter dem Einflusse des Affekts einzelne Neigungen übermäßig gereizt, andere dagegen zeitweilig lahmgelegt worden, demzufolge wir denn aus der resultierenden Handlung nur auf die Anwesenheit, nicht aber auf das Übergewicht der ersteren zu schließen berechtigt sind. — Selbstverständlich gibt es nun auch hier Übergangsfälle. Zwischen dem übermächtigen, alles verdrängenden Affekt und dem affektlosen Abwägen der Motive liegen schwächere Affekte und Gefühle, welche die Wirksamkeit sonstiger Motive nicht aufheben, sondern bloß mehr oder weniger herabsetzen. Wo dies der Fall ist, wird sich auch das Maß der Zurechnung entsprechend herabsetzen und die sittliche Verurteilung entsprechend mildern; man wird die Verstärkung, welche die zur Tat hindrängenden, und die Abschwächung, welche die von der Tat abratenden Motive durch den Affekt erfahren haben, einigermaßen zu schätzen versuchen

Digitized by Google

und nach dieser Schätzung sein Urteil einrichten. Im Prinzip müßte man also, um etwa einen Totschlag infolge einer erlittenen Beleidigung gerecht beurteilen zu können, genau wissen, wie stark einerseits die erlittene Beleidigung, und in welcher Genauigkeit und Vollständigkeit andererseits die wahrscheinlichen Folgen der Reaktion im Momente der Entscheidung durch den Täter vorgestellt wurden; man hätte dann diese vorgestellten für die tatsächlich gegebenen Umstände an die Stelle zu setzen und zu fragen, was sich daraus über den Charakter des Täters ableiten läßt. Es versteht sich, daß die Daten für die Beantwortung dieser Frage überall nur äußerst mangelhaft vorliegen; daß sie aber, sofern sie vorliegen, der Beurteilung zugrunde gelegt werden müssen, dürfte dem natürlichen Denken einleuchten, und erklärt sich aus unseren vorhergehenden Erörterungen.

Dem zuletzt besprochenen Fall schließen sich nun noch eine ganze Reihe von anderen an. Zuerst diejenigen, wo ein störender Affekt nicht festgestellt worden ist, sondern bloß mit Rücksicht auf die Umstände vorausgesetzt wird: wenn also bei Beleidigung oder Körperverletzung eine vorhergehende Provokation allgemein als Milderungsgrund anerkannt wird, so beruht dies auf der Annahme, daß durch die Provokation das psychische Gleichgewicht des Täters gestört und eine gleichmäßige Berücksichtigung sämtlicher Motive verhindert worden ist. Ähnlich liegt die Sache im Falle schwerer Versuchung, indem auch hier zu vermuten ist, daß das Versuchungsmotiv durch seine starke Gefühlsbetonung das Bewußtsein ganz in Anspruch genommen und der Vorstellung der Pflicht nicht Gelegenheit gelassen hat, ihre Kräfte mit den seinigen zu messen. Aber auch andere Fälle gehören hierher, in welchen nicht durch einen Affekt, wohl aber durch verschiedenartige sonstige Ursachen ein Teil der in Betracht kommenden Motive vorübergehend oder dauernd ausgeschaltet wird und die entsprechenden Neigungen verhindert werden, ihren Einfluß auf den Willensentschluß geltend zu machen. Unter diesen Ursachen ist an erster Stelle der Rausch zu nennen, dessen psychische Wirkung eben darin besteht, daß er die Sekundärfunktion abschwächt, also den Augenblicksmotiven im Vergleich mit den entfernteren ein abnormales Übergewicht verleiht. Ihm würde sich die Hypnose anschließen, wo in noch weit mehr ausgesprochener Weise einzelne suggerierte Vorstellungen, bei nahezu voll-

Digitized by Google

ständiger Hemmung aller anderen, das Bewußtsein ausfüllen und sich in Handlungen umzusetzen vermögen. Mit diesem Faktor ist wieder nahe verwandt derjenige der Verführung, denn diese besteht eben darin, daß man durch geeignete Zusprache und andere Mittel die Aufmerksamkeit eines anderen auf gewisse Motivvorstellungen hin- und von anderen ablenkt, in der Absicht, ihn solcherweise zu einer Handlung zu bewegen, welche er bei gleichmäßiger Berücksichtigung sämtlicher Motive unterlassen haben würde; wobei es selbstverständlich für die vorliegende Frage gleichgültig ist, ob diese Handlung (was das Wort Verführung speziell involviert) eine böse oder ob es eine gute ist. Und endlich wäre dann noch des Einflusses der Erziehung und des Umgangs zu gedenken, welche beide als eine lange fortgesetzte Verführung (bzw. Überredung zum guten) zu betrachten sind; insofern durch dieselben Denkgewohnheiten gestiftet werden, welche für das ganze folgende Leben eine künstliche Verschiebung der für gewisse Entscheidungen in Betracht kommenden Motivvorstellungen bedingen können. Man vergegenwärtige sich nur, mit wie verschiedenen Chancen einer vor einer Wahl stehen wird, je nachdem er im Elternhause die Armut als ein Produkt mangelhafter sozialer Zustände, oder als die gerechte Strafe für Faulheit und Unbedachtsamkeit hat vorstellen hören, oder je nachdem dort anläßlich eines Betruges mehr auf die Schlauheit und Gewandtheit, oder mehr auf die sittliche Verdorbenheit des Täters der Nachdruck gelegt wurde. — In allen diesen Fällen ist also die gleiche Sachlage gegeben: dem Berauschten und dem Hypnotisierten, dem Verführten oder Beredeten und dem in irgend einer Richtung Erzogenen drängen sich gewisse Motive eher als andere auf; wenn er also den ersteren Motiven gemäß handelt, so ist damit keineswegs bewiesen, daß sie für ihn größeres Gewicht haben als die letzteren, welche sich erst nachträglich oder auch überhaupt nicht eingestellt haben. Er kann demnach böse handeln, ohne im Grunde ein böser, und gut handeln, ohne im Grunde ein guter Mensch zu sein: und es ist eben diese Einsicht, welche, mehr oder weniger klar bewußt, die öffentliche Meinung veranlaßt, in allen jenen Fällen die vorliegenden Handlungen sittlich weniger entschieden zu beurteilen, als unter anderen, für die volle Entfaltung des Charakters günstigeren Bedingungen geschehen sein würde.

Digitized by Google

Zum Schluß hätten wir nun noch diejenigen Fälle zu besprechen, an welche man zuerst zu denken pflegt, wenn von Unzurechnungsfähigkeit die Rede ist, nämlich die psychischen Störungen. Daß sich diese beiden Begriffe, diejenigen der psychischen Störung und der Unzurechnungsfähigkeit, im sittlichen Bewußtsein des Volkes so enge miteinander verknüpft haben, ist nach allem Vorhergehenden leicht zu verstehen. Für den Laien auf psychologischem und psychopathologischem Gebiet ist nämlich die psychische Störung an erster Stelle gekennzeichnet durch die vollkommene Unbegreiflichkeit ihrer Äußerungen; also durch die Unmöglichkeit, sich in den Vorstellungs- und Gedankenkreis des Gestörten zu versetzen und sich Rechenschaft davon zu geben, was ihn zu seinen Worten und Handlungen bewegt. Wo aber die Kenntnis der Motive fehlt, läßt sich über den Charakter nichts ermitteln; und so findet denn das sittliche Urteil über den Irren nirgends einen festen Boden. Diese laienhafte Auffassung wird nun zwar durch die wissenschaftliche Untersuchung stark modifiziert, aber doch keineswegs ganz erschüttert. Erstens gibt es manche Fälle, wo auch der geschulte Psychiater die Motive des Kranken (etwa für die reinen Impulshandlungen des Maniakalischen oder des Epileptikers) nicht zu rekonstruieren vermag. Diesen stehen allerdings andere gegenüber, in welchen eine solche Rekonstruktion mehr oder weniger vollständig gelingt; aber auch hier zeigt sich dann häufig, daß die wirksamen Motive in einem Grade einseitig oder verschoben sind, welche doch wieder jeden sicheren Schluß aus der Handlung auf den Charakter vereitelt. So findet man, daß das Bewußtsein des Melancholikers dermaßen von einigen wenigen hochemotionellen Vorstellungen eingenommen ist, daß andere dagegen kaum aufkommen können: was also der Melancholiker unter dem Einflusse dieser Vorstellungen tut oder unterläßt, ist nicht das Ergebnis einer allseitigen Vergleichung der Motive für und wider, sondern wird einseitig durch jene wenigen Motive bestimmt, und gestattet also nicht, über die relative Empfänglichkeit für Motive verschiedener Art beim Täter irgend etwas zu ermitteln. Einigermaßen anders, und doch wieder ähnlich, liegt die Sache beim Maniakalischen: hier ist die Sekundärfunktion auf ein Minimum herabgesunken; die Motive wechseln demnach sehr schnell, ohne eine merkliche Nachwirkung auszuüben; in jedem Zeitpunkt wird also das Wollen nur

Digitized by Google

durch die zufällig die Oberhand habenden Vorstellungen bestimmt, und ihr Stärkeverhältnis zu den anderen bleibt, genau so wie im vorigen Fall, vollständig im dunkeln. Nicht so sehr verschieden dürfte es sich auch mit den Hysterikern verhalten, deren abnorm verengtes Bewußtsein gleichzeitig nur wenigen Motivvorstellungen Raum läßt, und welche dadurch (wie van Dijck[1]) an dem Beispiel hysterischer Giftmischerinnen sehr schön dargetan hat) trotz guter Neigungen zu fürchterlichen Verbrechen verleitet werden können. Ist also in allen diesen Fällen die Nichtzurechnung gewissermaßen negativ, nämlich durch die Ausschließung berechtigter Motivvorstellungen vom Wettkampf, begründet, so gibt es andere, in welchen umgekehrt unberechtigte Motivvorstellungen, nämlich Wahnideen verschiedener Art, sich am Wettkampf beteiligen, und, wenn nicht jeden, so doch den gewöhnlichen Schluß auf den Charakter unzuverlässig machen. Wenn also etwa ein Paranoiker einem vermeintlichen Verfolger gegenüber eine Gewalttat begeht, so wird auch der Laie einsehen, daß der bei jenem vorliegende Verdacht, wenn auch objektiv durchaus unbegründet, dennoch bei der Beurteilung seiner Handlung mit in Anschlag gebracht werden muß; mit anderen Worten: dem Paranoiker ist seine Handlung nur in demjenigen Maße zuzurechnen, wie wir einem Normalen eine gleiche Gewalttat gegenüber einem wirklichen Verfolger zurechnen würden. Nach diesem Prinzip wird sich auch im Leben, ohne alle Theorie, das sittliche Urteil wohl stets richten; wenn dagegen im Strafrecht für solche Fälle vollständige Unzurechnungsfähigkeit angenommen wird, so läßt sich dies nur dadurch rechtfertigen, daß sich das Maß, in welchem jene Wahnideen auch das sonstige Denken beeinträchtigen, häufig schwer wird bestimmen lassen. Jedenfalls ist aber mit Ziehen[2]) im Prinzip daran festzuhalten, daß jene Annahme nur insofern gelten darf, als „die Wahnvorstellung wirklich auch bei der psychologischen Entstehung der speziell unter Anklage stehenden Strafhandlung eine Rolle gespielt hat". Macht sich also der Paranoiker eines nicht mit seinen Wahnideen zusammenhängenden Betrugs

---

[1]) Van Dijck, Bijdragen tot de psychologie van den misdadiger, Groningen 1905.

[2]) Scholz, Die moralische Anästhesie, Leipzig 1904, S. 160.

Digitized by Google

oder eines sexuellen Attentats schuldig, so liegt kein einziger Grund vor, ihn für diese Handlungen nicht in gleichem Maße wie einen anderen verantwortlich zu stellen: er hat eben dadurch gezeigt, nicht nur irrsinnig, sondern zugleich ein Schurke zu sein. Wie hier, glaube ich auch in einem anderen Punkte völlige Übereinstimmung zwischen dem natürlichen sittlichen Urteil und unseren allgemeinen Ergebnissen feststellen zu können, nämlich in der Verwerfung der „moralischen Anästhesie" als Grund der aufgehobenen oder verminderten Zurechnungsfähigkeit. Wenn (worüber natürlich die Psychiater zu urteilen haben) eine reine moralische Anästhesie vorkommt, wenn es also Menschen gibt, denen, bei normalem Temperament und Intellekt, das Bewußtsein des Wertes sittlicher Ziele vollständig abgeht, so bedeutet das eben, daß sie für solche Ziele nichts fühlen, sich nur um sich selbst kümmern, also radikal unsittlich sind; woran dadurch, daß wir einen solchen Grad der Unsittlichkeit krankhaft nennen, nichts, aber auch absolut nichts, geändert wird. Alles unsittliche Handeln ohne Ausnahme beruht eben darauf, daß die sittlichen Ziele im Vergleich mit den unsittlichen unternormal gewertet und gewünscht werden; dieses Werten und Wünschen sind nicht zwei verschiedene Dinge, dergestalt, daß, wenn das Werten gegeben ist, das Wünschen sich demselben anschließen oder auch nicht anschließen könnte; sondern genau in demjenigen Maße, in welchem ein Ziel als (hedonistisch oder sittlich) wertvoll erkannt wird, wird auch die Verwirklichung desselben gewünscht und, vorbehaltlich stärkerer Gegenmotive, gewollt. Wenn man aber glaubt, die moralisch Anästhetischen damit entschuldigen zu können, daß ihnen die ethischen Begriffe fehlen, so beruht dies auf einer völligen Verkennung der Sachlage. Denn diese ethischen Begriffe sind etwas durchaus Sekundäres: weit entfernt, die Bedingung der Sittlichkeit zu sein, setzen sie vielmehr umgekehrt sittliche Anlagen voraus. Sie sind keine Bedingung der Sittlichkeit, denn täglich sehen wir Menschen sittlich handeln, ohne daß sie sich um die Begriffe, unter welche ihr Handeln untergebracht werden könnte, jemals gekümmert haben. Sie setzen umgekehrt sittliche Anlagen voraus, denn ihr wesentlicher Inhalt läßt sich aus nichts anderem als eben aus dem direkten Erlebnis des sittlichen Wertens abstrahieren. Man kann einen zwar sittliche Vorschriften oder Definitionen von gut und

Digitized by Google

böse auswendig lernen lassen, aber dieselben bleiben unverstanden, solange sie im eigenen Gemüt des Lernenden keinen entsprechenden Resonanzboden finden. Der Unterschied zwischen einem moralisch Anästhetischen, der das Gute „nicht kennt", und einem gewöhnlichen Verbrecher, der es zwar kennt aber nicht übt, besteht also bloß darin, daß den unsittlichen Neigungen bei jenem keine, bei diesem aber wenigstens schwache sittliche Neigungen gegenüberstehen, welche, obgleich den anderen unterlegen, doch die Kraft haben, ihm den Wert des Guten fühlbar zu machen. Darum ist die Unzugänglichkeit für ethische Begriffe keine Entschuldigung, sondern umgekehrt, sofern der Intellekt normal ist, ein Beweis für das Fehlen der entsprechenden inneren Erfahrungen und Neigungen. Oder zusammenfassend: Die ethischen Begriffe lassen sich schließlich nur aus den eigenen sittlichen Reaktionen abstrahieren, und sie werden sich selbstverständlich um so schwieriger abstrahieren lassen, je schwächer diese Reaktionen sind. Wenn diese Schwäche ein Entschuldigungsgrund ist (worüber Näheres in § 14), so gilt derselbe nicht nur für die moralisch Anästhetischen, sondern für jeden Schurken. Es muß aber als der Gipfel der Ungereimtheit bezeichnet werden, einen Menschen im allgemeinen um so schärfer zu verurteilen, je geringeren Wert die sittlichen Ziele für ihn haben, um dann schließlich, wenn dieser Wert auf das letzte Minimum herabgesunken ist, ihn auf einmal für völlig schuldlos zu erklären.

Werfen wir nun einen Blick zurück auf dasjenige, welches wir in diesem Paragraphen erkannt haben, so muß uns vor allem die strenge Folgerichtigkeit treffen, mit welcher das sittliche Urteil aus dem komplizierten Getriebe des Handelns überall den einen Faktor des Charakters herausschält, um diesem seinen Stempel aufzudrücken. Alles was außerhalb dieses Faktors noch in das Handeln eingeht, wird mit intuitiver Sicherheit eliminiert: erstens die intellektuellen und Temperamentseigenschaften, welche bestimmte Motive ganz oder zum Teil ihrer Wirksamkeit berauben; zweitens alle von außen kommenden, durch Erziehung oder Umgebungseinflüsse gestifteten Gewohnheiten des Auffassens und Denkens; drittens die äußeren Lebensumstände, welche den einen in Versuchungen führen, die dem anderen erspart bleiben, oder auch diesem Gelegenheiten bieten, welche sich jenem niemals zur Verfügung

Digitized by Google

stellen. Was aber nach Abzug dieser Faktoren zurückbleibt, ist nichts anderes als das eigene Wesen der wollenden Persönlichkeit, die fundamentale Gesetzlichkeit ihres Strebens, das Maß, in welchem sie die verschiedenen letzten Ziele des Handelns bewertet, kurz ihr Charakter. So bestätigen denn unsere jetzigen durchgängig unsere früheren Ergebnisse: sowie wir dort fanden, daß der eigentliche Gegenstand der sittlichen Beurteilung der Charakter ist, so hat sich jetzt herausgestellt, daß alle Faktoren des Handelns, welche nicht dem Charakter angehören, von der sittlichen Beurteilung ausgeschlossen werden. Wenn und insofern anzunehmen ist, daß die gegebene Handlung den Charakter, also die Gesamtheit der Neigungen in ihrem gegenseitigen Stärkeverhältnis zum Ausdruck bringt, wird dieselbe sittlich zugerechnet; wenn und insofern jene Annahme unsicher erscheint, verliert auch die sittliche Zurechnung Grund und Boden. Dieses Resultat ist aber für die weiteren Aussichten dieser und späterer ähnlich gerichteter Untersuchungen deshalb von einiger Wichtigkeit, weil es unsere Vermutung, daß wir es in der sittlichen Beurteilung mit der unbewußten Anwendung verborgener, nur in diesen Anwendungen gegebener, jedoch durch Analyse derselben ans Licht zu ziehender Kriterien zu tun haben, für einen besonderen Fall vollauf bestätigt. Wenn das sittliche Urteilen ein Produkt zufälliger und wechselnder Umstände, wenn es insbesondere ein Mittel zur besseren Erreichung bestimmter hedonistischer Ziele wäre, so würde es (wie etwa die verschiedenen gegen eine Krankheit vorgeschriebenen Arzneimittel) zwar eine teleologische, schwerlich aber gleichzeitig eine so strenge logische Einheit aufweisen, wie sich hier uns ergeben hat. Mit einem Prinzip kommt man nicht aus, wenn man in unserer komplizierten Welt praktische Ziele erreichen will: wenn wir, um von dem Gegenstande und den Bedingungen des sittlichen Urteilens Rechenschaft zu geben, mit einem Prinzip auskommen konnten, so weist das darauf hin, daß in diesem sittlichen Urteilen eine primäre psychische Gesetzlichkeit zum Ausdruck gelangt. Allerdings werden wir später, bei der Besprechung der teleologischen Hypothesen in der Ethik, diese Vermutung näher zu prüfen haben; als Vermutung dürfen wir sie aber jetzt schon, auch für die noch ausstehenden Teile unserer Untersuchung, mit verdoppelter Zuversicht aufstellen.

Digitized by Google

13. Determinismus und Indeterminismus vom psychologischen Standpunkte. Die im vorigen Paragraphen besprochenen Hindernisse für das Zustandekommen eines sittlichen Urteils (physischer und psychischer Zwang, intellektuelle Minderwertigkeit, Affekte, psychische Störungen) werden häufig als Hemmnisse der „Willensfreiheit", als Ursachen einer Aufhebung oder Herabsetzung der „freien" Wahl oder der „freien" Willensäußerung bezeichnet. Ich habe im vorhergehenden diese Namen mit Vorbedacht nicht verwendet, weil dieselben erstens für die Erörterung der betreffenden Verhältnisse nicht unbedingt nötig erschienen, und weil sie zweitens den Ungeschulten (und sogar manchen angeblich Geschulten) so außerordentlich leicht zu falschen Auffassungen verführen können. Denn das Wort „Freiheit" in allen seinen Verbindungen und Zusammensetzungen ist im Laufe der Zeit zu einem wahren Knäuel psychologischer und ethischer Mißverständnisse geworden, demzufolge man ihm überall, wo es ohne genaue Begriffsbestimmung verwendet wird, mit dem schärfsten Mißtrauen begegnen sollte. Aus diesen Gründen habe ich also das Wort vermieden, obgleich es an und für sich zur Bezeichnung jener Verhältnisse keineswegs ungeeignet sein würde. Denn in der gewöhnlichen Umgangssprache, außerhalb der Psychologie und der Ethik, bedeutet Freiheit nichts weiter als die Möglichkeit, tun zu können, was man eben will; und diese Möglichkeit ist in der Tat in allen jenen Fällen mehr oder weniger, in einer oder der anderen Weise, beeinträchtigt. Beim physischen Zwange ist der Wille einfach machtlos; beim psychischen werden durch eine fremde Autorität an eine bestimmte Wahl Folgen geknüpft, welche den Willen veranlassen, sich für ein anderes zu entscheiden, als er sonst bevorzugt haben würde; in allen anderen Fällen aber sind störende Umstände gegeben, durch welche das natürliche Verhältnis der Motive, vorübergehend oder dauernd, künstlich modifiziert worden ist, und also schließlich nicht dasjenige gewollt wird, was bei gleichmäßiger Wirksamkeit sämtlicher in Betracht kommender Motive gewollt sein würde. In allen diesen Fällen kann man also sagen, daß man dasjenige, was man tut, doch eigentlich nicht will; stellt man denselben die anderen gegenüber, wo die Willensentscheidung ohne Zwang von außen und auf Grund einer vollständigen und adäquaten Vor-

Digitized by Google

stellung der in Betracht kommenden Motive erfolgt, so scheint der Name „Willensfreiheit" zur Bezeichnung der letzteren keineswegs schlecht gewählt zu sein. Daß eine Willensfreiheit in diesem Sinne unter normalen Bedingungen tatsächlich gegeben ist, und daß sie als eine unerläßliche Bedingung der sittlichen Beurteilung anerkannt werden muß, haben wir im Vorhergehenden zur Genüge gesehen.

Nun wird aber, außer in diesem, das Wort „Willensfreiheit" in der psychologischen und ethischen Literatur noch in einem ganz verschiedenen Sinne verwendet und als eine unumgängliche Voraussetzung der sittlichen Beurteilung hingestellt. In diesem anderen Sinne soll das Wort besagen, daß die Willensentscheidung durch ihre gesamten Antezedentien (Motive und Charakter) nicht eindeutig bestimmt ist; daß also bei einer bestimmten Person, unter bestimmten äußeren und inneren Umständen (wozu selbstverständlich auch die Kenntnis und die mehr oder weniger deutliche Vorstellung der vorliegenden Verhältnisse gehören) die Handlung ebensowohl ausbleiben wie stattfinden, oder auch die eine Handlung ebensowohl wie die andere stattfinden kann. Man sieht ohne weiteres, daß die Willensfreiheit in diesem Sinne mit der oben besprochenen nichts gemein hat: dort wurde nur dasjenige Handeln unfrei genannt, welches durch äußeren Zwang oder falsche Vorstellung der Motive bestimmt wird, hier dagegen alles Handeln, welches irgendwie bestimmt wird, sei es auch in normaler Weise durch die gemäß dem Charakter erfolgende Wertung sämtlicher Motive. Und eben weil diese beiden durchaus verschiedenen Begriffe so häufig miteinander verwechselt oder vermischt werden, habe ich mich bestrebt und werde ich mich bestreben, in der positiven Erörterung das Wort Willensfreiheit ganz zu vermeiden. Indem aber jene Annahme von der nicht eindeutigen Bestimmtheit der Willensentscheidung durch ihre gesamten Antezedentien noch immer, und sogar in den letzteren Jahren wieder mehr als früher, in der ethischen Literatur eine bedeutende Rolle spielt, ist es unbedingt nötig, derselben eine sorgfältige und ausführliche Untersuchung zu widmen. Allerdings hat diese Untersuchung nur einen negativen Zweck: sie wird zum Ergebnis führen, daß eine Willensfreiheit in diesem Sinne psychologisch durchaus unannehmbar, und für die Ethik so wenig er-

Digitized by Google

fordert ist, daß umgekehrt nur auf dem Boden der entgegengesetzten Auffassung von Sittlichkeit und sittlicher Beurteilung die Rede sein kann. In dem vorliegenden Paragraphen soll nur die psychologische, und dann im folgenden die ethische Seite der Frage erörtert werden. Um Mißverständnisse möglichst auszuschließen, sollen dabei überall die sich gegenüberstehenden Auffassungen kurz als Determinismus und Indeterminismus bezeichnet werden. Determinismus heißt also die Ansicht, nach welcher der Willensentschluß durch seine gesamten Antezedentien völlig bestimmt (determiniert) ist, also mit diesen Antezedentien gesetzlich zusammenhängt; dergestalt, daß eine erschöpfende Erkenntnis der Antezedentien auch eine genaue Vorhersage des Willensentschlusses und der Handlung möglich machen würde. Dagegen behauptet der Indeterminismus, daß der Willensentschluß durch seine Antezedentien nicht eindeutig bestimmt sei, mit demselben nicht gesetzlich zusammenhänge und auch aus einer vollständigen Kenntnis derselben nicht mit Sicherheit prognostiziert werden könnte. Von diesen beiden Ansichten haben wir also zunächst rein theoretisch zu untersuchen, welche auf Grund der verfügbaren Daten als die wahrscheinlich richtige anzuerkennen ist.

Da muß denn an erster Stelle kurz bemerkt werden, daß das Wollen, wenn es durch seine gesamten Antezedentien nicht eindeutig bestimmt wäre, eine durchaus einzigartige Ausnahmestellung unter allen Erscheinungen des Natur- und Geisteslebens einnehmen würde. Das ist nun zwar kein Grund, es für unmöglich zu erklären, daß es so sein sollte, es ist aber doch gut, sich von dieser Sachlage Rechenschaft zu geben. Überall setzt die Wissenschaft eine „Logik der Tatsachen", ein Bestimmtwerden des Folgenden durch das Vorhergehende, unbedenklich voraus, und überall findet sich diese Voraussetzung durch jede neue Entdeckung in stets weiterem Umfange bestätigt. Sicher sind wir noch weit davon entfernt, tatsächlich überall aus dem Vorhergehenden das Folgende vorhersagen oder sogar nachträglich erklären zu können; aber wo dies noch nicht oder mangelhaft möglich ist, haben wir es stets mit komplizierten, schwer zerlegbaren, mangelhaft bekannten Antezedentien zu tun, während in einfacheren und durchsichtigeren Fällen stets wieder eine sichere und genaue Berechnung des unter bestimmten Umständen

Digitized by Google

zu Erwartenden sich als möglich erweist. Nun sind allerdings die Antezedentien psychischer Erscheinungen äußerst kompliziert, sehr schwer zerlegbar, und nicht nur für andere, sondern auch für das Subjekt selbst sehr mangelhaft erkennbar, da unter denselben außer den gegenwärtigen auch die Nachwirkungen zahlloser früherer Bewußtseinsinhalte eine mehr oder weniger bedeutende Rolle spielen; es ist demnach von vornherein wohl sicher, daß sich einer exakten Vorhersage psychischer Erscheinungen, auch wenn sie im Prinzip möglich ist, große praktische Schwierigkeiten entgegenstellen müssen. Vergleichen wir nun aber die Sachlage auf diesem Gebiete mit derjenigen in anderen, gleichfalls auf die Wahrnehmung verwickelter Gesamteffekte angewiesenen Wissenschaften, wie Meteorologie oder Physiologie, so bekommen wir gewiß nicht den Eindruck, daß künftige Ereignisse sich hier mehr als dort der Berechnung entziehen. Wenn der Meteorologe das zu erwartende Wetter, der Arzt den Ausgang einer Krankheit oder die Folgen einer gegebenen konstitutionellen Veranlagung mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit im voraus zu bestimmen vermag, so ist es kaum weniger gut möglich, in bezug auf einen Bekannten begründete Vermutungen darüber aufzustellen, ob er ein neu angetretenes Amt tüchtig verwalten oder vernachlässigen, oder ob er überhaupt im Leben sich durchschlagen oder zugrunde gehen wird. Und zwar sind die zu solchen Prophezeihungen erforderten Kenntnisse und Einsichten keineswegs auf die Fachpsychologen beschränkt, sondern in beträchtlichem Umfang Gemeingut aller denkenden Menschen, und werden sie auch von allen denkenden Menschen fortwährend mit dem Bewußtsein vollgültiger Evidenz angewendet. Jeder weiß, daß dem einen zu trauen ist, dem anderen nicht, erwartet hier strenge Pflichtsbetrachtung, dort schlaffes Sichgehenlassen, und wählt mit Rücksicht auf solche Unterschiede Freunde und Untergebene; keiner denkt daran, daß ein „freier Wille" ebenso leicht alle diese Erwartungen über den Haufen werfen wie dieselben bestätigen könnte. Ganz besonders aber denkt keiner daran, daß dasjenige, was er bei alledem stillschweigend voraussetzt, nichts anderes ist als der Determinismus. Der Determinismus behauptet nach obigem weiter nichts als eben dieses: daß jeder auf gegebene Motive gemäß seinem Charakter reagiert, daß man diesen Charakter aus

Digitized by Google

seinem bisherigen Handeln mehr oder weniger genau erkennen, und nach dem Maße dieser Erkenntnis sein künftiges Handeln mehr oder weniger genau vorhersagen kann; und eben dieses wird im praktischen Leben überall vorausgesetzt. Welchen Zweck hätte es auch, Verabredungen zu treffen, Kontrakte abzuschließen, Bitten, Ratschläge oder Befehle zu äußern, seine Kinder zu erziehen, wenn man nicht erwartete, daß die andere Partei sich durch die damit gegebenen Motive in ihrem Handeln würde bestimmen lassen? In der Praxis des Lebens erweist sich jeder ohne Ausnahme als Determinist; außerhalb des Determinismus wäre jeder Verkehr zwischen Menschen einfach unmöglich. Und wenn tatsächlich dieser Verkehr nicht unmöglich ist, wenn unsere Erwartungen in bezug auf die Menschen sich im großen und ganzen (mit Ausnahmen, auf welche wir alsbald zurückkommen) leidlich bestätigen, so ist damit ein erster und schwerwiegender Grund für die Wahrheit der deterministischen Auffassung des Wollens gegeben.

Wir wollen aber etwas mehr ins einzelne gehen, und zunächst einen möglichst einfachen Fall, wo nur ein einziges Motiv und eine einzige Neigung im Spiele ist, in Betracht ziehen. Nehmen wir also an, ein hungriger Mann setze sich zur Essenszeit an den wohlbesetzten Tisch: ist es denkbar, daß er nicht zugreift? Das ist sicher denkbar, und der Indeterminist wird sich vielleicht des Sieges schon sicher fühlen. Aber man denke daran: wir betrachten zunächst einen möglichst einfachen Fall; es darf also zum Hungermotiv kein anderes Motiv hinzukommen. Man darf nicht sagen: vielleicht besinnt sich der Mann darauf, daß er etwas Wichtiges zu tun hat, was nicht aufgeschoben werden kann; denn das wäre eben ein konkurrierendes Motiv. Ebensowenig: vielleicht ist er totmüde und bedarf vor allem der Ruhe; denn das würde heißen, daß die zum Essen erforderten Bewegungen ihm unlustvoll genug erschienen, um ein wirksames Gegenmotiv abzugeben. Auch nicht: er ist vielleicht von traurigen Gedanken erfüllt und mag nicht an Essen denken; denn dann hätten diese traurigen Gedanken eben zeitweilig das Hungermotiv aus dem Bewußtsein verdrängt. Endlich am allerwenigsten: der Mann kann doch einfach auf das Essen verzichten, weil er seine Freiheit beweisen will; denn diese Vorstellung, einen Beweis für die Freiheit zu liefern, wäre erst recht ein neues Motiv.

Digitized by Google

Wir müssen unerbittlich darauf beharren: das Hungermotiv soll lebendig bleiben, und es soll kein einziges anderes Motiv hinzukommen; wird er dann nicht sicher zugreifen? Ich denke, jeder, der sich den Fall rein vorzustellen vermag, wird diese Frage bejahen. Und auch der Indeterminist wird, wenn jener Mann, der sich soeben seines Appetits gerühmt hat, jetzt alle Schüsseln an sich vorübergehen läßt, nicht einfach denken: der Mann hat ja einen freien Willen, und damit die Sache für erklärt halten. Er wird, genau so wie jeder andere, mit Sicherheit ein Gegenmotiv voraussetzen; wenn aber der Mann das Vorliegen eines solchen Gegenmotivs verneint, so wird er das Gefühl haben, einem ungelösten Rätsel gegenüberzustehen, und an der Überzeugung festhalten, daß dennoch irgend etwas dahinter stecken muß, — ganz so, wie er es einer unerklärlichen Naturerscheinung gegenüber tun würde. Daß das gegebene Motiv des Hungers ohne Wirkung bleiben könnte, wenn nicht ein anderes Motiv ihm entgegenwirkte, wird er ebensowenig annehmen können, als daß eine Wage, auf deren eine Schale man ein schweres Gewicht gelegt hat, ohne Belastung der anderen Schale im Gleichgewicht bleiben kann.

Wir betrachten zweitens einen etwas komplizierteren Fall, nämlich denjenigen, wo zwei nach verschiedener Richtung ziehende Motive einander gegenüberstehen; diese Motive mögen aber noch immer dem Gebiete einer Neigung angehören, also etwa beide Lust-Unlustmotive sein, während dagegen sittliche Motive vorläufig ausgeschaltet bleiben. Es sei also beispielsweise einer im Zweifel darüber, ob er ins Konzert oder ins Theater gehen soll, oder ob er von einer Speise, welche sehr nach seinem Geschmack, aber seiner Gesundheit nicht zuträglich ist, essen soll oder nicht. Unter solchen Umständen findet, wie die Selbstwahrnehmung lehrt, eine rohe Abschätzung des in beiden Fällen zu erwartenden Lustsaldos statt, und es fragt sich, ob die Entscheidung immer nach der Seite der größeren Lust oder der geringeren Unlust ausfällt. Auf den ersten Blick sieht es sicher wieder nicht danach aus, als ob es so wäre; vielmehr werden jedem leicht Beispiele von Handlungen einfallen, wobei, obgleich nur hedonistische Motive mitspielten, sehr entschieden ein größerer Lustertrag einem kleineren geopfert wurde. Häufig genug hat man sich nun einmal irgend ein Ziel in den Kopf gesetzt, und gibt

Digitized by Google

sich für die Erreichung desselben viel mehr Mühe, als es verdient; in anderen Fällen werden im Affekt Handlungen begangen, durch welche man seine ganze Zukunft verdirbt. Zeigt sich hier nicht der „freie", um den Lustwert der Motive sich nicht kümmernde Wille? Doch wohl kaum; vielmehr haben wir es hier mit solchen Verhältnissen zu tun, wie wir in § 12 besprochen haben: wo also ein stark gefühlsbetontes oder festgerostetes Motiv das ganze Bewußtsein einnimmt und Gegenmotive nicht aufkommen läßt. Diese Gegenmotive, welche der Draußenstehende klar erkennt, sind also für den Handelnden einfach nicht da und können also auch nicht wirken. Daß es sich wirklich so verhält, zeigt sich wohl am deutlichsten daran, daß nachträglich, wenn der Affekt verrauscht ist und das normale Verhältnis der Motive sich wiederhergestellt hat, die betreffende Person nicht nur seine übereilte Handlung bereut, sondern es auch unbegreiflich findet, daß er dieselbe hat begehen können, und sogar sich sicher fühlt, daß er jetzt in durchaus gleichen Umständen anders handeln würde. Solche Erfahrungen werden häufig indeterministisch gedeutet: sie scheinen zu beweisen, daß die nämliche Person in den nämlichen Umständen entgegengesetzter Willensentscheidungen fähig ist. Tatsächlich zeugen sie jedoch für den Determinismus; denn die Umstände sind eben in den beiden Fällen nicht die nämlichen. Zwar mag sich jetzt die Person die Situation genau so vorstellen, wie sie damals faktisch vorgelegen hat: er stellte sie sich aber damals anders vor, und nur weil er sie sich damals anders vorgestellt hat, hat er sich auch anders entschieden, als er sich jetzt entscheiden würde. In jenem wie in diesem Fall hat die Entscheidung im Sinne des größten vorgestellten Lustüberschusses stattgefunden, und eben auf die vorgestellten, nicht auf die wirklich vorliegenden Verhältnisse kommt es für die Motivierung des Willens an. Auch hier also kann die Wirkung, die resultierende Willensentscheidung, nicht verschieden ausfallen, ohne daß sich in den Ursachen, den wirksamen Motiven, eine entsprechende Verschiedenheit entdecken ließe.

Zuletzt untersuchen wir einen dritten und noch etwas komplizierteren Fall: es mögen sich wieder zwei Motive, jedoch nicht mehr zwei hedonistische, sondern ein hedonistisches und ein sittliches Motiv gegenüberstehen; es sei also etwa

Digitized by Google

die Frage, ob man sich durch eine kleine Abbiegung von der Wahrheit eine einträgliche Stellung verschaffen, oder ob man eine verfügbare Geldsumme zu persönlichen oder zu philanthropischen Zwecken verwenden soll. Diese Fälle unterscheiden sich von den vorigen hauptsächlich dadurch, daß hier die widerstreitenden Motive nicht direkt unter sich meßbar sind: von mehreren Lust- oder Unlustgefühlen kann man sagen, daß sie gleich groß sind, oder daß das eine größer ist als das andere, ein Lustgefühl und ein sittlicher Wert sind dagegen, zunächst wenigstens, unvergleichbare Größen. Wenn aber auch nicht nach ihrem Inhalt, so lassen sich die betreffenden Vorstellungen doch wohl nach der Motivkraft vergleichen, welche sie für eine bestimmte Person besitzen; wir können fragen, ob das Maß und das Verhältnis, in welchem die beiden Motive das Wollen dieser Person beeinflussen, durch den Charakter derselben eindeutig bestimmt ist oder nicht. Die Sache liegt hier wieder ganz wie auf physischem Gebiet. Wenn etwa die strenge Gesetzlichkeit der Gravitationserscheinungen in Frage stünde, so würde man erstens etwa untersuchen können, ob, wenn verschiedene Mengen eines bestimmten Stoffes auf die beiden Schalen einer Wage gebracht werden, dieselbe regelmäßig nach der Seite der größeren Menge ausschlägt; wollte man aber diesen Versuch auch mit verschiedenen Stoffen anstellen, so würde man die Mengen dieser Stoffe nicht mehr direkt vergleichen können; man würde also fragen müssen, ob eine bestimmte Menge des einen Stoffes stets eine bestimmte Menge des anderen Stoffes aufwiegt, oder mit anderen Worten, ob das Gewicht einer bestimmten Menge eines bestimmten Stoffes auch ein bestimmtes ist. In genau derselben Weise haben wir aber zu fragen, ob bei einer gegebenen Person ein bestimmtes sittliches stets ein bestimmtes hedonistisches Motiv aufwiegt, ob also für dieselbe jedes Motiv (etwa die Vorstellung eines bestimmten Lustertrags oder eines bestimmten sittlichen Wertes) ein bestimmtes Gewicht hat oder nicht. Und auf diese Frage gibt dann wieder die Erfahrung, soweit sie reicht, eine entschieden bejahende Antwort. Allerdings reicht sie nicht so weit, als wir wünschen könnten: unsere Kenntnis der in einem bestimmten Fall wirksamen Motive ist immer mangelhaft, und es gibt Menschen, bei welchen die oben schwimmenden und allein

Digitized by Google

wirksamen Motive von Augenblick zu Augenblick wechseln: die Bestimmung des Gewichtes der Motive aus den resultierenden Handlungen ist demnach immer in gewissem Maße unsicher. Innerhalb der hiermit bezeichneten Fehlergrenzen erweist sie sich aber als durchaus zuverlässig: je besser wir einen Menschen kennen, um so genauer werden wir auch wissen, welches Gewicht verschiedene Motive für ihn haben, und um so sicherer werden wir die Richtung, nach welcher er sich unter bestimmten Umständen entscheiden wird, vorhersagen können. Eben darum wird man sich um eine Gabe für eine gemeinnützige Stiftung an einen Philanthropen, und für die Teilnahme an einer vorteilhaften Unternehmung an einen Spekulanten wenden. Und auch hier wird man, wenn der eine seine Hilfe verweigert oder der andere die Gelegenheit, sich zu bereichern, unbenutzt vorübergehen läßt, sich nicht nur darüber wundern, sondern auch verborgene Motive dafür voraussetzen und eventuell zu entdecken versuchen. Lassen sich aber solche Motive nicht auffinden, so wird man kaum sagen, der Mann habe nun einmal kraft seines freien Willens anders gehandelt als sonst, sondern vielmehr, man habe sich in dem Manne geirrt.

Aber, wird man noch fragen, kommen denn nicht auch gänzlich unerwartete Umkehrungen zum Guten oder zum Bösen vor, welche sich aus demjenigen, was wir bis dahin über den Charakter ermittelt hatten, in keiner Weise erklären lassen? Ich antworte: Gewiß, es kann aber auch dasjenige, was wir bis dahin über den Charakter ermittelt hatten, äußerst mangelhaft sein. In weitaus den meisten Fällen würde eine tiefere Einsicht lehren, daß das Neue sich unter dem Alten schon lange vorbereitet hat, und daß das Alte unter dem Neuen noch lange fortbesteht, wie es denn bisweilen sogar nach längerer oder kürzerer Zeit auf einmal wieder mit ungeschwächter Kraft hervorbricht und sich behauptet. Aber abgesehen hiervon kann die scheinbare Charakterveränderung auch so zu erklären sein, daß neue Motivvorstellungen entweder zugeführt oder doch in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit versetzt worden sind. Es kann dies (wie etwa bei Paulus und Franziskus) auf eindrucksvollen äußeren oder inneren Erfahrungen beruhen; es kann auch durch Zuspruch anderer oder durch zufällige Lektüre bedingt sein, indem neue Gesichtspunkte uns eröffnet werden,

Digitized by Google

neue Ideale in unseren Gesichtskreis treten, oder auch bloß ein einzelner Gedanke, ein tiefes oder warmes Wort den Weg zu unserem Herzen findet, und uns die Welt und uns selbst in einer ganz anderen Weise als bisher anzusehen lehrt. Und es kann endlich auch, mehr oder weniger vollständig, ein Ergebnis unserer eigenen inneren Entwicklung sein, sei es, daß diese Entwicklung wesentlich auf der Gefühlsseite stattfindet, indem neue Wertungen sich hervordrängen, sei es, daß sie einen vorwiegend intellektuellen Anstrich hat, indem bessere Wege ermittelt werden, die bereits früher anerkannten Werte zu verwirklichen. In allen diesen Fällen liegt also keine Veranlassung vor, neuerschaffene, von dem bisherigen Charakter unabhängige Tendenzen eingreifen zu lassen; sondern wir kommen überall mit der Annahme bereits in diesem Charakter gegebener, nur vielleicht latenter Neigungen aus, welche erst jetzt durch das Auftreten entsprechender Motivvorstellungen die Gelegenheit gewinnen, sich in Handlungen zu offenbaren. Nicht der Mensch selbst ist ein anderer geworden, sondern er hat nur früher an manches nicht gedacht, welches, einmal erkannt, jetzt erst den Wert und die Motivkraft, welche es für ihn hat, zu entfalten vermag.

Blicken wir nun auf das Vorhergehende zurück, so müssen wir uns fast darüber wundern, daß es überhaupt einen Indeterminismus und Indeterministen gibt. Denn nicht nur haben wir nirgends Gründe gefunden, die Willenserscheinungen außerhalb des allgemeinen Kausalzusammenhangs zu stellen, sondern es hat sich auch gezeigt, daß sogar diejenigen, welche den Determinismus in der Theorie verwerfen, denselben in der Praxis des Lebens unbedingt voraussetzen. Diese Sachlage scheint nur dadurch zu erklären, daß die Gegner den Determinismus falsch verstehen, daß sie also glauben, es sei mit diesem Worte etwas anderes gemeint, als die Vertreter jener Lehre tatsächlich damit meinen. Die Argumentationen der Indeterministen bestätigen häufig diese Vermutung; einige der am meisten verbreiteten Mißverständnisse mögen hier noch kurz erörtert werden.

Im Grunde lassen sich freilich alle diese Mißverständnisse auf ein einziges zurückführen, welches darin besteht, daß man die psychische, insbesondere die Willenskausalität nach seinen Vorstellungen von der physischen Kausalität

Digitized by Google

deutet. Mit dieser physischen Kausalität ist man nun einmal am besten vertraut; man hat weit öfter von physischen als von psychischen Gesetzen reden hören; wird also behauptet, daß das Handeln mit seinen Antezedentien gesetzlich zusammenhängt, so denkt man sich diese Gesetzlichkeit leicht als in allen Stücken der Naturgesetzlichkeit analog. Diese Naturgesetzlichkeit hat man aber als eine mechanische, des näheren als ein passives Getriebenwerden aufzufassen gelernt; und so glaubt man denn, die deterministische Annahme einer Gesetzlichkeit des Wollens und Handelns könne nur bedeuten, daß auch dieses Wollen und Handeln im Grunde überall nur ein passives Getriebenwerden sei, während der Handelnde selbst, seine Einsichten und Wertungen, seine Überlegung und seine Wahl, sich nur im Schein daran beteiligen. Diese Auffassung führt dann noch eine Strecke weiter. Eine mechanische Einwirkung, welche wir (etwa beim Fallen oder Gestoßenwerden) erleiden, erfolgt nicht nur ohne, sondern auch gegen unseren Willen; wird also die Willensgesetzlichkeit mechanisch gedeutet, so liegt es nahe, zu schließen, daß für den Determinismus eigentlich alles Wollen ein erzwungenes, von außen auferlegtes ist. Endlich wird dann noch bisweilen diesem erzwungenen, also uneigentlichen, aber wirksamen Wollen ein eigentliches, aber unwirksames Wollen gegenübergestellt, und also die Quintessenz des Determinismus dahin zusammengefaßt, daß der Mensch nicht dasjenige tue, was er will, sondern nur dasjenige, wozu die Umstände ihn treiben. — Daß nun mit allen diesen Deutungen der Determinismus, wie wir ihn im vorhergehenden entwickelt haben, nicht im entferntesten getroffen wird, braucht wohl kaum ausdrücklich gesagt zu werden. Jene Auffassung des ursächlichen Folgens als ein passives Getriebenwerden trifft schon für Naturereignisse nicht zu: jedes Ding reagiert auf Einwirkungen von außen nach seiner besonderen Eigenart; niemals, selbst nicht beim mechanischen Stoß, läßt sich die Wirkung bestimmen, ohne diese Eigenart zu berücksichtigen. Während wir aber bei leblosen Gegenständen jene Eigenart bloß äußerlich, durch ihre Wirkungen, erkennen, ist sie uns bei der Willenskausalität direkt gegeben und verständlich. Wir sehen hier gleichsam, wie die äußeren Umstände es machen, uns zu Handlungen zu veranlassen: nämlich so, daß sie uns verschiedene

Digitized by Google

Möglichkeiten eröffnen, aus welchen wir, je nach dem Maße unserer Einsicht und der Stärke unserer verschiedenen Neigungen, die uns am besten erscheinende wählen. Das Ergebnis dieser Wahl hängt sicher mit den Antezedentien (den äußeren Umständen, unserer Einsicht in dieselben und unseren Neigungen) gesetzlich zusammen, aber diese Gesetzlichkeit ist weder eine mechanische, noch eine erzwungene; sie ist nichts weiter als der logische Zusammenhang zwischen unserer allgemeinen, dauernden Willensrichtung und ihren Äußerungen unter besonderen Umständen. Insbesondere kann von diesen Umständen, welche die Motive liefern, nicht gesagt werden, daß sie den Menschen in seiner natürlichen Betätigung hemmen oder zu einer anderen nötigen: sie bieten einfach die Konsideranz, auf Grund deren er sich, kraft der in seiner eigenen Natur angelegten allgemeinen Verhaltungsregeln, zu einer bestimmten Handlung entschließt. Wenn also der Anblick einer schmackhaften Speise mich zum Essen, oder der Anblick menschlichen Elends mich zum Helfen reizt, so werde ich durch diese Gegenstände nicht genötigt, ohne oder gegen meinen Willen zu essen oder zu helfen; sondern weil ich im allgemeinen auf Gaumengenüsse oder auf das Wohl meiner Mitmenschen Wert lege, ergreife ich die mir gebotene Gelegenheit, um im Sinne dieser Neigungen zu handeln. Von dieser Art ist in allen normalen Fällen die Gesetzlichkeit der Willenserscheinungen; wer dies verstanden hat und im Auge behält, hat damit einem fundamentalen Mißverständnis in bezug auf den Determinismus den Weg abgeschnitten.

Aus diesem fundamentalen Mißverständnis entwickeln sich dann die meisten anderen. Also zunächst die unter Laien sehr verbreitete Meinung, daß nach dem Determinismus der Mensch nicht tun könne, was er will; demzufolge man denn glaubt, durch die Ausführung einer beliebigen willkürlichen Bewegung diesen Determinismus endgültig widerlegen zu können. Natürlich ist das Unsinn. Der Determinist ist nicht weniger wie der Indeterminist davon überzeugt, daß in allen normalen Fällen (also mit den in § 12 besprochenen Ausnahmen) jeder tun kann und tatsächlich tut, was er will; das Problem, welches die beiden Theorien trennt, liegt nicht nach, sondern vor dem Willensentschluß. Die Frage ist, ob dieser Willens-

Digitized by Google

entschluß, von welchem unbedenklich zugegeben wird, daß er Macht über das Handeln hat, nun seinerseits in der eben angedeuteten Weise durch seine Antezedentien bestimmt wird oder nicht. Daß eine bejahende Antwort auf diese Frage im Leben überall stillschweigend vorausgesetzt wird, haben wir oben gesehen.

Mit diesem Mißverständnis ist ein anderes nahe verwandt. Jenem früher erbrachten Nachweis, daß man im Leben von bekannten Personen überall dasjenige Handeln erwartet, welches den vorliegenden Daten in bezug auf ihren Charakter und ihren Motiven entspricht, wird häufig entgegengehalten, daß man allerdings wohl sicher wisse, die betreffende Person werde so und so handeln, daß dieselbe aber immerhin doch anders würde handeln können. Dieser Einwand unterschiebt, genau so wie der vorige, dem Determinismus die Meinung, daß einer nicht tun kann was er will: denn was man mit jenen Worten meint, ist doch wohl nur dieses, daß jene Person, wenn sie gewollt hätte, auch anders hätte handeln können. Das gibt aber auch der Determinismus unbedenklich zu; und andererseits will er mit seinem Satze von der Determiniertheit des Wollens nichts weiter sagen, als was dort zugegeben wurde: daß man nämlich bei genügender Kenntnis des Charakters und der Motive die resultierende Entscheidung hätte vorhersehen können. Diese beiden Sätze: „alles Handeln ist determiniert" und „alles Handeln würde sich bei genügender Kenntnis der Person und der Umstände vorhersehen lassen", besagen eben genau dasselbe; wer zwischen denselben auch nur den kleinsten Bedeutungsunterschied wittert, hat sicher den Determinismus noch nicht verstanden.

Endlich beruht auf dem nämlichen letzten Grunde ein drittes und wichtigstes Mißverständnis, nach welchem der Determinismus von den evidenten Erfahrungen der Selbstbestimmung und der Wahlfreiheit keine Rechenschaft würde geben können. Was zunächst die erstere anbelangt, so wird eben häufig vergessen, daß jenes „Selbst", welches man als bestimmenden Faktor beim Handeln behaupten will, jedenfalls auch zu den Antezedentien gehört, von welchen der Determinismus die Handlung gesetzlich abhängig machen zu müssen glaubt. Daß man dies aber vergessen konnte, liegt wieder einfach daran, daß man sich die Gesetzlichkeit nur als eine mechanische, als ein Bestimmtwerden

Digitized by Google

durch äußere Ursachen, denken kann. Und demgegenüber ist dann aufs neue zu betonen, daß nicht nur neben den von außen kommenden auch innere Motive (Einsichten und Grundsätze, Ideale und Normen) zum Willensentschluß mitwirken, sondern daß auch alle diese Motive bloß dem eigenen Wesen des Selbst, also dem Charakter, ihre Motivkraft verdanken. Was aber zur rückhaltlosen Anerkennung der Selbstbestimmung noch mehr als dieses erforderlich sein würde, ist nicht leicht einzusehen. — Vielleicht etwas schwieriger liegt die Sache in bezug auf die Wahlfreiheit. Hier verläuft die Beweisführung gegen den Determinismus etwa wie folgt: Die Wahlfreiheit ist uns in der unmittelbaren Selbstwahrnehmung gegeben; wenn aber, wie der Determinismus behauptet, ein vollkommener Psychologe schon jetzt die Handlung, für welche ich mich schließlich entscheiden werde, genau und sicher vorhersagen könnte, so wäre es doch ungereimt, zu sagen, daß ich zwischen dieser und anderen Handlungen noch frei wählen kann. So scheint es in der Tat; aber so scheint es doch nur, weil und solange man sich von demjenigen, was die Selbstwahrnehmung in bezug auf das freie Wählen lehrt, nicht Rechenschaft gegeben hat. Ich versuche dies zu tun, und bitte den Leser, sorgfältig zu kontrollieren, ob die nachfolgende Beschreibung auf dasjenige paßt, was er beim freien Wählen tatsächlich zu erleben pflegt. Zunächst sind also äußere Umstände gegeben, welche einem, je nachdem er so oder anders will, die Möglichkeit verschiedener Handlungen eröffnen; nun weiß er aber noch nicht, welche von diesen Möglichkeiten am meisten seinen Wünschen entspricht; darum versucht er sich Inhalt und Folgen jeder zulässigen Entscheidung möglichst klarzumachen, und hält sie dann gegeneinander, um zu sehen, welche er mehr und welche er weniger wünscht; endlich wählt er, was ihm auf Grund dieser Vergleichung als das beste erscheint. Ist nun aber hiermit der Prozeß des freien Wählens richtig beschrieben, so läßt sich leicht nachweisen, daß dieser Prozeß in allen seinen Stadien nur als ein determinierter denkbar ist. Die äußeren Umstände sind gegeben; ebenso die Erkenntnis, daß man Bedeutung und Folgen der einzelnen möglichen Entscheidungen noch nicht klar durchschaut; daraus ergibt sich begreiflicherweise der Wunsch nach weiterer Aufklärung und das auf die Befriedigung dieses Wunsches gerichtete Nachdenken;

Digitized by Google

die Ergebnisse dieses Nachdenkens hängen von den verfügbaren Daten und den intellektuellen Fähigkeiten des Individuums ab; das Maß, in welchem die verschiedenen durch jenes Nachdenken zur Klarheit gebrachten Ziele gewertet werden, bringt die Stärke der entsprechenden sittlichen oder unsittlichen Neigungen zum Ausdruck; und daß schließlich dasjenige getan wird, auf welches der Handelnde den höchsten Wert legt, versteht sich von selbst. Es ist sogar denkbar, daß der Handelnde vor aller Überlegung diesen Wert schon näher bestimmt hat; daß er sich also gesagt hat: auf alle Fälle werde ich tun, was meine Pflicht ist, oder auch: auf alle Fälle werde ich tun, was mir den größten Vorteil bringt; dann ist sofort klar, daß nur intellektuelle Erwägungen, ohne weitere Einmischung des Wollens, die eigentliche Wahl bestimmen, dennoch wird man sich auch hier bewußt bleiben, frei zu wählen. Überall zeigt sich, daß das freie Wählen ein durch und durch determinierter Prozeß ist, welcher nur deshalb als undeterminiert erscheint, weil der handelnden Person zunächst die Daten, nach welchen sie ihre Wahl treffen wird, noch nicht in genügender Klarheit und Vollständigkeit vor Augen stehen. Damit löst sich auch der scheinbare Paradox, daß der allwissende Psychologe den Ausgang der Wahl vorhersagen könnte, während die wählende Person selbst noch schwankt: stünde der letzteren von Anfang an die nämliche erschöpfende Kenntnis der Gründe und Gegengründe zur Verfügung, welche wir bei dem ersteren voraussetzen, so würde auch jene nicht zweifeln, sondern sofort ihre Entscheidung treffen. Wenn wir also unter Wahlfreiheit, dem Sprachgebrauch gemäß, die Fähigkeit verstehen, von allem für uns Möglichen dasjenige zu tun, was uns als das beste erscheint, so wird diese Wahlfreiheit durch den Determinismus in keiner Weise eingeschränkt. Jeder wählt, was ihm am besten erscheint: eben darum wird, wo Pflicht und Vorteil einander gegenüberstehen, der Ehrenmann sicher anders wählen als der gewissenlose Egoist. Und darum wird auch, wer die beiden kennt, ihre Handelsweise im voraus angeben können: nicht, weil sie keine Wahl hätten, sondern weil eben sie es sind, welche wählen, und weil er aus früherer Erfahrung weiß, welche Ziele ihnen am meisten am Herzen liegen. Wären diese Ziele, also die allgemeine Art zu werten und zu wollen, bei den betreffenden Personen andere,

Digitized by Google

so würde nichts sie hindern, auch anders zu wählen und zu handeln. Und in dieser Sachlage wird noch einmal jeder dasjenige wiedererkennen, was er damit meint, wenn er sagt, in bezug auf irgend etwas die „freie Wahl" zu haben.

Nach alledem ist zu schließen, daß die wichtigsten theoretischen Bedenken, welche gegen den Determinismus angeführt werden, sämtlich auf Mißverständnissen beruhen. Diese Mißverständnisse werden durch die Sprache in bedenklichem Maße begünstigt, und sie werden kaum verschwinden, solange man sich nicht ein Prinzip daraus macht, bei der Diskussion der vorliegenden Frage alle zweideutigen Ausdrücke sorgfältig zu vermeiden. Zu diesen zweideutigen, stets wieder Verwirrung stiftenden Ausdrücken gehören nicht nur die Worte Freiheit und Unfreiheit, sondern auch die anderen: Notwendigkeit und Möglichkeit, Müssen und Können. „Freiheit" bedeutet ursprünglich ungehemmtes Wollen, nachträglich aber auch unverursachtes Wollen; ebenso „Unfreiheit" abwechselnd erzwungenes und aus seinen Bedingungen verständliches Wollen. Andererseits bedeutet die „Notwendigkeit" oder das „Eintretenmüssen" einer Erscheinung in der theoretischen Wissenschaft überall das logische Hervorgehen derselben aus ihren Bedingungen; in bezug auf Handlungen wird aber diese Bedeutung oft auf den Fall eingeschränkt, daß diese Bedingungen außerhalb der handelnden Person liegen, also die Handlung eine ungewollte, erzwungene ist. Und von den entsprechenden Ausdrücken „Unmöglichkeit" oder „Nichteintretenkönnen" gilt genau das nämliche. Wir haben im vorhergehenden gesehen, daß die Fragen des Determinismus und Indeterminismus sich behandeln lassen, ohne diese Ausdrücke zu verwenden; trotzdem werden sie sich manchem Leser auch gegen seinen Willen stets wieder aufgedrängt haben. Es ist (nicht speziell im Interesse des Determinismus, sondern im Interesse der Klarheit) entschieden zu fordern, daß jeder, der in diesen Sachen zu befriedigenden Einsichten gelangen will, konsequent und systematisch sich von dem irreführenden Einfluß jener Worte frei zu erhalten sucht. Es kann für keine Theorie gut sein, mit Ausdrücken zu arbeiten, welche das eine Mal in diesem, das andere Mal in einem ganz verschiedenen Sinne verstanden werden.

Digitized by Google

14. Determinismus und Indeterminismus vom ethischen Standpunkte. Nachdem wir also gesehen haben, was der Determinismus behauptet und was derselbe nicht behauptet, haben wir zu untersuchen, ob dieser Determinismus für die Ethik gefährlich ist, d. h. also, ob das von ihm gelehrte Bestimmtwerden des Wollens durch Charakter und Motive irgendwie als ein Hindernis für die sittliche Beurteilung, oder aber ob es umgekehrt vielmehr als eine notwendige Voraussetzung derselben anzuerkennen ist.

Für die Beantwortung dieser Frage halte ich es nun zunächst für sehr bedeutsam, daß ein durchaus ähnlicher Widerstreit zwischen der landläufigen Theorie und der landläufigen Praxis, wie wir ihn im vorigen Paragraphen festgestellt haben, auch hier vorliegt. Wenn wir bei hundert Menschen herumfragen, ob es eine „Willensfreiheit" im indeterministischen Sinne gibt, ob also „für einen gegebenen Menschen zu einer gegebenen Zeit mehrere Handlungen gleich möglich sind" oder etwas dergleiches, so werden sicher neunzig bejahend antworten; dennoch setzen im Leben, wie wir gesehen haben, auch diese neunzig den Determinismus unbedenklich voraus. In gleicher Weise wird auch die Behauptung, daß jene Freiheit und jene Möglichkeit verschiedenen Handelns eine unerläßliche Bedingung der sittlichen Beurteilung seien, nahezu allgemeine Zustimmung finden; sieht man aber zu, wie diese Zustimmenden es im Leben machen, so stellt sich heraus, daß sie umgekehrt überall um so entschiedener sittlich urteilen, je sicherer und vollständiger die Zurückführung der Handlung auf ihre Antezedentien gelingt. Ein paar Beispiele mögen die Sache erläutern. Einem Verbrechen, von welchem man klar einsieht, daß es aus dem rücksichtslosen Egoismus des Täters in Verbindung mit den Motivvorstellungen sicheren Gewinnes und wahrscheinlicher Straflosigkeit hervorgegangen ist, wird man mit der schärfsten Verurteilung begegnen; sowie man andererseits ein schweres Opfer für die Wahrheit, welches offenbar aus reiner Überzeugungstreue, bei vollständiger Kenntnis der zu erwartenden nachteiligen Folgen, erbracht wird, aufs allerhöchste schätzen wird. Hat dagegen einer ohne jeden erdenklichen Grund einen wildfremden Menschen getötet oder demselben sein ganzes Vermögen geschenkt, so wird man die Zurechnungsfähigkeit desselben ernstlich bezweifeln und bis auf weiteres mit seinem sitt-

Digitized by Google

lichen Urteil zurückhalten. Dennoch haben wir es eben hier mit Handlungen zu tun, bei welchen wenigstens der Schein jener Loslösung des Willensentschlusses von seinen Ursachen, welche man für die oberste Bedingung der sittlichen Beurteilung erklärt, am vollständigsten gegeben ist, während dagegen dort der Zusammenhang offen vor Augen liegt. Noch instruktiver sind die Fälle, in welchen eine Handlung nicht ohne Motiv, sondern in geradem Widerstreit mit denjenigen Motiven, welche man aus früherer Erfahrung als besonders wirksam bei der betreffenden Person kennt, stattzufinden scheint: wenn also etwa ein berüchtigter Geizhals sehr reichlich zu einem guten Zwecke beisteuert, oder ein Ehrenmann, dessen Zuverlässigkeit in Geldangelegenheiten schon manche Probe bestanden, eines Betruges überwiesen wird. Hier wenigstens müßte derjenige, dem es mit seinem Indeterminismus Ernst ist, eine offenkundige Äußerung des an nichts gebundenen, „freien" Willens vor sich zu haben glauben, und jener ersteren Handlung die höchste Anerkennung, dieser zweiten den entschiedensten Tadel zu Teil werden lassen. Aber auch hier ist wieder die unbewußte Einsicht stärker als alle Theorie: auch der verstockteste Indeterminist wird ohne weiteres einfach nicht glauben, daß der Geizhals jener Großmut, der ehrliche Mann jener Gemeinheit fähig sei; er wird stutzig werden, weitere Daten abwarten, und, solange die Sache nicht aufgeklärt worden ist, sich eines Urteils enthalten.

Es ist nun wieder leicht einzusehen, daß das hiermit erläuterte allgemeine Verhalten in Sachen sittlicher Beurteilung einerseits unseren früheren Ergebnissen durchgängig entspricht, andererseits aber mit den Forderungen einer indeterministischen Ethik in unversöhnlichem Widerspruche steht. Nach unseren früheren Ergebnissen bezieht sich das sittliche Urteil wesentlich auf den aus Handlung und Motiven erschlossenen Charakter: damit ist aber gesagt, daß von einer sittlichen Beurteilung nur die Rede sein kann, sofern sich aus den gesamten vorliegenden Daten auch wirklich ein eindeutiger Schluß auf den Charakter ergibt. Dementsprechend haben wir gefunden, daß nur eine auf den Charakter zurückführbare, aus dem Charakter verständliche Handlung, nicht aber eine unverständliche, sittlich beurteilt wird; verständlich sind aber nur determinierte Handlungen, dagegen alle

Digitized by Google

nicht determinierten notwendig, per definitionem, unverständlich. Wäre aber umgekehrt die Willensfreiheit im indeterministischen Sinne eine wesentliche Bedingung des sittlichen Urteils, so müßte es doch als unbegreiflich erscheinen, daß diese Bedingung in der praktischen Anwendung nicht nur stets übersehen, sondern sogar regelmäßig und konsequent in ihr Gegenteil verkehrt wird. Und so müssen wir denn wohl wieder vermuten, daß diejenigen, welche nur determinierte und als determiniert erkannte Handlungen sittlich beurteilen, und zugleich behaupten, daß der Determinismus die sittliche Beurteilung ausschließt, diesen Determinismus falsch verstanden haben. Daß dem wirklich so ist, werden die folgenden Erörterungen lehren.

Einer richtigen Auffassung des Verhältnisses zwischen Determinismus und sittlicher Beurteilung stellen sich selbstverständlich zuerst die psychologischen Mißverständnisse in den Weg, welche wir im vorhergehenden Paragraphen kennen gelernt haben. Wer da glaubt, daß nach dem Determinismus der Mensch nicht tun könne was er will, oder daß diese Lehre ihm die Fähigkeit, frei zu wählen und selbst seinen Weg zu bestimmen, abspreche; wer alle Kausalität als ein passives Übersichergehenlassen, alle Gesetzlichkeit als eine von außen vorgeschriebene, alle Notwendigkeit als Zwang auffaßt, — der wird selbstverständlich auch leugnen müssen, daß man für ein determiniertes, also nach jener Auffassung für ein nichtgewolltes, weder selbstgewähltes noch selbstbestimmtes, vielmehr von außen vorgeschriebenes und erzwungenes Handeln jemals verantwortlich gestellt werden könne. Wir haben aber gesehen, daß der Determinismus mit allen jenen Auffassungen nichts zu schaffen hat; daß vielmehr für denselben Wille, Wahl und Selbstbestimmung genau soviel, äußere Vorschrift und Zwang genau sowenig das Handeln beherrschen, wie für die entgegengesetzte Ansicht, und wir könnten also in bezug auf diese Punkte zur Tagesordnung übergehen. Es ist aber vielleicht doch gut, noch einmal ausdrücklich zu bemerken, daß es in dieser weniger als in irgend einer anderen Sache genügt, die vorliegenden Mißverständnisse theoretisch einmal erkannt zu haben: daneben bedarf es, wenn diese Mißverständnisse wirklich überwunden werden sollen, einer systematischen Aufsuchung und Bekämpfung der durch sie ge-

Digitized by Google

stifteten Assoziationen und Denkgewohnheiten. Auch für die folgenden Untersuchungen soll man sich also noch einmal vollkommen klar machen, daß der Ausdruck: „diese Handlung wurde durch Charakter und Motive determiniert", nichts mehr besagt als die anderen: „diese Handlung wurde gewählt, weil dem Täter die Gründe dafür wichtiger waren als die Gründe dagegen", oder einfacher: „der Täter hat getan, was ihm als das beste erschien". Und ebenso umgekehrt: daß „eine nicht determinierte Handlung" nur ein anderer Name ist für eine nicht motivierte, also grund- und sinnlose Handlung, — für eine solche, wie sie uns in schwacher Annäherung (wohlgemerkt: nur in schwacher Annäherung) bei der äußersten Launenhaftigkeit und bei einigen Formen des Irrsinns (etwa den maniakalischen und epileptischen Impulshandlungen) gegeben ist. Und ganz besonders soll man sich auch dieses klarmachen, daß diese Parallelen keineswegs als rhetorische Übertreibung, also cum grano salis, sondern eben genau wörtlich zu verstehen sind.

Neben diesen psychologischen, welche vielen den Determinismus schon an und für sich als unannehmbar erscheinen lassen, gibt es nun aber noch besondere ethische Mißverständnisse, welche speziell der Meinung zugrunde liegen, daß dieser Determinismus, mag er nun übrigens richtig oder falsch sein, jedenfalls die sittliche Beurteilung ausschließe. Von diesen beruhen mehrere auf dem Umstande, daß man, statt der Determinierung überhaupt, besondere Arten der Determinierung ins Auge faßt, und die Unzulässigkeit der sittlichen Beurteilung, welche für diese besonderen Arten wirklich gilt oder gelten würde, fälschlich auf alle Determinierung ausdehnt. Diese Mißverständnisse wollen wir an erster Stelle besprechen.

Zum Teil entspringen dieselben wohl einfach einer gewissen geistigen Inertie. Die Erfahrung des sittlichen Urteilens lehrt, daß mehrere Faktoren, von welchen jeder unter Umständen eine Handlung mitbestimmen und besser verständlich machen kann (Zwang, Unwissenheit, Affekt, Verführung, Erziehung), zugleich die Tendenz haben, diese Handlung zu einem größeren oder geringeren Teile der sittlichen Beurteilung zu entziehen (§ 12); es liegt nahe, dieses Ergebnis dahin zu verallgemeinern, daß einer

Digitized by Google

durchgängig bestimmten und ganz verständlichen Handlung gegenüber von sittlicher Beurteilung überhaupt nicht mehr die Rede sein könnte. Dieser Auffassung kommen dann noch gewisse weitverbreitete oder wenigstens weitverbreitet gewesene wissenschaftliche Theorien halbwegs entgegen. Der Evolutionismus scheint uns zu nötigen, das gesamte sittliche Leben als eine Umbildung ursprünglicher tierischer Triebe zu deuten; und die Assoziationspsychologie hat sich redlich bemüht, die Entwicklung scheinbar selbstlosen Handelns auf dem Boden einer rein egoistischen Naturanlage begreiflich zu machen, d. h. also: jenes scheinbar selbstlose Handeln als die Äußerung einer bis zur Unerkennbarkeit verkappten Selbstsucht darzustellen. Endlich haben einflußreiche Psychologen geglaubt, das Wollen überhaupt als einen Bewußtseinsprozeß eigener Art ausstreichen zu müssen, und alles Handeln auf zufällig aufgetauchte, rein assoziativ bedingte Bewegungsvorstellungen erschöpfend zurückführen zu können. Es ist durchaus begreiflich, daß alle, welche sich dem Determinismus in einer dieser Formen angeschlossen, also gelernt haben, sowohl Moralisches wie Unmoralisches als ein wesentlich Amoralisches zu deuten, alle Zurechnung für sinnlos halten und das Wort: „tout comprendre c'est tout pardonner" zu ihrer Devise wählen. Allerdings würde dieses Verzeihen kein Anerkennen eines wenn auch bedingten sittlichen Wertes, sondern vielmehr ein völliges Herausheben aus dem Bereiche der sittlichen Beurteilung bedeuten; besser als der Spruch der Madame de Staël würde hier wohl passen, was eine durch starkes sittliches Fühlen ausgezeichnete Frau mir einmal sagte: alles verstehen hieße alles verachten!

Der Determinismus, wie wir ihn im vorhergehenden dargestellt haben, ist nun aber offenbar für keine dieser Auffassungen verantwortlich zu stellen.

Fassen wir zuerst jene dem populären Denken naheliegende Verallgemeinerung ins Auge: durch die Kenntnis einiger die Handlung mitbedingender Umstände wird die Zurechnung abgeschwächt, also würde wohl auch die Kenntnis sämtlicher die Handlung bedingender Umstände die Zurechnung ganz aufheben. Das sieht, solange man sich nicht Rechenschaft davon gibt, warum denn jene Umstände die Zurechnung abschwächen, in der Tat sehr plausibel aus. Nun haben wir uns aber in § 12

Digitized by Google

davon Rechenschaft zu geben versucht und gefunden, daß wir es in jenen Fällen überall mit störenden Umständen zu tun haben, welche den eigentlichen Gegenstand der Zurechnung, nämlich den Charakter, verhindern, klar und deutlich in die Erscheinung zu treten. Läßt sich aber die Wirkung dieser störenden Umstände ausschließen oder korrigieren, so bleiben die für die Erkenntnis des Charakters wesentlichen Umstände zurück, und von diesen wesentlichen Umständen (den beim Eintreten des Willensentschlusses wirksamen Motivvorstellungen) läßt sich selbstverständlich nicht noch einmal behaupten, daß sie den Charakter verhindern, in die Erscheinung zu treten und die Zurechnung abschwächen. Es ist damit ganz so wie in der Physik: in bezug auf eine Wage können uns Umstände (ungleiches Gewicht der Schalen, Reibung usw.) bekannt sein, welche das Resultat der Wägung unzuverlässig machen; sollen wir nun sagen, daß, wenn wir in bezug auf eine beliebige Wage alle Umstände genau kännten, wir derselben absolut kein Vertrauen mehr schenken dürften? Genau so liegt aber die Sache hier. Was wir, um sittlich urteilen zu können, zu wissen nötig haben, ist das Gewichtsverhältnis verschiedener Motive für die betreffende Person; jene störenden Umstände machen einige Gewichte künstlich leichter, andere schwerer, und verhindern dadurch eine zuverlässige Bestimmung ihres Verhältnisses; sofern aber störende Umstände nicht da sind oder die Ergebnisse sich korrigieren lassen, fallen die Fehlerquellen hinweg und kann die sittliche Beurteilung ungestört stattfinden. Nicht jede Erklärung, sondern nur die Erklärung aus anderen Ursachen als der sittlichen oder unsittlichen Willensrichtung hebt also die Zurechnung auf. Allerdings werden wie hier sowenig wie sonst alle störenden Umstände unschädlich machen können; das braucht uns aber hier sowenig wie sonst zu verhindern, approximative Bestimmungen zu versuchen, welche, wie die tägliche Erfahrung lehrt, für die große Mehrheit der sich darbietenden Fälle vollauf genügen.

Lag also diesem Einwande die ausschließliche Berücksichtigung störender Umstände beim Determinierungsprozeß zugrunde, so beruhen die beiden anderen darauf, daß ebenso exklusiv gewisse hypothetische Umstände berücksichtigt werden, auf welche irgend eine Theorie alle anderen zurückführen zu können

Digitized by Google

glaubt. Der Determinismus ist aber mit keiner dieser Theorien solidarisch. Was die assoziationspsychologische Erklärung des sittlichen Handelns betrifft, so ist neben der Meinung, daß alles Wollen in letzter Instanz nur das eigene Dasein und Wohlsein zum Ziele hat, auch die andere, daß allgemeinere oder höhere Zielvorstellungen in gleich ursprünglicher Weise den Willen bewegen, mit dem Determinismus vollkommen vereinbar. Auch die Entwicklungslehre darf hiergegen keinen Einspruch erheben, denn das allmähliche Hervortreten sittlicher Neigungen im Individuum wie in der Welt läßt sich ebensowohl dahin deuten, daß die Keime derselben bereits im kindlichen bzw. tierischen Bewußtsein vorliegen und nur durch einen ständigen Aufmerksamkeitskrampf auf die zunächstliegenden Interessen daran gehindert werden sich zu äußern, wie so, daß sie aus rein selbstischen Neigungen entstanden sein sollten; welcher letzteren Deutung sich überdies, wie wir später (§ 22) sehen werden, schwerwiegende Bedenken in den Weg stellen. Die Zurückführung des Wollens auf assoziierte Bewegungsvorstellungen endlich ist wohl fast schon als ein überwundener Standpunkt zu bezeichnen; jedenfalls kann aber der Determinismus den von ihm geforderten gesetzlichen Zusammenhang zwischen Vorhergehendem und Folgendem ebenso streng handhaben, wenn er die Handlung durch den Willensentschluß und diesen durch Charakter und Motive in altgewohnter Weise bestimmt sein läßt, wie wenn er den Willensentschluß als eine verkannte Bewegungsvorstellung, die Motive als assoziierende Vorstellungen und den Charakter als einen Komplex von gefesteten Assoziationen deuten wollte.

Eine zweite Gruppe von Mißverständnissen, welche gleichfalls in einer zu engen Fassung des Begriffes des Determinismus ihren Grund haben, findet sich hauptsächlich bei Personen, welche materialistisch oder dualistisch denken, oder wenigstens die Nachwirkungen materialistischer oder dualistischer Lehren in sich nur mangelhaft überwunden haben. Diese Mißverständnisse laufen

Digitized by Google

sämtlich darauf hinaus, daß sie den Determinismus mit dem Fatalismus, die Kausalität durch den Willen mit einer Kausalität ohne den Willen verwechseln. Eine Kausalität ohne den Willen, wie wir sie etwa in den Handlungen Hypnotisierter zu erkennen glauben, ist freilich auch eine Art der Determinierung; darum braucht aber keineswegs alle Determinierung dieser Art anzugehören. Dennoch scheinen sich manche den Determinismus fast nicht anders als in dieser Weise zurechtlegen zu können. Das liegt zum Teil daran, daß sie, besser bewandert in der physischen als in der psychischen Gesetzlichkeit, bei einer Beeinflussung des Wollens sofort an eine Beeinflussung durch Hirnprozesse denken, sei es, daß das Willens- wie das Bewußtseinsleben überhaupt materialistisch als ein Erzeugnis des Gehirns, sei es, daß es dualistisch als durch dieses Gehirn in seinen freien Entscheidungen gehemmt und unterjocht aufgefaßt werde. Diese Deutungen des Determinismus gehen dann durch unmerkliche Zwischenstufen in andere über, welche zwar mehr psychologisch gefärbt sind, jedoch ihren dualistischen Ursprung noch immer darin zur Schau tragen, daß sie dem Willen die Motive oder die Neigungen gegenüberstellen, und nun gewissermaßen einen Kampf zwischen beiden stattfinden lassen, in welchem dann, wie der Determinismus behaupten soll, die letzteren immer den Sieg davontragen. Alle diese durcheinanderschillernden Auffassungen haben die Annahme gemeinsam, daß der Determinismus den Willen für machtlos erkläre, und anderen, ganz außerhalb desselben stehenden Faktoren die letzte Entscheidung über alles menschliche Handeln überlasse.

Über jene erstere, hirnphysiologische Deutung des Determinismus brauchen wir allerdings kaum Worte zu verlieren. Das Verhältnis zwischen Bewußtseinsprozessen und Gehirnerscheinungen kann in sehr verschiedener Weise gedeutet werden, und ist in jeder derselben mit dem Determinismus verträglich: behauptet doch dieser Determinismus in seiner allgemeinsten Fassung nur daß, nicht durch welche Ursachen das Wollen bestimmt ist. Die Materialisten und einige Dualisten suchen diese Ursachen in Hirnprozessen; von psychisch-monistischem Standpunkte müssen —, und von dualistischem Standpunkte können dieselben aber ebensowohl in vorhergehenden psychischen Faktoren (Charakter und Motiven) gesucht werden,

Digitized by Google

ohne daß dadurch die strenge Bestimmtheit des Willensentschlusses nur den geringsten Schaden erlitte. Als ganz besonders bedenklich muß es aber erscheinen, wenn man, wie in mehr oder weniger unklarer Weise nicht selten geschieht, das Wollen als etwas rein Seelisches, die dasselbe bestimmenden Neigungen und Motive aber als etwas Körperliches oder vom Körper Abhängiges auffaßt. Zu solchen Auffassungen verführt wohl hauptsächlich der Gedanke, daß die Motivvorstellungen wenigstens zum Teil sinnlichen Ursprungs sind, und daß die Neigungen sich eben auf die Empfänglichkeit für solche Motive beziehen; dabei wird aber vergessen, daß es für die sittliche Beurteilung nicht auf das Gegebensein jener Motive, sondern ausschließlich auf den Wert, welchen der Handelnde denselben beilegt, ankommt. Die Motive enthalten nichts weiter als die bloße Vorstellung der verschiedenen Seiten und Folgen möglicher Handlungen; sie bieten nur das Material, aus welchem, je nach dem Stärkeverhältnis zwischen den egoistischen, altruistischen, idealen Neigungen des Individuums, die zu verwirklichenden Ziele gewählt werden. Und da in diesen Neigungen nur die für das Individuum charakteristischen gesetzlichen Beziehungen zwischen jenen bewußten Motivvorstellungen und den bewußten Willensbestrebungen zum Ausdruck gelangen, sind dieselben samt und sonders als etwas Seelisches, welches zum Körper in keinen anderen Verhältnissen steht als alles Seelische überhaupt, anzuerkennen.

Schließlich bilden nun solche unklare dualistische Reminiszenzen wohl auch die verborgene Grundlage der meisten Argumentationen, welche, ohne sich direkt auf körperliche Einflüsse zu beziehen, dem Willen die Motive oder die Neigungen gegenüberstellen. Was zunächst die Motive betrifft, pflegt die Beweisführung nach folgendem Schema zu verlaufen: der Determinismus behauptet, daß der Willensentschluß stets dem stärksten Motive folgt, also entscheidet der Wille nicht selbst, sondern ist den Motiven gegenüber machtlos. Mit besonderem Nachdruck vertritt diese Auffassung der engliche Ethiker Martineau: „Did we conceive ourselves to be the arena on which those incompatible phenomena of suggestion tried their strength, untill one succeeded in expelling the other and setting up its trophy alone, we should certainly take neither praise nor blame to ourselves for the result. We might possibly await the issue

Digitized by Google

of the contest with interest; might wish to go with one master rather than with another; or, at least, having gone, might find that there was a less or more ignoble service. But servitude it still would be; we should be victims in the least favourable case; and might compassionate ourselves, but surely not reproach or abhor . . . The mere flashing upon us of opposite impulses on the right hand and on the left, determining us, like cattle with two drivers flourishing a stick on each side of the road, would involve no sense of obligation, and be compatible with no self-judgment. We evidently feel the sollicitations which visit us to be mere phenomena, brought before a personality that is more than a phenomenon or than any string of phenomena; a free and judicial Ego, able to deal with the problem offered, and decide between the claimants that have entered our court"[1]). Das sind beredte Worte; man würde denselben aber kaum anmerken, daß sie gegen den Determinismus geschrieben sind. Um beurteilen zu können, ob sie sich dazu eignen, müßten wir noch wissen, wie jenes „judicial Ego" seine Entscheidungen trifft: ob aufs Geratewohl, ohne Überlegung des Für und Wider, wie ein irrsinnig gewordener Richter, — oder aber nach bestem Wissen, auf Grund sorgfältiger Abwägung streitender Interessen, mit Berücksichtigung unerschütterlicher Normen? Im letzteren Fall würde aber ein gesetzlicher Zusammenhang zwischen dem vorliegenden Sachverhalt und dem Urteilsspruch sich sicher feststellen lassen; ein mit der Sachlage bekannter Dritter würde in vielen Fällen diesen Urteilsspruch mit Sicherheit vorhersagen können: wir hätten wieder den Determinismus. Und zwar genau denjenigen Determinismus, welcher im vorhergehenden erörtert und stets wieder vorausgesetzt worden ist. Denn was ist jene „überphänomenale Persönlichkeit", jenes „richterliche Ich" Martineaus anders als der individuelle Charakter, welcher nach unseren obigen Ausführungen überall zwischen den streitenden Motiven entscheidet? Es verhält sich eben nach diesem Determinismus nicht so, wie Martineau annimmt, daß die zufällig auftauchenden, durch Eindrücke von außen oder den assoziativen Gedankenverlauf hervorgerufenen Zielvorstellungen an und für sich das Wollen

[1]) J. Martineau, Types of Ethical Theory, Oxford 1901, II, S. 40—41.

Digitized by Google

und Handeln bestimmen; sondern diese Vorstellungen verdanken ihre größere oder geringere Motivkraft ausschließlich dem Ego, wenn wir mit diesem Worte die dauernde Willensrichtung, den Charakter der handelnden Person bezeichnen wollen. Sicher folgt das Wollen dem stärksten Motiv, aber dieses Motiv hat seine Stärke nicht an sich, sondern nur für diese bestimmte Person; das gleiche Motiv würde für einen anderen Menschen von anderer, größerer oder geringerer Stärke sein: eben dadurch unterscheidet sich der Menschenfreund von dem Egoisten, der Genußmensch von dem Pflichtmenschen. Der Determinismus kann also nicht nur, sondern muß notwendig den entscheidenden Einfluß der Persönlichkeit anerkennen; nur diese bestimmt, wie auf gegebene Motivvorstellungen reagiert werden soll; die Motivvorstellungen an und für sich enthalten nichts weiter als unsere Kenntnis der Sachlage und der durch sie gebotenen Handlungsmöglichkeiten, aus welchen dann wir, jeder nach seinem Charakter, wählen. Und was der Determinismus damit meint, wenn er sagt, daß das Wollen durch Charakter und Motive eindeutig bestimmt ist, ist eben nichts anderes als dieses: daß jeder aus den vorliegenden Möglichkeiten diejenige wählt, welche er selbst als die beste erkennt.

Es bliebe noch der Gegensatz zwischen Willen und Neigungen oder Charakter zu besprechen übrig, und auch hier können wir bei Martineau anknüpfen. Wenn man, unserer obigen Auseinandersetzung gemäß, daran festhält, daß auch von deterministischem Standpunkte jeder schließlich selbst bestimmt, was er tun soll, so fragt Martineau: „what do I mean by myself?" Darauf wird man, wie er glaubt, antworten: „simply my character as it is, made up by inheritance, temperament, experience, formed habit, and self-discipline"; diese Antwort kann ihn aber nicht befriedigen. „I do not deny that the Self which chooses includes all these things; or that each of them has its influence upon the choice, — the instinctive impulse, such as the brutes obey; the persistency of habits, which runs in the old ruts; the previously formed disposition and cast of thought; nor do I doubt that, by the skilful estimate of these, it may be often possible to foresee how I shall determine a given problem of conduct. But I cannot allow that these exhaust the Ego, and

Digitized by Google

give a complete account of all its actual and possible phenomena. Besides the effects of which I am the accumulation, I claim also a personal causality which is still left over, when my phenomena have told me the tale of what they are and do"[1]). Wie nun aber, wenn der Determinist, im Sinne der hier vertretenen Anschauung, auf jene anfangs gestellte Frage antwortete: „Unter meinem Charakter verstehe ich die tiefste Gesetzlichkeit meines Reagierens auf Motive, meines Wertens und Wollens?" Wäre das etwas anderes als jene „persönliche Kausalität" Martineaus, welche zurückbleibt, wenn alle „Wirkungen, von denen ich die Anhäufung bin", in Abzug gebracht werden? Fragen wir direkter: werden wir nicht eine Handlung als ganz die unserige anerkennen oder nicht anerkennen, je nachdem wir in derselben jene tiefste Eigenart unseres Wertens und Wollens vollständiger oder unvollständiger zurückfinden? Darum mußte nach den Ergebnissen von § 12, um diese Eigenart reinlich abzusondern, fast genau dasjenige eliminiert werden, was auch Martineau, um seine persönliche Kausalität herauszubekommen, eliminieren will: Temperament, Erfahrung, Gewohnheit, und sogar die durch Selbstzucht erworbenen Einstellungen (über die Erblichkeit siehe weiter unten). Denn alle Unterschiede in bezug auf diese Faktoren haben schließlich bloß die Bedeutung, daß gewisse Motive oder Komplexe von Motiven sich dem Bewußtsein mehr oder weniger stark aufdrängen, nicht aber, daß auf diese Motive bei gegebener Aufdringlichkeit mehr oder weniger stark reagiert wird. Und so scheinen denn die Martineausche und die hier vertretene Auffassung in allen wesentlichen Stücken sich vollständig zu decken, — bis auf einen einzigen Punkt: wir betrachten den nach Abzug aller jener fremden Faktoren zurückbleibenden persönlichen Faktor als einen gesetzlich, Martineau dagegen als einen ungesetzlich wirkenden. Er ist also nicht damit zufrieden, daß neben jenen „Wirkungen, von denen ich die Anhäufung bin", überall auch noch etwas durchaus Eigenes, die ursprüngliche individuelle Art des Wertens und Wollens, als letzter Grund des Handelns anzuerkennen ist; sondern er behauptet, oder vielmehr er setzt überall als selbstverständlich voraus, daß dieses individuelle Werten nicht nach festen Kriterien, vielmehr regellos und in unberechenbarer Weise vonstatten gehe.

[1]) a. a. O. S. 38—39.

Digitized by Google

Oder mit anderen Worten: Während für uns der individuelle Charakter etwas ist, also eine eigene Natur hat, gemäß welcher er sich in den einzelnen Fällen mit innerer, nach Umständen mehr oder weniger leicht nachweisbarer Konsequenz entscheidet, kann für Martineau der heutige Willensentschluß genau so gut nach entgegengesetzter wie nach gleicher Richtung wie der gestrige ausfallen, und ist also der individuelle Charakter als etwas vom Augenblicke zum Augenblicke durchaus Wandelbares zu betrachten. Es ist nun keineswegs ersichtlich, warum nur ein solcher inkonsequenter und wandelbarer, und nicht mindestens ebensogut ein konsequent sich gleichbleibender Charakter Gegenstand der sittlichen Beurteilung sein könnte. Nach Martineau wie nach der hier vertretenen Auffassung heftet sich die sittliche Beurteilung an die Person, des genaueren an die bei dieser Person hervortretende Willensrichtung: soll diese Person nun weniger Lob oder Tadel verdienen, wenn sie stets das gleiche Gute oder Böse, als wenn sie heute Gutes und morgen Böses will? Wenn man sich nur vor dem ungereimten Gedanken hütet, daß im ersteren Fall die Person gezwungen wäre, auch gegen ihren Willen stets das gleiche zu wollen, wird man kaum Grund finden, diese Frage bejahend zu beantworten. Man versuche doch, sich von den Worten freizumachen und die wirklichen Verhältnisse ins Auge zu fassen! Wenn einer heute und morgen und übermorgen stets wieder Kranken und Bedürftigen hilft, oder der Wahrheit die Ehre gibt, oder umgekehrt mit allen Mitteln selbst vorwärtszukommen strebt, — wird da auch nur ein einziger Indeterminist glauben, dieses Handeln wegen seiner durchgängigen Konsequenz als ein „unfreies" bezeichnen und von der sittlichen Beurteilung ausschließen zu müssen? Die vom Determinismus behauptete individuelle Gesetzlichkeit des Reagierens auf Motive ist aber nichts weiter als diese durchgängige Konsequenz; das Ich steht nicht unter dieser Gesetzlichkeit, sondern diese Gesetzlichkeit entspringt umgekehrt aus dem Wesen des Ich. Und wenn man diese Gesetzlichkeit leugnet, so leugnet man, daß das Ich ein eigenes Wesen hat, und zieht es eben dadurch in die Sphäre der wechselvollen Phänomene herab, aus welcher Martineau es retten will und nur durch die Leugnung jener Gesetzlichkeit retten zu können glaubt.

Digitized by Google

Aber — wird man noch fragen — gibt es denn, aller Theorie zum Trotz, doch nicht ganz zweifellos Fälle, in welchen Neigungen und Wille einander gegenüberstehen? Kommt es nicht manchmal vor, daß wir, obgleich von ganzem Herzen das Gute wollend, dennoch durch die Übermacht unserer entgegengesetzten Neigungen der Versuchung in die Arme getrieben werden? Ereignet sich nicht auch bisweilen das Umgekehrte: daß alle unsere Neigungen uns nach einer Seite ziehen und wir dennoch, die Verwerflichkeit des betreffenden Handelns erkennend, durch einen Machtspruch unseres Willens uns auf die entgegengesetzte Seite werfen? Können wir also, auch wenn zugegeben wird, daß Motive und Neigungen den Anstoß zum Handeln abgeben, doch nicht wenigstens selbsttätig in diese Motive und Neigungen eingreifen, die Kraft der einen verstärken und diejenige der anderen herabsetzen? Und muß, angesichts solcher Tatsachen, doch nicht der Wille als ein selbständiger Faktor neben den Neigungen, abwechselnd dieselben beherrschend und von denselben unterjocht, anerkannt werden? — Darauf wäre denn zu antworten, daß solche Fälle wie die hier gemeinten sicher vorkommen, daß aber die obige Formulierung derselben als eine irreführende zu bezeichnen ist. Denn auch jener den Neigungen gegenübergestellte stärkere oder schwächere Wille entbehrt doch nicht des Zusammenhangs mit dem individuellen Charakter, sondern setzt vielmehr in diesem Charakter eine entsprechende Neigung voraus. Der, sei es siegreiche, sei es jedesmal wieder besiegte Widerstand gegen sinnliche Versuchungen, welcher sich darin äußert, daß einer mit mehr oder weniger Glück die betreffenden Motive zurückzudrängen und andere denselben gegenüberzustellen versucht, weist auf stärkere oder schwächere sittliche Neigungen zurück; er läßt sich, wie in der Gegenwart, auch in der Vergangenheit und in der Zukunft des Individuums nachweisen; demzufolge wir denn bei unseren Mutmaßungen über die Art und Weise, wie dieses Individuum sich unter bestimmten Umständen betragen wird, ebenso sicher auf ihn rechnen, wie auf die Wirksamkeit der mit sinnlichen Neigungen zusammenhängenden Motive. Darum schickt ein Vater den einen Sohn, der sich durch Pflichttreue auszeichnet, mit Vertrauen, den anderen, der einen „schwachen Charakter" be-

Digitized by Google

sitzt, nur mit Angst und Sorge in die weite Welt hinaus: bei jenem kann er wohl, bei diesem dagegen nicht darauf rechnen, daß die sittlichen Neigungen stark genug sind, um den unsittlichen einen erfolgreichen Widerstand zu leisten. Was also in den obigen Formeln einander als Wille und Neigungen gegenübergestellt wird, sind tatsächlich die höheren und die niedrigeren Neigungen; diese letztere Unterscheidung ist ohne Zweifel sehr wichtig und für die Ethik sogar grundlegend, aber sie hat für das Problem des Determinismus keine Bedeutung. Rein formal betrachtet gehören die sittlichen Neigungen in gleicher Weise dem Charakter an, und wirken sie in gleicher Weise zur Bestimmung des Handelns mit den Motiven zusammen, wie die unsittlichen. Übrigens können die angeführten Verhältnisse sich auch umkehren: der überwiegend egoistische Streber kann auch die Regungen des Mitleids oder der Ehrlichkeit, welche ihn verhindern würden, sein Ziel zu erreichen, mit starkem Willen zurückzudrängen versuchen. Und hier wie dort ist dieser starke Wille, welcher die Aufmerksamkeit mit Gewalt von den als störend empfundenen Motiven abwendet, die Offenbarung entsprechender Neigungen, und als solche durch diese Neigungen und die vorliegenden Umstände determiniert.

Wenn nun aber einmal eingesehen worden ist, daß wir unter normalen Umständen tun können was wir wollen, und daß also von dieser Seite der Determinismus der sittlichen Beurteilung des Handelns in keiner Weise gefährlich ist, so wird häufig noch die letzte Frage aufgeworfen: aber können wir nun auch wollen was wir wollen? Und mit dieser Frage verbindet sich dann das Bedenken, daß doch nach dem Determinismus das Wollen ein für allemal an den Charakter gebunden ist, demzufolge wir, wenn wir einmal etwas anderes wollen wollten, als wir tatsächlich wollen, dazu doch wieder nicht befähigt sein würden. Damit ist aber, wie man glaubt, aufs neue eine Unfreiheit eingeführt, welche die Berechtigung des sittlichen Beurteilens als zweifelhaft erscheinen läßt.

Es hält nun eben nicht schwer, nach der logischen Regel: ab esse ad posse valet consequentia, die Ungereimtheit jener Fragestellung nachzuweisen. Wir wollen natürlich tatsächlich immer dasjenige, was wir wollen, also müssen wir es auch wohl

Digitized by Google

wollen können; was tatsächlich geschieht, beweist eben dadurch, daß es auch geschehen kann. Allerdings wird man sich mit dieser Antwort kaum zufrieden geben, sondern weiter fragen: ob wir denn auch die Wahl haben, ob wir also auch etwas anderes wollen können, als wir wollen? Darauf ließe sich dann erwidern, daß auch diese Frage ungereimt ist, da sie ja einen offenbaren Widerspruch in sich schließt. Denn die Frage: „könnte ich dieses oder jenes tun?" involviert den Nebengedanken: „wenn ich es tun wollte"; die Frage also, ob ein durchaus ehrlicher Mensch könnte betrügen wollen, bedeutet, ob er es könnte, wenn er es wollte, d. h. also, wenn er kein durchaus ehrlicher Mensch wäre. Das wäre aber keine „Freiheit", sondern ein Widerspruch. — Trotzdem dürfen wir es bei dieser abstrakten Beweisführung nicht bewenden lassen. Denn es gibt eben tatsächlich Erlebnisse, welche die betreffenden Personen nur so zu beschreiben vermögen: daß sie zwar fortwährend Bestimmtes tun und wollen, viel lieber aber etwas ganz anderes wollen möchten. Und es wird sogar vielleicht nur wenige geben, welche, wenn ihnen die Gelegenheit geboten würde, durch ein Wunder mit einem Schlage zu einem vollkommen sittlichen Menschen umgeschaffen zu werden, diese Gelegenheit nicht freudig ergreifen würden; während dennoch ihr tatsächliches Wollen manches zu wünschen übrigläßt. Andererseits kann auch ein Menschenfreund, dessen ganze Zeit durch seine Arbeit für Bekannte und Hilfsbedürftige in Anspruch genommen wird und der dadurch seine eigenen Angelegenheiten vernachlässigt, im Grunde wünschen, weniger weichherzig zu sein, und dennoch nicht die Kraft haben, in neuen Fällen seine Hilfe zu verweigern. Solche Erfahrungen scheinen entschieden auf einen Gegensatz zwischen dem tatsächlichen und einem tieferen, „eigentlichen" Wollen, gleichsam einem Wollen zweiter Potenz, hinzuweisen; wir dürfen an denselben nicht vorübergehen, ohne zu untersuchen, ob sie uns nötigen, an unseren bisherigen Ergebnissen etwas zu verändern. Dabei wird sich allerdings ergeben, daß wir auch hier nicht hinter dem Charakter ein andersartiges Wollen, sondern vielmehr in dem Charakter eine Vielheit von verschiedenen Neigungen anzunehmen haben, welche nur dadurch, daß jedesmal eine derselben mit Ausschluß der anderen ins Auge gefaßt wird, den Schein eines Widerstreits

Digitized by Google

zwischen dem tatsächlichen und einem tieferen Wollen hervorrufen.

In einigen Fällen liegt die Sache sehr einfach. Man hat stärkere und schwächere Neigungen, folgt regelmäßig und ohne Kampf den ersteren, bildet sich aber zugleich ein, daß man lieber den letzteren folgen möchte, nur deshalb, weil man in Gedanken von den Motiven, welche jene ersteren zur Äußerung bringen, abstrahiert. Es sagt etwa ein Kaufmann zu anderen und zu sich selbst, daß er gern ehrlich bleiben möchte, aber die Konkurrenz nötige ihn, es zu machen wie die anderen und unsaubere Mittel anzuwenden; oder ein Geizhals will eigentlich nichts lieber als Wohltätigkeit üben, nur reichen, wie er behauptet, seine Mittel dazu nicht aus. Hier ist die Sachlage, wie mir scheint, vollkommen klar: man braucht gar nicht zu bezweifeln, daß jene Neigungen der Ehrlichkeit und der Wohltätigkeit wirklich da sind, aber die Neigungen der Gewinnsucht bzw. des Geizes sind gleichfalls da, und sie zeigen sich eben den ersteren gegenüber als übermächtig. Die Umstände, auf welche sich jene beiden berufen, haben keine direkte, von Charakter und Willensrichtung unabhängige Macht über das Handeln; sondern sie liefern bloß Motive, und in der resultierenden Handlung offenbart sich eben der Wert, welchen die handelnde Person diesen Motiven im Verhältnis zu anderen beilegt. Wenn jener Kaufmann wirklich nichts weiter oder nichts stärker wollte als ehrlich sein, so würde er sich eben mit einem kleineren Gewinn begnügen oder eine andere Lebensstellung suchen; er will aber die Ehrlichkeit nicht stark genug, um auf den größeren Gewinn zu verzichten, und, da ihm nur zwischen diesen beiden die Wahl gelassen wird, wählt er den letzteren. Ähnlich in dem anderen Fall. Selbstverständlich wird man nun bei der sittlichen Beurteilung wieder das Maß jener durch die Konkurrenz bzw. durch die finanziellen Umstände in Verbindung mit anderem gelieferten Motive mit in Anschlag zu bringen haben; dasselbe kann so beträchtlich sein, daß ein erfolgreicher Widerstand kaum weniger als Heroismus bedeuten würde, oder auch so geringfügig, daß das Nachgeben verächtlich erscheint: jedenfalls liegt aber nicht der mindeste Grund vor, die tatsächlich nachgestrebten Ziele als weniger „gewollt" zu betrachten wie die anderen, welche doch im Wettkampf um den Willen von jenen besiegt worden sind.

Digitized by Google

In einer zweiten Gruppe von Fällen liegt die Sache etwas anders: es werden hier nicht einzelne Neigungen, trotz stetiger Wirksamkeit, theoretisch übersehen, sondern es finden einzelne Neigungen nur verhältnismäßig selten Gelegenheit, sich zu betätigen; demzufolge sie denn, im Gegensatze zu anderen, vielleicht schwächeren, aber durchgängig wirksamen Neigungen leicht als etwas Fremdes, nicht zur Person Gehöriges empfunden werden. So kann einer unter gewöhnlichen Umständen ein durchaus gutmütiger Mann sein, und sich dennoch gelegentlich zu sinnlosem Zorn hinreißen lassen; oder auch in vollem Ernste für sittliche Reinheit schwärmen, und doch stets wieder der Versuchung zu sinnlichen Ausschweifungen anheimfallen. Und das wird dann so zu verstehen sein, daß im Charakter die beiden entgegengesetzten Neigungen bereit liegen; die eine derselben findet in alltäglichen inneren oder äußeren Erlebnissen fortwährende Nahrung, die andere dagegen tritt nur auf Veranlassung besonderer, durch längere Zwischenzeiten getrennter Reize in Wirksamkeit, mögen diese Reize nun der Außenwelt, den körperlichen Organen oder dem Vorstellungsverlauf entstammen. Sind nun die von diesen Reizen gelieferten Motive exzessiv gefühlsbetont, so vermögen sie, besonders wenn es überwiegend primär funktionierende Personen gilt, vorübergehend alle anderen aus dem Bewußtsein zu verdrängen oder doch in solchem Grade abzuschwächen, daß dieselben ihre Wirksamkeit fast ganz einbüßen; demzufolge sie denn ohne oder fast ohne Widerstand sich in Handlungen umsetzen. Läßt dann später, infolge der zeitlichen Entfernung, der stattgefundenen Befriedigung oder veränderter äußerer Umstände, die krampfhafte Konzentration der Aufmerksamkeit auf jene Motive nach, so treten auch die anderen wieder ins Bewußtsein; die betreffende Person kommt gleichsam wieder zu sich, sie kann jetzt die gesamte Sachlage überschauen und das Gewicht der vernachlässigten Motive erkennen. Solange diese Erkenntnis standhält, wird dann selbstverständlich jenes einseitig bestimmte Handeln bedauert; man kann sich gar nicht mehr vorstellen, wie man dazu gekommen ist, und glaubt es doch „eigentlich" nicht gewollt zu haben. Trotzdem und trotz aller guten Vorsätze kann aber das Versuchungsmotiv, wenn es genügend gefühlsbetont oder assoziativ mit äußeren oder inneren Anlässen verbunden ist, stets wieder Gelegenheit finden, sich des

Digitized by Google

Bewußtseins zu bemächtigen und die frühere einseitige Wertung aufs neue für einen Augenblick als die einzig zutreffende erscheinen zu lassen. Und so ergeben sich denn jene Leben, in welchen häufige, fast periodisch sich wiederholende Rückfälle auf einem Hintergrunde ständigen Bereuens und Anderssein-wollens sich abspielen. Das natürliche sittliche Urteil pflegt solchen Leben gegenüber mildernde Umstände gelten zu lassen; es nennt die betreffenden Personen nicht schlecht, sondern schwach, und betont, daß sie doch eigentlich das Gute wollen. Wie sonst, trifft es auch hier im wesentlichen das Richtige; nur wäre nicht dem „eigentlichen" ein uneigentliches, sondern dem gesamten ein partielles Wollen gegenüberzustellen. Es regieren nicht in den Krisen „die Neigungen", in den besonnenen Intervallen „der Wille"; sondern auch die Befriedigung jener Neigungen wird gewollt, und auch in dem Inhalte jenes Willens gelangen Neigungen zur Äußerung; der einzige Unterschied ist der, daß die diesen letzteren Neigungen entsprechenden Motivvorstellungen sich ständig, aber in mäßiger Gefühlsbetonung darbieten, demzufolge sie ohne Schwierigkeit andere neben sich zulassen, während die jenen anderen Neigungen entsprechenden Motivvorstellungen nur unter besonderen Umständen sich aufdrängen, dann aber auch mit solcher Gewalt, daß sie alles andere vom Bewußtsein ausschließen. Da sich nur in den besonnenen Intervallen der gesamte Charakter äußern kann, werden diese mit Recht bei der sittlichen Beurteilung der Person an erster Stelle berücksichtigt; andererseits wird man dabei selbstverständlich auch die abnormale Empfänglichkeit für das Versuchungsmotiv, welcher dieses eben seine Fähigkeit, alle anderen Motive zeitweilig unwirksam zu machen, verdankt, nicht außer acht lassen dürfen, demzufolge denn die Unwirksamkeit der Gegenmotive nur als ein mildernder, nicht als ein entschuldigender Umstand gelten kann.

Schließlich hätten wir noch einen dritten Fall ins Auge zu fassen, in welchem nicht wie im vorigen abwechselnd, sondern gleichzeitig und andauernd scheinbar eines gewollt und getan, und dennoch ein anderes demselben vorgezogen wird. Diesen Fall erläutert am besten die oben berührte Tatsache, daß mancher gern ein vollkommen sittlicher Mensch sein würde, in seinem tatsächlichen Wollen jedoch sehr weit dahinter zurückbleibt;

Digitized by Google

also doch wieder anders wollen möchte, als er tatsächlich will. Um zu erfahren, wie hier die Sache liegt, hat jeder, für welchen das Gesagte gilt, nur sich selbst zu untersuchen; die meisten werden dann, wie ich glaube, folgendes finden. Zunächst wird niemals die Unsittlichkeit als Endziel gewollt, sondern nur dasjenige, was sich mittels ihrer gewinnen läßt. Man will nicht egoistisch sein, wohl aber in Überfluß leben; man will nicht neidisch sein, wohl aber schöner oder reicher als andere. Warum sollte man neidisch sein wollen? — der Neid ist weder etwas Gutes noch etwas Angenehmes! Warum egoistisch? — der Egoismus erniedrigt, und schafft noch viele Unannehmlichkeiten obendrein. Aber man will der Erste sein, und ist darum neidisch; man will vor allem anderen das eigene Wohl, und ist darum ein Egoist. Auch der Egoist wertet die Liebe höher als die Selbstsucht, auch der Unzuverlässige zieht die Wahrheit der Lüge vor: aber sie nehmen Selbstsucht und Lüge gleichsam mit in den Kauf, um irgendwelche Genüsse oder Vorteile zu erzielen. Halten sie also die beiden Vorstellungen, ein sittlicher und ein unsittlicher Mensch zu sein, bloß in abstracto und ohne an die Folgen zu denken zusammen, so werden sie unbedingt das erstere wählen. Des weiteren kann aber, auch wenn jene Folgen mit berücksichtigt werden, der Gedanke an den langwierigen, qualvollen und unsicheren Kampf, welchen die Zurückdrängung der unsittlichen Motive erfordern würde, die Sachlage komplizieren. Es sind wieder verschiedene, zum Teil entgegengesetzte Neigungen gegeben, von welchen abwechselnd die guten und die schlechten siegen. Aus dieser Sachlage ergibt sich ein vielfach qualvoller Gemütszustand: dem Siege der schlechten Neigungen folgt das peinliche Gefühl der Reue, während die Freude über den Sieg der guten Neigungen sowohl durch die Unlust der unbefriedigten egoistischen Wünsche (§ 11), wie durch die Furcht vor möglichem Unterliegen bei folgenden Gelegenheiten mehrfach aufgewogen wird. Denkt man sich dann in den Zustand eines vollkommen sittlichen Menschen hinein, welchem jene schlechten Neigungen fehlen, so fallen alle jene Unlustquellen fort, und der betreffende Zustand muß als ein hochbeneidenswerter erscheinen. Das heißt also: zu den sittlichen Motiven, welche diesen Zustand als einen erwünschten erscheinen lassen, treten noch hedonistische hinzu,

Digitized by Google

und diese beiden zusammen sind stärker als die hedonistischen Motive, welche zur Befriedigung schlechter Neigungen antreiben. Darum würde man freudig tauschen, wenn ein Tausch möglich wäre. Daß aber jener Tausch unmöglich ist, liegt nicht an einer fremden Macht, welche den Menschen verhinderte, seinem eigentlichen Wollen gemäß zu handeln; sondern es liegt ausschließlich daran, daß einstweilen auch die unsittlichen Ziele noch gewollt werden. Jene Einsicht, daß der sittlich vollkommene Mensch glücklicher ist als der sittlich unvollkommene, hebt den Reiz der hedonistischen Motive nicht auf; der erfolgreiche Entschluß, diesem Reize nicht nachzugeben, würde also keineswegs schon genügen, um jenen glücklicheren Zustand herbeizuführen; sondern es würde nach wie vor das Leid der unbefriedigten Wünsche und der Unsicherheit für die Zukunft sein Gewicht in die Schale werfen. Darum bleiben im einzelnen Versuchungsfall die unsittlichen Motive vielleicht übermächtig: es stehen ihnen eben nur die sittlichen Motive, und nicht die Aussicht auf die Gemütsruhe des vollkommen Sittlichen gegenüber. Und ebenfalls ist begreiflich, daß man vor dem langen inneren Kampf, der vielleicht zur endgültigen Zurückdrängung jener unsittlichen Motive führen könnte, sich scheut, indem zu diesem Kampfe zwar die sittlichen Motive sowie die Vorstellung der vielleicht endlich zu erringenden Gemütsruhe antreiben, diesen aber sowohl der Reiz der hedonistischen Motive wie die Unlust der zurückzudrängenden Wünsche in der Übergangszeit, und endlich noch die Unsicherheit des erhofften Resultats gegenübersteht. Es ist demnach deterministisch vollkommen verständlich, daß bei gewissen, nicht allzu ungleichen Stärkeverhältnissen zwischen sittlichen und egoistischen Neigungen einerseits der entschiedene Wunsch, vollkommen sittlich zu sein, vorliegt, und man doch andererseits bei einer sehr unvollkommenen Sittlichkeit beharrt. Wer solche Erfahrungen macht, muß allerdings verhältnismäßig starke sittliche Neigungen haben; aber er darf keineswegs glauben, daß nur diese seinem eigentlichen oder eigenen Wollen zugrunde liegen, und damit die Verantwortlichkeit für sein abweichendes Handeln von sich abschieben. Vielmehr soll er sich eingestehen, daß auch die gegenüberstehenden egoistischen Neigungen, welche jene verhindern, in die Erscheinung zu treten, die seinigen sind,

Digitized by Google

und die Verpflichtung anerkennen, dieselben durch passende Mittel (worüber Näheres in § 31) möglichst unschädlich zu machen.

Diesen drei Gruppen dürften sich, soweit ich sehe, wohl die meisten Fälle, in welchen ein Streit zwischen dem tatsächlichen und einem tieferen Wollen vorzuliegen scheint, unterordnen. Was wir für diese Gruppen fanden, läßt sich wie folgt zusammenfassen. In jedem Augenblicke unseres Lebens wollen wir genau dasjenige, was der Gesamtheit unserer Neigungen, mit Rücksicht auf die zurzeit für uns verfügbaren Motivvorstellungen, am besten entspricht; nur indem wir von einigen Neigungen oder Motiven abstrahieren oder auch zu den verfügbaren Motiven andere nicht verfügbare hinzudenken, können wir glauben, gleichsam ein Wollen zweiter Potenz zu besitzen, von welchem das gegebene durch fremde Nötigung abgebogen wird. Wenn wir ohne solches Abstrahieren oder Hinzudenken, also unter Berücksichtigung sämtlicher und keiner anderen als der zurzeit verfügbaren Motive anders wollen möchten als wir tatsächlich wollen, so würden wir eben tatsächlich anders wollen. Aber jene Klausel wird häufig vergessen: wir fragen nicht, ob wir auf die Vorteile und Genüsse, welche das vorliegende Wollen uns schafft, verzichten, die Nachteile und die Unlust, welche ein anderes Wollen mit sich führen würde, in den Kauf nehmen wollten; sondern wir sehen von diesen Vorteilen und Genüssen, von diesen Nachteilen und dieser Unlust ab und fragen, was wir wollen würden, wenn sie nicht da wären oder nichts für uns bedeuteten. Wir nehmen also einen Wunsch, eine einzelne, nur aus einem Teile unserer Persönlichkeit sich ergebende Willensregung für den die ganze Persönlichkeit zum Ausdruck bringenden Willen, und wenn dieser Wunsch sich unfähig zeigt, unseren Charakter umzuschaffen, so denken wir an eine von außen uns auferlegte Beschränkung. In Wirklichkeit aber ist dasjenige, welches die Macht jenes Wunsches beschränkt, nicht etwas Äußeres, sondern die Gesamtheit unserer übrigen Wünsche. Wir haben eben in jedem Augenblick mehrere Wünsche, welche sich vielfach nicht alle zugleich befriedigen lassen; von diesen kann die eine Hälfte der anderen, oder können auch alle bis auf einen diesem einen gegenüberstehen; niemals können aber alle mit allen, also ihre gemeinsame Resultante mit dem dieselbe zur Ausführung bringen-

Digitized by Google

den Willensentschluß, in Konflikt geraten.

Wenn es also dabei bleiben muß, daß schließlich alles was wir tun auch irgendwie von uns gewollt wird, so bleibt doch nach allem vorhergehenden nicht weniger wahr, daß wir es oft nur mit einem kleinen, bisweilen nur mit einem verschwindend kleinen Teile unserer Persönlichkeit wollen. Und eben darum ist es nicht nur verständlich, sondern in gewissem Sinne auch richtig, wenn viele das entschiedene Gefühl haben, in tiefster Seele etwas ganz anderes zu wollen als dasjenige, was sich aus ihrem durchgängigen Handeln als ihre überwiegende Willenstendenz würde abstrahieren lassen. Beengende äußere Umstände, übermächtige Augenblickseindrücke, einseitig orientierende Lebenserfahrungen, gefestete Denkgewohnheiten, ganz besonders aber die Wechselwirkung aller dieser Faktoren, können uns stets wieder Motive vorführen, welche nicht unsere stärksten, tiefsten und eigensten, sondern vielmehr bloß unsere schwächeren, oberflächlichen und am wenigsten charakteristischen Neigungen zur Äußerung gelangen lassen. Dem einen gestattet die Überfüllung des Lebens mit Berufspflichten, häuslichen Sorgen, sozialen Obliegenheiten nicht oder kaum, an etwas anderes zu denken; oder er ist nach und nach, ohne selbst recht zu wissen wie, in einen Strudel von Zerstreuungen hineingeraten, und müßte tausend Bande zerreißen, um sich wieder freizumachen. Ein zweiter ist durch die Umstände in Verhältnisse hineingeführt worden, welche ihn stets wieder schweren Versuchungen aussetzen; anfangs sind seine sittlichen Neigungen stark genug, um derselben Herr zu werden, aber allmählich heften sich die Versuchungsmotive in seinem Bewußtsein; stets schwieriger lassen dieselben sich zurückdrängen und stets häufiger gibt er ihnen nach, bis er endlich vielleicht den vergeblichen Widerstand ganz aufgibt und sich willenlos seinem Verhängnis fügt. Ein dritter hat von früher Jugend an Demütigungen erfahren, welche ihn in eine defensive Stellung gedrängt, sein Selbstvertrauen geschwächt und sein Herz verbittert haben; daher denn das Motiv der Selbstbehauptung übermächtig bei ihm geworden ist und ihn auf die Dauer zu einem überempfindlichen, schwerverträglichen, in anderen vorzugsweise Verkehrtes bemerkenden Menschen machen kann. Einem vierten ist durch Kränklichkeit, mangelnde Fähigkeiten oder Mißgeschick das

Digitized by Google

Leben verdorben; durch das eigene Elend ganz in Anspruch genommen, verliert er das Vermögen, sich in fremdes Leid zu versetzen und sich dafür zu interessieren. Ein fünfter hat sich einreden lassen oder selbst durch schwere Enttäuschungen den Eindruck bekommen, daß Tugend, Freundschaft und Liebe leere Namen und alle Menschen im Grunde Egoisten sind; er will nicht der Narr im Spiele sein, drängt gewaltsam zurück, was an besseren Neigungen in seinem Herzen lebt, und behandelt alle anderen nur noch als Mitbewerber im Kampf ums Dasein. Einem sechsten steht sein Temperament im Wege: er ist verlegen oder ungeschickt oder jähzornig; es wird ihm schwer, mit anderen Fühlung zu gewinnen oder zu erhalten, und während er diesen anderen so gern etwas sein möchte, fühlt er sich durch eine stets tiefer werdende Kluft von denselben getrennt. Ein siebenter hat sich in irgend welche Grundsätze hineingelebt; er glaubt etwa, als Gatte und Vater vor allem seine Autorität wahren und seine menschlichen Gefühle verbergen zu müssen; allmählich wird die Gewohnheit zur anderen Natur; die Verhältnisse veräußerlichen sich stets mehr, und schließlich läßt sich der Weg vom Herzen zum Herzen nicht mehr auffinden. Diese alle, und viele andere, wollen anders handeln als sie tatsächlich handeln: in jedem einzelnen Fall wählen sie zwar von den vorliegenden Möglichkeiten diejenige, welche sie am stärksten wollen; diese Möglichkeiten liegen aber sämtlich in einer anderen Richtung als derjenigen, in welcher sie sich am liebsten bewegen möchten, welche ihnen aber durch äußere oder innere, von ihrem jetzigen Wollen unabhängige Umstände verschlossen ist. Alle diese Personen werden sich daher auch in ihrem tatsächlichen Handeln mit vollstem Rechte beengt und unfrei fühlen; diese Unfreiheit ist aber nicht etwas Neues, sondern eben diejenige, welche wir früher (§ 12) besprochen haben und später (§ 29) noch genauer besprechen werden · sie besagt nur, daß einer anders will und handelt, als er unter Umständen, welche allen seinen Neigungen unbeschränkten Spielraum gewährten, gewollt und gehandelt haben würde. Sie ist selbstverständlich mit allen Mitteln, welche uns zur Verfügung stehen (§ 31), zu bekämpfen; sofern sie sich aber nicht beseitigen läßt (und die zunehmende Verwicklung des inneren und äußeren Lebens macht es stets schwieriger, sie ganz

Digitized by Google

zu beseitigen), bleibt doch überall jenes zurückgedrängte Wollen, auch wenn es sich niemals in Handlungen umsetzen könnte, gleich bedeutsam für die Bestimmung unseres sittlichen Wertes

Noch eine letzte Frage bleibt allerdings zurück. Im vorhergehenden wurde stets wieder als eigentlicher Gegenstand der sittlichen Beurteilung der Charakter des Individuums, seine dauernde Willensrichtung, die Gesetzlichkeit seines Reagierens auf Motive angewiesen: woher hat aber das Individuum diesen Charakter, diese Willensrichtung, diese Gesetzlichkeit? Die Antwort muß sicher lauten: durch Vererbung von seinen Eltern und Voreltern. Ist aber damit nicht aufs neue die Berechtigung jener sittlichen Beurteilung in Frage gestellt? Kann denn einer etwas dafür, daß er diesen und nicht einen anderen Charakter bekommen hat? Ist ihm dieser Charakter nicht in gleicher Weise aufgenötigt worden, wie etwa Intellekt und Temperament, und müssen demnach nicht Charakterfehler, in gleichem Maße wie intellektuelle und Temperamentsfehler, von der Beurteilung ausgeschlossen bleiben?

Auf diese Frage könnte man zunächst antworten, daß auch intellektuelle Eigenschaften, wie Scharfsinn, Verstand oder Dummheit, auch Temperamentseigenschaften, wie Schwerfälligkeit oder Übereilung als besser oder schlechter beurteilt, wenngleich nicht sittlich beurteilt werden, da man nun einmal übereingekommen ist, diesen letzteren Namen speziell für die auf den Charakter gehende Beurteilung zu verwenden. Daß aber bei dieser Charakterbeurteilung, wie seinerzeit ausführlich nachgewiesen wurde, intellektuelle und Temperamentsfaktoren eliminiert werden, ist ebenso selbstverständlich, als daß umgekehrt bei der Beurteilung des Intellekts Charakterfaktoren eliminiert werden: daß man also einen Menschen nicht etwa deshalb, weil er sich für eine ihm gestellte Aufgabe keine Mühe geben will, für dumm erklärt. Die sittliche Beurteilung bezieht sich eben nicht auf dasjenige, was man denkt oder fühlt, sondern auf dasjenige, was man will; was aber einer im Grunde will, kann zwar durch seine Dummheit oder seine Übereilung, nicht aber durch die Tatsache, daß sein Wollen erblich mit dem Wollen seiner Voreltern zusammenhängt, unsicher gemacht werden. Der Dumme oder der Jähzornige will vielleicht gern anderen helfen; aber

Digitized by Google

der eine wählt falsche Mittel, der andere läßt sich durch seinen Zorn hinreißen, und beide können demzufolge handeln, als ob ihnen das Leid anderer gleichgültig wäre. In bezug auf den Einfluß der Erblichkeit liegen aber die Sachen genau umgekehrt. Der Egoist will, mehr als alles andere, den eigenen Vorteil; der Märtyrer will, stärker als sein Leben, den Sieg der Wahrheit: daran wird durch den Umstand, daß dieses Wollen ein Erbgut ist, nicht das mindeste geändert. Auf dieses Wollen, also auf das Maß, in welchem verschiedene Ziele vom Handelnden gewertet werden, geht aber eben die sittliche Beurteilung. Daß also bei dieser sittlichen Beurteilung intellektuelle und Temperamentseigenschaften ausgeschaltet und ausschließlich Charaktereigenschaften berücksichtigt werden, ist eine bloße Forderung der Konsequenz.

In ähnlicher Weise wird dem gleich naheliegenden Einwande zu begegnen sein, daß nach obigem schlechte Erziehung, böse Beispiele, Verkehr mit unsittlichen Menschen die Zurechnung herabsetzen: warum, könnte man fragen, sollte nicht ein Gleiches in bezug auf die Abstammung von unsittlichen Menschen gelten? Es liegt aber wieder ein tiefgreifender Unterschied vor: jene ersteren Einflüsse haben sämtlich nur die Tendenz, bestimmte Motive im Bewußtsein hervortreten zu lassen oder zurückzudrängen; dieser letztere dagegen betrifft nicht den Inhalt der Motive oder die Klarheit, mit welcher dieselben vorgestellt werden, sondern die Art und Weise, wie auf diese Motive reagiert wird. Der schlecht Erzogene oder durch böse Beispiele Verdorbene würde also vielleicht, wenn er eine gleich vollständige Vorstellung von der Sachlage hätte wie andere, auch wie diese wollen und handeln; unter Umständen kann er auch, vielleicht einer einzigen von ihm in ihrem Wert erkannten Person gegenüber, diese bessere Gesinnung tatsächlich zeigen; aber auch wenn dies niemals der Fall sein sollte, bleibt es möglich, daß nur die einseitige assoziative Zufuhr von unsittlichen Motiven, nicht aber seine besondere Empfänglichkeit für dieselben, sein verwerfliches Handeln bedingt. Während also von ihm nicht mit Sicherheit gesagt werden kann, daß dasjenige, was er tut, auch wirklich seiner tiefsten Willensrichtung entspricht, liegt die Sache bei dem erblichen Egoisten genau umgekehrt. Sofern unsittliches Handeln auf dem erblich angeborenen unsittlichen Cha-

Digitized by Google

rakter beruht, ist damit eben gesagt, daß es der tiefsten Willensrichtung entspricht, also auch, und ganz besonders, unter Berücksichtigung sämtlicher in Betracht kommender Motive stattfindet; es fehlt also hier die Möglichkeit, welche dort vorlag, daß nämlich, wenn die betreffende Person sich die Bedeutung und die Folgen seines Handelns klar vergegenwärtigt hätte, sie sich zu einem Besseren entschlossen haben würde. Was sich in ihrem Handeln ausspricht, ist alles was sie will; es liegen sämtliche Daten, welche für die Kenntnis des Charakters erfordert sind, fertig vor, und so kann denn die sittliche Beurteilung ungehemmt stattfinden. Selbstverständlich wird sich im konkreten Fall die absolute Sicherheit, daß es sich so verhält, schwerlich jemals erreichen lassen; es kommt nur darauf an, daß die Beurteilung des Charakters, eben weil sie eine Beurteilung des Charakters ist, zwar mit allen Umständen, welche die Erkenntnis dieses Charakters verdunkeln können, nicht aber mit dem Zusammenhange desselben mit demjenigen der Voreltern zu rechnen hat[1]).

Die Schwierigkeit, sich in diese Auffassung hineinzudenken, liegt wohl zum Teil daran, daß man sich die psychische Erblichkeit, auch diejenige der Charaktereigenschaften, als eine körperlich vermittelte vorstellt, welche Auffassung, in Verbindung mit dualistischen Reminiszenzen, dann leicht dazu führt, sich so etwas wie eine sittlich neutrale, schuldlose Seele zu denken, welche gleichsam von außen, infolge ihrer Verbindung mit dem Körper, mit sittlichen und unsittlichen Neigungen ausgestattet worden wäre. Zu einer solchen Annahme fehlt aber jeglicher Grund; was wir den Körper nennen, ist bloß die Erscheinung eines in der sinnlichen Erfahrung nicht gegebenen Wirklichen,

[1]) In diesem Punkte muß ich also von Lipps (Die ethischen Grundfragen, Hamburg 1905, S. 286—288), dem ich sonst auch hier in allen wesentlichen Stücken beipflichte, abweichen. Ich behaupte mit ihm, daß die sittliche Zurechnung des Handelns, also die Frage ob ich „etwas dafür kann" oder ob es „an mir liegt", bloß darauf geht, ob dieses Handeln in meinem Charakter seinen Grund hat; wenn er aber diesen Charakter zwar zum Teil als angeboren betrachtet, zum anderen Teil jedoch durch äußere Umstände und frühere Handlungen bestimmt sein läßt, so kann ich mir diese letzteren Einflüße nur als solche auf die Verfügbarkeit der Motive, nicht auf den Charakter selbst, denken, und muß sie demnach, der Praxis der sittlichen Beurteilung entsprechend, als mildernde Umstände anerkennen.

Digitized by Google

und wir haben Grund anzunehmen, daß dieses Wirkliche nichts anderes ist als die Gesamtheit unseres psychischen Lebens. In diesem Falle wäre aber dasjenige, was vererbt wird, nicht ein Körperliches, welches nachher der Seele ihr Gepräge aufdrückte, sondern die seelische Gesetzlichkeit selbst; und auch dieses nicht in dem Sinne, daß diese Gesetzlichkeit als ein Fremdes einer neuentstandenen Seele eingepflanzt würde, sondern vielmehr so, daß eine identische Gesetzlichkeit einmal im psychischen Leben der Voreltern und Eltern, sodann in demjenigen der Nachkommen zur Äußerung gelangt. Diese Gesetzlichkeit, zu welcher auch diejenige des Wollens und Handelns gehört, verbindet demnach zwar das Individuum mit seinem Geschlecht, bildet aber zugleich sein eigenstes Wesen. Die allgemeine Willensrichtung des Individuums ist demselben durch die Vererbung ebensowenig von außen aufgedrängt worden, wie sein jetziger Wille ihm durch seinen gestrigen Willen aufgedrängt worden ist; sondern in diesem wie in jenem Fall setzt sich die Vergangenheit fort in die Gegenwart und in die Zukunft. Wie in der einzelnen Handlung eines Individuums, so offenbaren sich auch in dem einzelnen Individuum aus einer Reihe von Generationen Neigungen, welche vor demselben bestanden haben und nach demselben bestehen werden, und welche in dieser wie in jeder anderen Offenbarung gleich sehr der sittlichen Beurteilung unterliegen. Von einem universellen Standpunkte gesehen, erstreckt sich der Charakter also nicht nur weiter als die einzelne Handlung, sondern auch weiter als das einzelne Individuum. In dem Individuum hat sich ein Teil des Weltbewußtseins zeitweilig abgesondert, ohne darum seine Kontinuität und seine wesentliche Identität mit anderen, vorhergehenden und nachfolgenden Teilen des Weltbewußtseins zu verlieren. Die Gesetzlichkeit des Wollens und des psychischen Geschehens überhaupt ist dem Individuum nicht von außen auferlegt, sondern das Individuum ist diese Gesetzlichkeit in einer bestimmten Phase ihrer Wirksamkeit. Sein unmittelbares Bewußtsein sagt ihm mit Recht, daß er tut, was er will; wie weit sich dieses Wollen in Vergangenheit und Zukunft erstreckt, kann daran nichts verändern. Das Individuum hat zwar nicht, wie bisweilen als Bedingung für die sittliche Beurteilung gefordert wurde, zu einer gegebenen Zeit selbst seinen Charakter „gewählt", und es könnte

Digitized by Google

dies auch nicht getan haben, da sich in dieser Wahl sein Charakter schon hätte betätigen müssen, und so fort ins Unendliche. Indem es sich aber in seinen tiefsten Bestrebungen gleichbleibt, wählt es fortwährend seinen Charakter, und sein ganzes Dasein und Handeln ist nichts weiter als die Betätigung dieser Wahl. Der Charakter ist der letzte Grund alles Wählens und Wollens; tiefer als bis dahin reicht weder unser Wissen noch unser sittliches Urteil.

Mit alledem soll nun gewiß nicht gesagt sein, daß in bezug auf den vorliegenden Gegenstand alle Fragen ihre endgültige Lösung gefunden hätten. Unsere letzteren Erörterungen führten uns bis an oder bis über die Grenze der Metaphysik, und in der Metaphysik kommt noch weniger als sonst unser Wissen über bloße Wahrscheinlichkeiten hinaus. Auf die letzten Probleme, auch auf diejenigen der Ethik, fällt überall nur ein schwaches und unsicheres Licht. Wenn aber auch der Fragen genug übrigbleiben, so dürften doch die scheinbaren Widersprüche in bezug auf Determinismus und Indeterminismus sich durchgängig als lösbar erwiesen haben. Das unmittelbare Bewußtsein der Wahlfreiheit und die sichere Vorhersagung menschlicher Handlungen; die unbezweifelbare Gewißheit des Kausalitätsprinzips und die ebenso unbezweifelbare Gewißheit, selbst der Täter seiner Handlungen zu sein; die Evidenz des Determinismus und die Evidenz der sittlichen Beurteilung; die theoretischen Behauptungen der meisten und das praktische Verhalten aller, — an allen diesen Punkten scheinen nur dann Widersprüche vorzuliegen, wenn wir, statt die Begriffe zu zergliedern, bloß die Worte ins Auge fassen, und den unkontrollierbaren Assoziationen, welche diese Worte mit sich führen, freies Spiel lassen. Versuchen wir aber, uns von dem Inhalt der Begriffe Rechenschaft zu geben oder auch nur die irreführenden Worte zu vermeiden, so zeigt sich überall eine befriedigende Übereinstimmung. Und diese Übereinstimmung genügt, um nicht nur unsere betreffenden theoretischen Einsichten, sondern auch unser praktisches Urteilen und Handeln auf einen gesicherten Boden zu stellen.

15. Neigung und Pflicht, Tugend und Verdienst. Wir dürfen jedoch nicht glauben, mit der Frage nach den Bedingungen des sittlichen Urteils fertig zu sein, ehe wir eine Ansicht geprüft haben, welche von bedeutenden Forschern verteidigt worden ist

Digitized by Google

und uns, wenn sie richtig sein sollte, zu einer gründlichen Revidierung unserer bisherigen Ergebnisse nötigen würde. Nach dieser Ansicht fiele alles Handeln, welches irgendwie aus Neigung geschieht, außerhalb der sittlichen Beurteilung, wogegen nur dasjenige, welches im Streite mit der stärksten Neigung stattfindet, sittlichen Wert beanspruchen könnte. Man sieht sofort, daß diese Ansicht enge mit der soeben besprochenen indeterministischen zusammenhängt: denn während nach obigem die bestimmenden Faktoren alles Handelns eben in den Neigungen und Motiven gegeben sind, müßte nach ihr noch ein weiterer Faktor neben denselben anerkannt werden, und es läge nahe, diesen in einem „freien", selbst nicht determinierten Willen zu suchen. Als Vertreter jener Ansicht wollen wir keine geringeren als Kant und James Martineau das Wort führen lassen.

Nach Kant hat das sittliche Urteil mit den Neigungen nicht das mindeste zu schaffen; was wir eine gute oder schlechte Neigung nennen, ist schließlich nichts weiter als eine glückliche bzw. unglückliche Naturanlage, und entbehrt als solche alles sittlichen Wertes. Diesen Neigungen stelle sich aber das Pflichtgebot gegenüber, und nur dasjenige Handeln, welches mit Rücksicht auf diese Pflicht gewählt wird, sei als sittlich wertvoll anzuerkennen. „Wohltätig sein, wo man kann, ist Pflicht, und überdies gibt es manche so teilnehmend gestimmte Seelen, daß sie, auch ohne einen anderen Bewegungsgrund der Eitelkeit, oder des Eigennutzes, ein inneres Vergnügen daran finden, Freude um sich zu verbreiten, und die sich an der Zufriedenheit anderer, sofern sie ihr Werk ist, ergötzen können. Aber ich behaupte, daß in solchem Falle dergleichen Handlung, so pflichtmäßig, so liebenswürdig sie auch ist, dennoch keinen wahren sittlichen Wert habe, sondern mit anderen Neigungen zu gleichen Paaren gehe, z. E. der Neigung nach Ehre, die, wenn sie glücklicherweise auf das trifft, was in der Tat gemeinnützig und pflichtmäßig, mithin ehrenwert ist, Lob und Aufmunterung, aber nicht Hochschätzung verdient; denn der Maxime fehlt der sittliche Gehalt nämlich solche Handlungen nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht zu tun. Gesetzt also, das Gemüt jenes Menschenfreundes wäre vom eigenen Gram umwölkt, der alle Teilnehmung an anderer Schicksal auslöscht, er hätte immer noch Vermögen, anderen Notleiden-

Digitized by Google

den wohlzutun, aber fremde Not rührte ihn nicht, weil er mit seiner eigenen genug beschäftigt ist, und nun, da keine Neigung ihn mehr dazu anreizt, risse er sich doch aus dieser tödlichen Unempfindlichkeit heraus, und täte die Handlung ohne alle Neigung, lediglich aus Pflicht, alsdann hat sie allererst ihren echten moralischen Wert. Noch mehr: Wenn die Natur diesem oder jenem überhaupt wenig Sympathie ins Herz gelegt hätte, wenn er (übrigens ein ehrlicher Mann) von Temperament kalt und gleichgültig gegen die Leiden anderer wäre, vielleicht, weil er selbst gegen seine eigenen mit der besonderen Gabe der Geduld und aushaltenden Stärke versehen, dergleichen bei jedem anderen auch voraussetzt, oder gar fordert; wenn die Natur einen solchen (welcher wahrlich nicht ihr schlechtestes Produkt sein würde) nicht eigentlich zum Menschenfreunde gebildet hätte, würde er denn nicht noch in sich einen Quell finden, sich selbst einen weit höheren Wert zu geben, als der eines gutartigen Temperaments sein mag? Allerdings! Gerade da hebt der Wert des Charakters an, der moralisch und ohne alle Vergleichung der höchste ist, nämlich daß er wohltue, nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht"[1]).

In diesen Worten scheint mir nun wieder Wahrheit und Irrtum in eigentümlicher Weise gemischt zu sein. Die Tatsachen des sittlichen Bewußtseins, auf welche Kant sich beruft, sind unbedingt anzuerkennen; in der Deutung, welche er diesen Tatsachen zuteil werden läßt, treten uns aber alte, bereits im vorhergehenden bekämpfte Mißverständnisse in neuer Gestalt entgegen. Sein Hauptfehler liegt wohl darin, daß er, während er von Neigungen überhaupt redet, dabei speziell und ausschließlich an hedonistische, in letzter Instanz auf eigene Lust gerichtete Neigungen denkt, wie aus den von ihm verwendeten Ausdrücken „inneres Vergnügen", „sich ergötzen" und dgl. deutlich genug hervorgeht. Daß nun eine solche auf eigene Lust gerichtete Neigung keinen sittlichen Wert hat, ist unbedingt zuzugeben; wenn wir aber im vorhergehenden das Stärkeverhältnis zwischen den Neigungen als den eigentlichen Gegenstand sittlicher Beurteilung bezeichnet haben, so haben wir unter diesen Neigungen keineswegs bloß die hedonistischen, sondern alle

[1]) Kant, Sämtliche Werke (Rosenkranz) VIII, S, 17—18.

Digitized by Google

seelischen Anlagen, kraft deren sich an Zielvorstellungen Wünsche anknüpfen (S. 39), verstanden. Innerhalb des Rahmens dieser Terminologie bilden also Pflicht und Neigung in keiner Weise mehr einen Gegensatz: sofern die Vorstellung der Pflicht als Motiv wirken und den Wunsch nach ihrer Verwirklichung hervorrufen kann, ist die Pflichttreue ebensosehr wie die Genußsucht oder der Ehrgeiz der Gesamtheit der Neigungen einzuordnen. Und in der Tat finden wir, daß sie, genau so wie jene, bei verschiedenen Individuen in verschiedener Stärke auftritt und, je nach dem Maße dieser Stärke, mit anderen Neigungen zusammen oder diesen entgegen zur Bestimmung des Handelns beiträgt. Selbstverständlich kommt es auf Namen nicht an; wenn man mit dem Worte Neigung bloß Hedonistisches andeuten will, fällt offenbar die Pflicht nicht darunter; es galt nur zu betonen, daß die Pflichterfüllung in gleicher Weise wie andere Handlungen einer Gesetzlichkeit des Charakters folgt, oder mit anderen Worten Empfänglichkeit für eine besondere Art von Motiven beweist. Eben dieses, und nichts weiter, sollte aber die Unterordnung der Pflichtmäßigkeit unter die Neigungen ausdrücken. Ob nun, wie Kant annimmt, unter allen Neigungen bloß die Pflichtneigung sittlichen Wert beanspruchen darf, wird später (§ 24) zu untersuchen sein; für jetzt kommt es nur darauf an, einzusehen, daß, auch wenn es sich so verhalten sollte, dennoch nach wie vor der Charakter, also das Stärkeverhältnis zwischen den Neigungen, als der eigentliche und einzige Gegenstand sittlicher Beurteilung anzuerkennen wäre. Nur wäre dann dieser Satz des näheren dahin zu bestimmen, daß es für die sittliche Beurteilung insbesondere und ausschließlich auf das Stärkeverhältnis zwischen einer, nämlich der Pflichtneigung einerseits, und allen sonstigen Neigungen andererseits, ankommen würde.

Auf dem nämlichen Boden wie die Kantsche Unterscheidung zwischen (guten) Neigungen und Pflicht, steht diejenige Martineaus zwischen Tugend (virtue) und Verdienst (merit). Martineau[1]) betont mit Recht, daß sich die Bestimmungsgründe des Handelns („springs of action") in doppelter Weise ordnen lassen,

[1]) A. a. O. II, S. 80—98.

Digitized by Google

nämlich erstens nach ihrer Stärke, und zweitens nach ihrem sittlichen Wert; sofern nun ausschließlich jene Stärkeverhältnisse unser Handeln bestimmen, könne dieses unter günstigen Umständen, also beim Überwiegen guter Neigungen, allerdings tugendhaft genannt werden, es fehle ihm aber das eigentliche sittliche Verdienst. Von diesem letzteren könne nur die Rede sein, wo die beiden Ordnungen nicht zusammenfallen, sondern auseinandergehen; wo also das stärkere Motiv als das weniger wertvolle erkannt, und auf Grund dieser Erkenntnis bekämpft und besiegt wird. Deterministisch sei das allerdings nicht möglich; eben darum sei die „Freiheit" als eine unumgängliche Bedingung aller Sittlichkeit anzuerkennen. Daß aber dem tugendhaften Handeln nur dann ein sittlicher Wert zukommt, wenn es nicht entsprechend dem Stärkeverhältnis der Motive, sondern im Widerspruch mit demselben stattfindet, werde bereits bei der Erziehung allgemein vorausgesetzt. „Would you not give more credit to a timid child that told the truth against himself, than to the bold and frank who could conceal nothing if he would? to the lie-a-bed girl who sets herself never to be late, and never is, than to her sister who can no more sleep after six o'clock than the cock after dawn? to the passionate boy, who forces himself, under provocation, to shut his lips and sit still, than to his meek brother who never had a flush upon his cheek, or a hot word upon his tongue?"[1])

Der Fehler Martineaus ist zunächst kein anderer als derjenige Kants: wie dieser bei seinen „Neigungen", denkt auch jener bei seinen „springs of action" ausschließlich an die hedonistischen, wie denn in der Tat die Ausdrücke „scale of intensity" und „hedonistic scale" von ihm durcheinander verwendet werden. Wenn er also behauptet, daß bisweilen im Streit mit dem stärksten Motiv gehandelt werde, so meint er damit eigentlich: im Streit mit dem am meisten lustversprechenden Motiv; was selbstverständlich unbedenklich zuzugeben ist. Daß aber in diesen Fällen den hedonistischen Motiven andere, sittliche gegenüberstehen, und daß diese kraft der entsprechenden Neigungen auch gesetzlich wirken könnten, hat er einfach übersehen. Allerdings scheint ihm ein einziges Mal diese Er-

[1]) A. a. O. II, S. 87.

Digitized by Google

kenntnis aufzudämmern[1]), aber er macht weiter keinen Gebrauch davon und beharrt dabei, das sittliche Handeln auf eine von den Neigungen unabhängige „freie Wahl" zurückzuführen. Woraus wieder zu sehen ist, wie verhängnisvoll rein terminologische Unklarheiten für die wissenschaftliche Beweisführung werden können.

Wir sind jedoch mit Martineau noch nicht fertig; es bleibt die Frage zu besprechen, inwiefern das Verdienstliche und sittlich Wertvolle einer Handlung einen inneren Kampf, welcher dieser Handlung vorhergegangen ist, zur Voraussetzung hat. Diese Frage ist besonders deshalb interessant, weil sich hier das sittliche Bewußtsein gleichsam vor einer Antinomie gestellt findet. Einerseits wird dieses sittliche Bewußtsein sicher geneigt sein, überall die Schwere des Kampfes als Maßstab für den Wert des Sieges zu verwenden, dagegen demjenigen, der nichts oder fast nichts zu bekämpfen hatte, seinen Sieg nicht hoch anzurechnen, wie die von Martineau angeführten Fälle beweisen. Andererseits aber scheint klar, daß ein schwerer Kampf, welcher dem Entschluß zur Vollbringung einer pflichtmäßigen Handlung vorhergegangen ist, auf starke entgegengesetzte Neigungen hinweist, deren die Pflichtneigung nur mit Mühe Herr geworden ist; und daraus würde folgen, daß von zwei Personen, welche sich unter gleichen Umständen zu einer gleichen pflichtmäßigen Handlung entschließen, diejenige sittlich am höchsten steht, welche am wenigsten zwischen Gutem und Bösem geschwankt, also den leichtesten Kampf zu bestehen gehabt hat. Denn bei dieser, scheint es, ist ein entschiedeneres Übergewicht der sittlichen über die unsittlichen Neigungen als bei jener vorauszusetzen. Martineau selbst versucht die hier vorliegende Schwierigkeit mittels seiner Unterscheidung zwischen Tugend und Verdienst zu lösen: „One who has the greatest struggle to make in order to achieve the task of duty is undoubtedly inferior in virtue to the man who throws it off with ease; but one who makes the struggle, however great, has higher merit in the act than the man to whom it

[1]) A. a. O. II, S 85: „it all comes from the character, . . . if by the character you mean the entire personality; and the struggle lies between two functions or elements of that character, viz. the scale of relative intensity and the scale of relative worth among the several springs of action".

Digitized by Google

costs nothing[1])." Damit ist aber die Antinomie nur terminologisch untergebracht, nicht wirklich gelöst; es lebt eben die Frage in neuer Gestalt wieder auf, indem sie jetzt lautet: auf welchem von diesen beiden, auf Tugend oder auf Verdienst, beruht der sittliche Wert eines Menschen? Und dennoch erfordert es, wie ich glaube, nur einiger Anstrengung der Aufmerksamkeit, um zu entdecken, wo der Knoten liegt, und die Lösung desselben herbeizuführen.

Zu diesem Zwecke hat man sich erstens deutlich die Unterscheidung zu vergegenwärtigen, welche wir S. 38—40 zwischen Zielvorstellungen oder Motiven und Neigungen angestellt haben, und zweitens zu bedenken, daß die Schwere und die Dauer des inneren Kampfes, welcher einer pflichtmäßigen Entscheidung vorhergeht, sowohl durch das Stärkeverhältnis zwischen den dem betreffenden Individuum vorliegenden Motiven, wie durch das Stärkeverhältnis zwischen den Neigungen dieses Individuums bestimmt wird. Wenn also einer erst nach schwerem Kampfe sich für die Pflicht entscheidet, so kann dies entweder daran liegen, daß starke Motive, also etwa die Aussicht auf große Opfer, welche er sich durch seine Pflichterfüllung auferlegen würde, ihn zunächst davon zurückhalten; oder auch daran, daß starke egoistische Neigungen ihn auch ein kleines Opfer, welches die Pflichterfüllung erfordern würde, scheuen lassen. Und wenn umgekehrt einer ohne Kampf seine Pflicht erfüllt, so kann dies entweder darauf hinweisen, daß dem Pflichtmotiv keine anderen Motive gegenüberstehen, also die Handlung ihm nichts kostet; oder darauf, daß er sich um seine Pflicht mehr als um alles andere kümmert, also der Pflichtneigung nur relativ schwache sonstige Neigungen gegenüberstehen. So wird etwa ein Kind seinen Kuchen einem anderen mit um so größerer Mühe abtreten, je schmackhafter der Kuchen und je genußsüchtiger es selbst ist; dagegen mit um so geringerer Mühe, je geringer der zu erwartende Genuß, und je stärker seine Mitteilsamkeit. Nun ist unschwer einzusehen, daß der sittliche Wert einer Handlung sich steigert, sofern übermäßig starke Gegenmotive einen Kampf verursacht haben, dagegen sich herabsetzt, wenn übermäßig starke entgegengesetzte Neigungen für diesen

[1]) A. a. O., S. 86.

Digitized by Google

Kampf verantwortlich zu stellen sind. Denn im ersteren Fall beweist der endliche Sieg ein stärkeres Übergewicht der sittlichen Neigungen, als für die gleiche Handlung ohne Gegenmotive und ohne Kampf nötig gewesen wäre; im zweiten dagegen weist, gerade umgekehrt, der Kampf auf ein schwächeres Übergewicht der sittlichen Neigungen hin, als ohne Kampf vorauszusetzen gewesen wäre. Und je nachdem man vorzugsweise den ersteren oder den zweiten Fall ins Auge faßt, wird man daher auch glauben, den dem Willensentschluß vorhergehenden Kampf entweder als eine Bedingung, oder als ein Hindernis für die sittliche Bewertung dieses Willensentschlusses betrachten zu müssen; was sich an den oben angeführten, von Martineau gebotenen Beispielen, sofern ich richtig sehe, bis zur vollen Evidenz demonstrieren läßt.

Wenn man nämlich jene Beispiele (S. 130) noch einmal sorgfältig durchmustert, so wird man finden, daß die jeweilig einander gegenübergestellten Fälle sich nur durch die ungleiche Stärke der dem Pflichtmotiv entgegenwirkenden Motive, nicht aber durch die ungleiche Stärke der der Pflichtneigung gegenüberstehenden egoistischen Neigungen, voneinander unterscheiden. Das „schüchterne Kind, welches gegen sich selbst die Wahrheit zeugt", hat das starke Gegenmotiv des zu erwartenden Tadels zu besiegen, während „der mutige und offenherzige Knabe, welcher, auch wenn er es wollte, nichts verbergen könnte", alles schon herausgeschwatzt hat, ehe diese Vorstellung in ihm auftaucht; die Langschläferin muß, um früh aufzustehen, dem intensiv empfundenen Genusse des Duselns entsagen, während ihre Schwester, „welche nach sechse ebensowenig mehr schlafen kann wie der Hahn nach Tagesanbruch", offenbar für diesen Genuß unempfänglich ist; der leidenschaftliche Knabe, welcher seinen Zorn bezwingt, hat eben etwas zu bezwingen, und dieses etwas, nämlich das lebhafte Bewußtsein der erlittenen Kränkung, fehlt bei „seinem sanftmütigen Bruder, dem niemals das Blut in die Wangen oder ein scharfes Wort auf die Zunge stieg". In den jeweilig ersteren Fällen sind also überall starke Gegenmotive da, welche sich dem pflichtmäßigen Handeln widersetzen: wenn dieses trotzdem erfolgt, so muß eine im Verhältnis zu den anderen Neigungen außergewöhnlich starke Pflichtneigung vorliegen, und die sittliche Bewertung der

Digitized by Google

Handlung muß eine entsprechend hohe sein. In den jeweilig letzteren Fällen dagegen sind ausschließlich oder fast ausschließlich Motive für die Wahl der pflichtmäßigen Handlung gegeben; es braucht, da Pflicht und Interesse zusammenstimmen, für die Erfüllung der ersteren kein Opfer gebracht zu werden: darum läßt sich aber auch aus der vorliegenden pflichtgemäßen Handlung nichts über das Verhältnis zwischen Pflichtneigung und anderen Neigungen schließen, und es fehlen die Daten, auf welchen eine sittliche Beurteilung sich stützen müßte. Die betreffenden Personen stehen vielleicht sittlich ebenso hoch wie jene anderen, aber auf Grund der vorliegenden Handlungen läßt sich nichts darüber behaupten. Es fehlt das „Verdienst", aber es fehlt zugleich die offenbar gewordene Tugend.

Nun verändern wir aber unsere Voraussetzungen und nehmen an, daß die von Martineau verglichenen Fälle sich nicht durch den Inhalt der wirksamen Motive, sondern nur durch die Stärke der herrschenden Neigungen voneinander unterscheiden. Es seien uns also zwei Kinder gegeben, welche den Tadel für einen begangenen Streich in gleichem Maße vorhersehen und fürchten, zwei Mädchen, welche morgens früh gleiche Mühe haben, ihr Bett zu verlassen; zwei Knaben, welche sich eine erlittene Kränkung gleich sehr zu Herzen nehmen: dann kann es dennoch vorkommen, daß der eine erst nach schwerem Kampfe, der andere aber ohne Bedenken und als etwas Selbstverständliches tut, was die Pflicht gebietet. Und hier wird dann die sittliche Beurteilung dem vorhergegangenen Kampfe eine ganz andere Bedeutung beilegen müssen, als im vorigen Fall. Denn wenn unter durchaus gleichen Motivbedingungen die Pflicht bei dem einen leicht, bei dem anderen aber schwer die Oberhand behält, so beweist dies bei dem ersteren ein größeres, bei dem letzteren dagegen ein geringeres Übergewicht der Pflichtneigung über die sonstigen Neigungen. Dort wird die Pflicht, allen hedonistischen Motiven zum Trotz, mit Entschiedenheit gewählt; hier liegen keine stärkeren Gegenmotive vor, und fehlt dennoch nur wenig daran, daß diese über die Pflicht gesiegt hätten; tritt morgen eine schwerere Versuchung an die beiden heran, so wird das Pflichtgefühl des einen noch immer damit fertig werden, dasjenige des anderen

Digitized by Google

aber wahrscheinlich ihr unterliegen. So urteilt auch das unbefangene sittliche Bewußtsein[1]): hat man etwa während langer Zeit jene zwei Mädchen als rechte Langschläferinnen kennen gelernt, und zeigt sich dann, daß, wenn etwa Krankheit der Mutter Verpflegung oder Ersetzung nötig macht, die eine sich ohne Bedenken in die neue Pflicht fügt, während die andere jeden Morgen wieder bis zum letzten Augenblick schwankt, so wird man gewiß die Pflichttreue der ersteren am höchsten einschätzen. Und das Wort des Turenne, der sich mit Zittern, aber ohne Bedenken, der Lebensgefahr aussetzt: „tremble donc, vieille carcasse, tu tremblerais bien autrement si tu savais où je vais te mener", ist mit Recht als eine Äußerung des höchsten Pflichtgefühls berühmt geworden[2]).

---

[1]) Von scheinbaren Ausnahmen, welche sich leicht darbieten, wird man bei genauer Selbstbesinnung stets wieder finden, daß sie die Regel bestätigen. Also: man hat etwa bei der Pflichterfüllung ohne Kampf an die „satte Tugend" des Philisters gedacht und vergessen, daß hier, in Ermangelung starker Leidenschaften und regen inneren Lebens, eben die Gegenmotive fehlen; oder auch an eine zur Gewohnheit gewordene Tugend, welche eben dadurch charakterisiert ist, daß durch lange Übung die Gegenmotive zurückgedrängt worden sind und also ihre ursprüngliche Intensität und Lebendigkeit eingebüßt haben. Solchen Fällen gegenüber behauptet allerdings die nach schwerem Kampfe mit starken Gegenmotiven erzielte Pflichterfüllung den höheren Rang; nicht aber wegen des Kampfes, sondern wegen der starken Gegenmotive. Sind aber die Gegenmotive in zwei Fällen gleich stark, dringen sie sich mit gleicher Gewalt dem Bewußtsein auf und werden sie hedonistisch gleich gewertet, so ist der schneller errungene Sieg ein Zeichen höherer Sittlichkeit.

[2]) In ähnlicher Weise wie Martineau wird auch Simmel (a. a. O., S. 245—268) durch die Nichtunterscheidung von Motiven und Neigungen auf Irrwege geführt. Er betont wie jener, daß das Verdienst einer guten Handlung vom Maße der überwundenen „Versuchung" abhängt; indem er aber den Begriff der Versuchung ebensowenig zergliedert, wie Martineau denjenigen der „springs of action", bestimmt er dieselbe als ein ansetzendes, noch unvollkommenes Wollen des Verkehrten, welches sich vom entsprechenden Entschluß nur graduell unterscheidet, und demnach auch einen Teil der Schuld an sich trägt, die diesem Entschluß anhaften würde. Und daraus ergibt sich dann wieder die Antinomie, daß die überwundene Versuchung einerseits eine Bedingung des Verdienstes, andererseits ein Zeichen der Unsittlichkeit zu sein scheint. Gibt man sich nun aber Rechenschaft davon, daß jener Begriff der Versuchung ein Doppeltes in sich enthält, nämlich erstens die lustbetonte Zielvorstellung oder das Motiv, und zweitens die Empfänglichkeit für solche Motive oder die hedonistische Neigung, so ist ohne weiteres klar, daß das Verdienst nur mit dem ersteren, die Unsittlichkeit nur mit dem zweiten Faktor zusammenhängt. Das

Digitized by Google

Genau besehen, hätten wir also nicht zwei, sondern drei Möglichkeiten bei der Pflichterfüllung zu unterscheiden. Man kann seine Pflicht tun, erstens ohne dabei an eigenen Interessen etwas aufzuopfern, zweitens mit Aufopferung eigener Interessen und nach einem inneren Kampf, drittens mit Aufopferung dieser eigenen Interessen und ohne Kampf. Von diesen drei Fällen hat jeder folgende höheren sittlichen Wert als der vorhergehende; aber es findet nur im mittleren Fall, dagegen in dem am höchsten ebensowenig wie in dem am niedrigsten zu bewertenden ein innerer Kampf statt. Sicher wird es oft schwierig sein, diese beiden Fälle voneinander zu unterscheiden, besonders wenn nur wenige Handlungen zu Gebote stehen: man kann es eben meistens dem Handelnden nicht ansehen, ob ein Gegenmotiv für ihn geringeren hedonistischen Wert hat als für andere, oder ob es, trotz seines hedonistischen Wertes, im Vergleiche mit sittlichen Werten seinen Willen weniger als denjenigen anderer bewegt. Das einzige Mittel, hierüber sicheren Aufschluß zu erlangen, liegt in der Vergleichung des vorliegenden Falles mit anderen, in welchen jenes Gegenmotiv nicht mit sittlichen, sondern mit anderen hedonistischen Motiven sich zu messen hat: wenn man von jener Langschläferin etwa weiß, daß sie durch die Aussicht auf einen sehr erwünschten Ausflug nicht oder kaum, durch die Vorstellung der Pflicht dagegen leicht dazu gebracht wird, früher als gewöhnlich aufzustehen, so kann man gewiß sein, daß ihre Pflichterfüllung nicht auf

---

heißt also wieder: eine Versuchung kann entweder darum schwer zu überwinden gewesen sein, weil der Handelnde ein großes Opfer zu bringen hatte, oder aber darum, weil er zwar nur wenig zu opfern hatte, auch dieses Wenige jedoch sehr ungern opfern wollte: in jenem Fall zeugt die Handlung für eine überwiegende Sittlichkeit und ist sie verdienstlich, in diesem zeugt sie für einen überwiegenden Egoismus und ist sie wenig verdienstlich. Oder zusammenfassend: eine gute Handlung ist um so verdienstlicher und sittlicher, je mehr Lust der Handelnde dabei aufgeopfert hat, und je weniger diese Lust im Vergleiche mit sittlichen Motiven für ihn gewogen hat. Damit ist aber die Antinomie verschwunden. — Genau das Gleiche gilt, wenn wir mit Simmel die Sache von der anderen Seite betrachten: eine unsittliche Tat wird einem um so mehr als Schuld angerechnet, ein je schärferes Bewußtsein des Rechten bei ihm vorausgesetzt wird, das soll nach Simmel wieder heißen: für je sittlicher man ihn hält. Auch hier macht die Analyse die Sache klar: allerdings kann von Schuld nur die Rede sein, sofern die sittlichen Motive, welche von der Handlung hätten abhalten sollen, dem Handelnden bekannt und gegenwärtig

Digitized by Google

der Schwäche der Gegenmotive, sondern auf dem Übergewicht sittlicher Neigungen beruht. Des weiteren gibt es selbstverständlich, neben jenen reinen Fällen, sehr viele gemischte, in welchen also sowohl die verhältnismäßige Schwäche der Gegenmotive wie das verhältnismäßige Übergewicht sittlicher Neigungen zur Erklärung der leichten Pflichterfüllung herbeigezogen werden müßten. Mit solchen Schwierigkeiten hat man in der Praxis überall zu kämpfen, und sie sind an mancher ungerechten Beurteilung schuld; sie können aber die Evidenz der Prinzipien, welche bei aller sittlichen Beurteilung mit oder ohne klares Bewußtsein zur Anwendung gelangen, nicht verdunkeln. Von diesen Prinzipien sehen wir aufs neue, mit welcher unverrückbaren Konsequenz sie in allen, auch in scheinbar sich widersprechenden Äußerungen des sittlichen Urteils, sich durchsetzen; und dieses Ergebnis mag uns in der Überzeugung bestärken, daß wir es in den sittlichen Urteilen nicht mit einem zufälligen Produkt zahlloser ungeordneter Einflüsse, sondern mit einer einheitlichen, im tiefsten Wesen des Bewußtseins begründeten Gesetzlichkeit, oder, anders gesagt, mit axiomatischen Voraussetzungen zu tun haben, welche uns nur in ihren Anwendungen gegeben sind, in der Evidenz dieser Anwendungen aber ihre eigene Evidenz bezeugen, und nur darauf warten, durch die abstrahierende Analyse ans Licht gefördert zu werden. Wenn wir also jetzt zu dem schwierigeren Teile unserer Untersuchung übergehen, welcher sich auf die Ermittlung der letzten Kriterien, nach welchen zwischen Gut und Böse unterschieden wird, zu richten hat, so dürfen wir auch hier unbedenklich voraussetzen, daß es solche Kriterien gibt, und daß es nur auf die Vollständigkeit unserer Daten und die Genauigkeit unserer Analysen ankommt, um dieselben, etwas früher oder etwas später, methodisch nachweisen und der höchsten wissenschaftlichen Evidenz teilhaftig machen zu können.

---

sind; daß ihm aber diese Motive schwer gewogen haben, daß er also erst nach langem Kampfe sich zur bösen Handlung entschlossen und später dieselbe aufrichtig bereut hat, kann seine Schuld nicht vergrößern, sondern nur herabsetzen. Hier wäre also die Sachlage so zusammenzufassen, daß die Schuld um so größer ist, je vollständiger die sittlichen Gegenmotive dem Handelnden vorgelegen haben, und je weniger er sich durch diese Motive auf seinem sündhaften Wege hat aufhalten lassen.

Digitized by Google

II. Die Kriterien der sittlichen Beurteilung.

16. Tugenden und Laster. Was wir bis dahin erreicht haben, läßt sich in dem Satze zusammenfassen: Gegenstand der sittlichen Beurteilung ist der Charakter; Bedingung der sittlichen Beurteilung ist daher das Vorliegen von determinierten, aber im S. 82—83 angegebenen Sinne freien Handlungen, aus denen dieser Charakter abgeleitet werden kann. Unter diesem Charakter verstanden wir die Gesamtheit der Neigungen des Individuums in ihren gegenseitigen Stärkeverhältnissen; diese Neigungen werden vom natürlichen Bewußtsein intuitiv höher oder niedriger bewertet, und ein gegebenes Individuum als mehr oder weniger sittlich beurteilt, je nach dem Maße, in welchem bei Konflikten die ersteren oder die letzteren sich als die stärkeren erweisen. Wie oben (S. 42) bemerkt wurde, fehlt wahrscheinlich keine Neigung bei irgendeinem Menschen ganz sondern finden sich alle bei allen; nur in sehr verschiedenen Maßverhältnissen. Der eine wird um keinen Preis auch nur eine nicht gemeinte Verbindlichkeit sagen, der andere schon um eines geringen Vorteils willen die frechsten Lügen nicht scheuen; der eine wird alle seine Zeit und Kraft daran setzen, einem Freunde zu helfen, der andere schon Bedenken tragen, dafür eine Stunde zu opfern: je stärker die hedonistischen Motive sind, denen ein bestimmtes sittliches Motiv noch die Wage halten kann, je größere Opfer sich also einer für die Verwirklichung dieses sittlichen Motivs gefallen lassen will, um so entschiedener wird man ihn als einen sittlich guten Menschen bezeichnen. Vollkommen gut würde einer erst dann heißen dürfen, wenn das allerschwächste sittliche Motiv regelmäßig auch dem allerstärksten hedonistischen Motive gegenüber den Sieg davontrüge; dagegen vollkommen schlecht, wenn umgekehrt das allerschwächste hedonistische Motiv genügte, um das allerstärkste sitt-

Digitized by Google

liche zurückzudrängen; zwischen diesen beiden festen Punkten hat jeder Mensch irgendwo seine Stelle, und erst die genaue Bestimmung dieser Stelle würde endgültig über seinen sittlichen Wert entscheiden. Strenggenommen würde dazu die Bekanntheit mit beliebig vielen Fällen, in welchen sittliche Motive hedonistische besiegt hätten oder umgekehrt, noch nicht genügen; sondern es wäre dazu erforderlich zu wissen, welche sittliche Motive welchen hedonistischen genau die Wage halten. Wer um eines sittlichen Zieles willen ein bedeutendes Opfer erbracht hat, würde vielleicht, wenn nötig, auch ein noch größeres Opfer nicht gescheut haben; wer seine Pflicht verletzt hat, um sich einen bestimmten Gewinn zu sichern, würde vielleicht auch schon durch die Aussicht auf einen geringeren Gewinn sich zur nämlichen Pflichtverletzung haben verführen lassen; jene Handlungen zeigen nur die Grenze an, über welcher das genaue Maß der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit der betreffenden Person liegen muß, nicht dieses genaue Maß selbst. Es ist damit wieder ganz so wie bei einer Wage: wenn dieselbe ausschlägt, wissen wir nur daß, nicht um wieviel das eine Gewicht schwerer ist als das andere; nur wenn sie in der Schwebe bleibt, läßt sich ein exaktes Resultat gewinnen. In gleicher Weise könnten wir auch einen Menschen nur dann genau kennen und sittlich bewerten, wenn wir dasjenige Verhältnis zwischen eigenen Interessen und sittlichen Forderungen ermittelt hätten, bei welchem er zwischen beiden schwankt. In diesem Sinne hat allerdings, wie das zynische amerikanische Sprichwort es ausdrückt, jedermann seinen Preis: nur ist nicht zu vergessen (was dieses Sprichwort eben leugnen will), daß jener Preis auch unendlich hoch liegen, also das Übergewicht der sittlichen Neigungen stark genug sein kann, um jeder Versuchung Widerstand zu leisten.

In allen unseren bisherigen Erörterungen haben wir nun aber diese Unterscheidung zwischen höheren und niedrigeren Neigungen zwar fortwährend vorausgesetzt, aber nicht näher untersucht. Wenn wir häufig bestimmte Neigungen als höhere oder niedrigere oder auch als sittliche oder unsittliche bezeichnet haben, so geschah dies nur, weil wir sie zur Erläuterung allgemeiner Sätze brauchten und sie bequem den gangbaren Auffassungen entnehmen konnten;

Digitized by Google

wie diese Auffassungen begründet waren, mit Rücksicht auf welche Merkmale also die betreffenden Neigungen gebilligt bzw. mißbilligt wurden, blieb dahingestellt. An diese Frage müssen wir jetzt herantreten. Wir haben zu untersuchen, was als gut und was als böse beurteilt wird, d. h. also: welche fundamentale Neigungen, und in welchen verschiedenen Maßen diese fundamentalen Neigungen von dem sittlichen Bewußtsein als mehr oder weniger wertvoll anerkannt werden. Und dieser Frage schließt sich dann die andere an: ob alle diese besonderen Beurteilungen sich auf ein gemeinsames letztes Kriterium, welches der Unterscheidung zwischen gut und böse überhaupt zugrunde liegt, zurückführen lassen. Die erstere Frage geht auf die „axiomata media" oder, in moderner Terminologie, auf die empirischen Gesetze, nach welchen das sittliche Bewußtsein auf die Vorstellung des Überwiegens bestimmter Neigungen in einem oder dem anderen Sinne reagiert; die zweite auf dasjenige, was man das Prinzip der Moral zu nennen pflegt. Der Natur der Sache gemäß wollen wir zuerst jene ins Auge fassen.

Die Antwort auf diese Frage ist nun, je nach den Anforderungen welche man an dieselbe stellt, entweder sehr leicht oder sehr schwer zu geben. Sehr leicht, wenn man sich erinnert, daß dasjenige, was die Sprache damit meint, wenn sie bestimmte Neigungen als „Tugenden" und andere als „Laster" bezeichnet, schließlich nichts anderes ist als dieses: daß die Vorstellung eines Charakters, in welchem diese Neigungen vorherrschen, eine billigende bzw. mißbilligende Reaktion von seiten des sittlichen Bewußtseins hervorruft. In diesen Tugenden und Lastern hat also die Sprache eine ganze Reihe von empirischen Gesetzen des sittlichen Urteilens für uns festgelegt; wir haben es in denselben durchgängig mit primitiven Versuchen zur Verallgemeinerung sittlicher Erfahrungen zu tun, — etwa so, wie wir es in Ausdrücken wie „Speise", „Arznei" u. dgl. mit primitiven Versuchen zur Verallgemeinerung physischer Erfahrungen zu tun haben. Das heißt also: in gleicher Weise, wie man dadurch, daß man etwas Speise oder Arznei nennt, nur sagen will, daß dieses etwas, vorbehaltlich störender Umstände, den Hunger stillt oder eine Krankheit heilt, so bedeutet auch die Bezeichnung gewisser Neigungen als Tugenden

Digitized by Google

nichts weiter, als daß die Vorherrschaft dieser Neigungen im Charakter, mit dem nämlichen Vorbehalt, ein billigendes sittliches Urteil hervorruft. Allerdings könnte man glauben, jene angeblichen Gesetze gälten doch nur im großen und ganzen, da doch, während etwa Wahrhaftigkeit und Menschenliebe als Tugenden anerkannt werden, dennoch rücksichtsloses Wahrheitsprechen gegenüber Kranken, sowie Helfen Fremder auf Kosten Angehöriger eher getadelt als gutgeheißen wird. Es ist aber der Vorbehalt störender Umstände zu berücksichtigen: jene Handlungen haben zwei Seiten, sie offenbaren nicht nur Wahrhaftigkeit und Menschenliebe, sondern auch Mangel an Rücksichten und an Sorge für die Angehörigen; sofern sie aus jenen ersteren Neigungen hervorgehen, werden sie unbedingt als sittlich anerkannt, und nur sofern sie auf diese letzteren Mängel hinweisen, getadelt. Das etwaige Übergewicht des Tadels bedeutet demnach ebensowenig eine Ausnahme von den Gesetzen, nach welchen Wahrhaftigkeit und Menschenliebe sittlich gebilligt werden, wie das Gravitationsgesetz eine Ausnahme erleidet, wenn ein schwerer Körper durch irgend eine Kraft emporgehoben wird.

Wir haben also wirklich eine ganze Reihe von empirischen ethischen Gesetzen; aber es sind, wie die Generalisationen des natürlichen Denkens überall zu sein pflegen, die denkbar gröbsten. Die Neigungen, welche als Tugenden oder Laster bezeichnet werden, entbehren vielfach der scharfen Begriffsbestimmung („Großmut") oder gehen ohne scharfe Grenze ineinander über („Geiz" — „Sparsamkeit"); sie sind häufig mehr oder weniger zusammengesetzt, ohne daß feststände, an welche ihrer Bestandteile das sittliche Urteil anknüpft („Dankbarkeit", „Sanftmut"); endlich ist die ihnen zuteil gewordene Bewertung nicht selten von relativ zufälligen Bedingungen abhängig, welche unerkannt bleiben („Patriotismus"). Diesen Mängeln kann selbstverständlich nicht dadurch abgeholfen werden, daß man in einem Lexikon nachsieht, wie irgend ein Sprachgelehrter, oder in einem ethischen Handbuch, wie irgend ein Philosoph sich die betreffenden Begriffe zurechtgelegt hat; es käme vielmehr darauf an zu wissen, in welchen Fällen, bis zu welchen Grenzen, unter welchen Bedingungen das unbefangene sittliche Bewußtsein diese Neigungen und ihre Äußerungen als sittlich wertvoll oder sittlich verwerflich anerkennt.

Digitized by Google

Eben hier liegt aber in unserem ethischen Wissen eine Lücke vor, welche erst durch eine jahrhundertelang fortzusetzende Arbeit ausgefüllt werden kann, und welche, solange sie nicht ausgefüllt worden ist, unseren Hypothesen über die letzten Kriterien der sittlichen Beurteilung stets daran hindern wird, das Stadium unsicheren Tastens und Suchens zu überschreiten. Was wir nötig hätten, wäre eine umfassende, genaue und geordnete Kenntnis zahlreicher Einzelfälle, in welchen auf Grund einer bestimmten Vorstellung von Handlung, Motiven und Charakter bestimmte billigende oder mißbilligende sittliche Urteile gefällt worden wären: aus diesen Einzelfällen würden sich dann zuerst wohlbeglaubigte, exakte empirische Gesetze für besondere Anwendungsgebiete des sittlichen Urteilens —, und würde sich schließlich vielleicht das allgemeine Grundgesetz dieses sittlichen Urteilens ans Licht fördern und als unmittelbar evident erkennen lassen. Aber die Ethik ist, wie so manche andere Geisteswissenschaft, im Vergleiche mit den Naturwissenschaften um einige Jahrhunderte zurückgeblieben; obgleich jeder Ethiker, wie in der Einleitung bemerkt wurde, als selbstverständlich voraussetzt, daß seine Ergebnisse im großen und ganzen mit den intuitiven Entscheidungen des sittlichen Bewußtseins übereinstimmen müssen, haben doch fast alle es verschmäht, solche Entscheidungen systematisch zu sammeln, methodisch zu zergliedern und zu ordnen, und bei der Aufstellung ihrer Hypothesen und Theorien sorgfältig zu berücksichtigen. In der Tat würde der einzelne Forscher hier nur wenig Material herbeischaffen können, und wäre eine dem Bedürfnis genügende Zusammenstellung desselben, wie oben bemerkt wurde, erst von der angestrengten Arbeit mehrerer Generationen zu erwarten; auch müßten die Methoden, welche bei dieser Arbeit anzuwenden wären, zum allergrößten Teil noch erst erfunden oder ausgebildet werden. Denn es genügt eben nicht, für jeden einzelnen Fall festzustellen, daß A unter diesen oder jenen äußeren Umständen so und so gehandelt, und B über diese Handlung so und so geurteilt hat; sondern man müßte, um den Fall ethisch verwerten zu können, auch noch möglichst genau wissen, in welcher Weise B, mehr oder weniger klar bewußt, die gegebene Handlung gedeutet hat; und für diese Deutung kommt, neben den vorliegenden Daten, noch manches

Digitized by Google

andere in Betracht, wie etwa das eigene sittliche Niveau des B seine Fähigkeit, sich in das Gedanken- und Gefühlsleben anderer zu versetzen, seine vorgefaßten Meinungen in bezug auf Menschen überhaupt und auf Rasse, Nationalität, Konfession, Partei, Familie und Person des A insbesondere, und so weiter ins Unendliche. Das Urteil des B bezieht sich also schließlich nicht auf einen relativ einfachen, in sicherer Erfahrung gegebenen und leicht festzustellenden Tatbestand, sondern vielmehr auf seine durch zahllose Umstände beeinflußte, ihm selbst nur zum kleinsten Teil klar bewußte und für andere noch viel schwerer zu erratende Auffassung dieses Tatbestandes: daher die große Verschiedenheit der sittlichen Urteile, und daher die Schwierigkeit, ein zuverlässiges Material für die Begründung der ethischen Gesetze zusammenzubringen. Diese Schwierigkeit würde sich vielleicht durch umfassende, auf sorgfältig konstruierte Fälle sich beziehende Rundfragen zum Teil heben lassen; neben diesen wäre auch von gründlichen historischen und ethnologischen Forschungen einiges Licht zu erwarten. Dabei hätte man sich aber, mehr als bis jetzt meistens geschehen ist, vor dem naheliegenden Fehler zu hüten, die „Sitten und Gebräuche" eines Volkes oder einer Zeit, also die Art und Weise, wie dort oder damals tatsächlich gehandelt wird, mit demjenigen zu verwechseln, was dort oder damals sittlich gutgeheißen wird. Das heißt also: man sollte den beiden offenkundigen Tatsachen Rechnung tragen, daß erstens nicht nur sittliche, sondern neben diesen auch (und manchmal überwiegend) egoistische Motive das Handeln der Menschen sowie die Sitten und Gebräuche der Völker und Zeiten bestimmen; und daß zweitens die sittliche Beurteilung, ähnlich wie andere psychische Funktionen, dem Gesetze der Abstumpfung gehorcht, nach welchem konstante oder häufig sich wiederholende Reize die zugehörige Reaktion in stets schwächerem und schließlich kaum mehr merklichem Grade hervortreten lassen. In gleicher Weise also, wie ein täglich angeschautes Gemälde oder ein täglich gelesenes Gedicht nach längerer oder kürzerer Zeit seine ästhetische Wirkung einbüßt, oder wie man sich umgekehrt auch an häßliche oder ekelhafte Gegenstände gewöhnt, paßt sich auch die sittliche Beurteilung allmählich dem Niveau der täglichen Umgebung an, dergestalt, daß dasjenige, welches diesem Niveau entspricht, zuletzt als selbstverständlich hin-

Digitized by Google

genommen wird und kaum mehr eine Regung des sittlichen Gefühls hervorruft. Um die sittlichen Maßstäbe einer Zeit oder eines Volkes ans Licht zu fördern, hat man also nicht auf das damals oder dort übliche Handeln, sondern vielmehr darauf zu achten, wie Abweichungen von diesem Durchschnitt damals oder dort sittlich beurteilt werden. Daß aber auf die letztere Frage eine ganz andere Antwort passen kann als auf die erstere, zeigt sich vollkommen deutlich an unserer jetzigen Kultur, deren Praxis überall zwischen Wahrhaftigkeit und Lüge, Menschenliebe und Egoismus, sittlicher Reinheit und Ausschweifung irgendwo die Mitte hält, während doch ebenso allgemein die Abweichungen nach der einen Richtung entschieden gebilligt, und diejenigen nach der anderen Richtung entschieden mißbilligt werden. Eine Untersuchung der Sachlage bei weiter abseits liegenden Völkern und Kulturperioden würde fast sicher Ähnliches zutage fördern, und es steht zu erwarten, daß sich dabei merklich geringere historische und geographische Unterschiede in der sittlichen Beurteilung ergeben würden, als man in den Gewohnheiten des Handelns gefunden hat. Was aber dabei an solchen Unterschieden zurückbliebe, würde man keineswegs ohne weiteres als einen Beweis für die Veränderlichkeit oder Verschiedenheit der letzten Kriterien hinstellen dürfen, sondern noch genauer zu untersuchen haben. Es lehrt nämlich die Erfahrung in bezug auf diejenigen Fälle, deren Bedingungen wir einigermaßen überschauen können, daß gemeinsame letzte Kriterien in mehrfacher Weise zu verschiedenen und sogar entgegengesetzten Beurteilungen Veranlassung geben können. Erstens kommt es häufig vor, daß infolge zufälliger äußerer Umstände irgend eine Tugend zu einer Zeit oder an einem Orte vorzugsweise in anderen Anwendungsformen auftritt und geschätzt wird als sonst: wenn also etwa bei orientalischen Völkern viel mehr als bei uns für die sittliche Beurteilung einer Person das Maß der von ihr auch Fremden gegenüber bewiesenen Gastfreundschaft ins Gewicht fällt, so erklärt sich dies als eine Anwendung der allgemein anerkannten Pflicht, Notleidenden zu helfen, auf Kulturverhältnisse, in welchen eben jene Form der Hilfe besonders nötig ist; und wenn verschiedene Völker die Befolgung sehr verschiedener religiöser Vorschriften als sittlich geboten betrachten, so spricht sich darin nur das von allen irgendwie Gläubigen gemeinsam anerkannte

Digitized by Google

Kriterium aus, daß man dem Willen Gottes oder der Götter gehorchen solle. Zweitens spielt dann die oben (§ 5) besprochene Möglichkeit verschiedener Deutungen einer identischen Handlungsweise auch für die zwischen Völkern oder Zeiten vorliegenden Differenzen eine nicht zu vernachlässigende Rolle. Wenn etwa Sittenstrenge und asketisches Verhalten zu gewissen Zeiten hoch gewertet, zu anderen dagegen verachtet und verspottet werden, so hängt dies sicher damit zusammen, daß jenes Verhalten das eine Mal vorzugsweise als ein Zeichen des Nachstrebens höherer Ziele, das andere Mal dagegen als ein solches der Augendienerei und der Heuchelei aufgefaßt wurde. Und wenn, ceteris paribus, bei höherer Bildung die Wertung des Lokal- gegenüber dem Nationalpatriotismus, und dieses gegenüber der Humanität zurückzutreten pflegt, so beruht dies u. a. wohl darauf, daß der in traditionellen Vorstellungen Befangene sich das mangelnde Interesse für den engeren Kreis nur als eine Äußerung schmählicher Selbstsucht, nicht aber als die Folge eines echten Interesses für den weiteren Kreis zu deuten vermag. Es wäre sehr erwünscht, daß man bei den Versuchen, die geistigen Diapasons der Völker und Zeiten festzustellen, die charakteristischen Gestaltungen der sittlichen Beurteilung durch sorgfältige Sammlung authentischer Belegstellen für die jeweilig vorherrschenden Deutungen der einschlägigen Verhaltungsweisen zu erläutern sich bestrebte; also etwa nachspürte, welche sonstige Fehler in der zeitgenössischen Literatur als regelmäßige Begleiter damals impopularer Eigenschaften dargestellt werden, welche Schimpfnamen den Trägern dieser Eigenschaften gegenüber verwendet werden usw., — damit solcherweise ans Licht käme, welcher vorgestellte Komplex von Eigenschaften sich damals mit dem Namen jener Eigenschaften assoziiert hatte und unter diesem Namen abfällig beurteilt wurde. Und ebenso, mutatis mutandis, für die entgegengesetzten, zeitweilig beliebten und günstig beurteilten Eigenschaften. Wieder vermute ich, daß eine solche Untersuchung viele scheinbare Widersprüche zwischen den sittlichen Anschauungen verschiedener Völker oder Zeiten lösen, und eine gemeinsame Wurzel für diese Anschauungen aufdecken würde; aber die Honorierung auch dieses Wechsels wird erst von einer entfernten Zukunft zu erwarten sein. Übrigens wäre hier noch einmal zu wiederholen, was bereits früher (S. 23—24) bemerkt

Digitized by Google

wurde, daß sich die ethischen, ähnlich wie die logischen und erkenntnistheoretischen Axiome, vermutlich leichter und sicherer aus dem Denken des Kulturmenschen, der gelernt hat, sich von seinen Einsichten Rechenschaft zu geben, als aus demjenigen des Naturmenschen oder aus historischen Berichten werden absondern lassen. Wie überall, wird man auch hier die Gesetze des Geschehens aus den reineren und durchsichtigeren Fällen erkannt haben müssen, um sie später in den verwickelten und undurchsichtigen wiedererkennen zu können.

Das sind aber alles Zukunftsträume; für den Augenblick müssen wir uns eben mit den einzelnen Tatsachen und den rohen Generalisationen des natürlichen Denkens begnügen. Inwiefern uns diese beim Aufbau und bei der Prüfung allgemeiner Hypothesen behilflich sein können, werden wir am Ende des folgenden Paragraphen untersuchen.

17. **Die ethische Rangordnung der Neigungen.** Wir haben S. 140 unser jetziges Desideratum dahin formuliert, daß festzustellen sei, nicht nur welche Neigungen, sondern auch, in welchem Maße dieselben vom sittlichen Bewußtsein als mehr oder weniger wertvoll anerkannt werden. Es lehrt nämlich die Selbstbesinnung, daß, je nach der besonderen Art der siegenden und besiegten Neigungen, das Maß der Hochschätzung oder Verurteilung, welche ein Charakter erfährt, sehr verschieden sein kann; und es wäre für die exakte Prüfung ethischer Hypothesen vom höchsten Werte, von den verschiedenen Neigungen nicht nur angeben zu können, daß, sondern auch, um wieviel sie, bestimmten anderen Neigungen gegenüber, höher oder niedriger gewertet werden. Das Ideal würde selbstverständlich sein, diesen Grad irgendwie zahlenmäßig bestimmen zu können; in Ermangelung dessen wäre aber schon viel gewonnen, wenn wir mit Sicherheit jeder einzelnen Neigung im Vergleiche mit allen anderen eine höhere oder niedrigere Stelle in der Skala anweisen könnten. Zur Erreichung dieses Zieles scheint sich die sorgfältige Beachtung der sittlichen Reaktionen in Konfliktsfällen, wo also zwischen der Befolgung zweier Neigungen gewählt werden soll, ganz besonders zu empfehlen; in dieser Form ist von Martineau[1]) das Problem zur Hand genommen und ein Versuch zur Lösung desselben veröffent-

[1]) A. a. O., II, S. 129—266.

Digitized by Google

licht worden. Mit diesem Versuche, meines Wissens dem einzigen zurzeit vorliegenden, werden wir uns etwas ausführlicher zu beschäftigen haben.

Martineau fängt damit an, eine psychologische Klassifikation der „springs of action" (unter welchem Namen er die Neigungen mit den zugehörigen Motiven zusammenfaßt) aufzustellen, welche eine Übersicht der Gegenstände, auf welche die sittliche Beurteilung sich richtet, ermöglichen soll. Er unterscheidet zunächst zwischen primären und sekundären Neigungen, nämlich „those which urge (man), in the way of unreflecting instinct, to appropriate objects or natural expression; and those, on the other hand, which supervene upon self-knowledge and experience, and in which the preconception is present of an end gratifying to some recognised feeling"; „the secondary . . . being not something entirely new, but the primary over again, metamorphosed by the operation of self-consciousness"[1]). Innerhalb jeder Gruppe werden dann wieder vier Klassen unterschieden, nämlich „Propensions, bearing in the highest degree the character of subjective appetency and mere drift of nature"; „Passions, called so, because they do not arise as forces from the needs of our own nature, but are rather what we suffer at the hands of other objects"; „Affections, called so, because they take us and form us into a certain frame of mind towards other persons, and operate therefore as attractions, and not, like the passions, as repulsions"; und „Sentiments, which direct themselves upon ideal relations." Jeder dieser Klassen gehören dann schließlich drei Neigungen an: „primary propensions" sind Hunger, Geschlechtstrieb und Bewegungsdrang; „primary passions": Widerwille, Furcht und Zorn; „primary affections": Elternliebe, soziale Neigung, Mitleid; endlich „primary sentiments": Staunen, Bewunderung, Ehrfurcht. Diesen verlaufen dann parallel die „secondary propensions": Neigung zu Genüssen, zum Gelde, zur Macht; die „secondary passions": Bosheit, Rachsucht, Argwohn; „secondary affections": die verschiedenen Formen der Sentimentalität; und „secondary sentiments": Selbstkultur, Ästhetizismus, äußeres Interesse in religiösen Fragen. — Schließlich werden nun diese Neigungen in allen möglichen Kombinationen zu Paaren zusammengestellt und nach ihrem sittlichen Wert miteinander verglichen. Dies ist, wie der Verfasser bemerkt,

[1]) A. a. O., II, S. 135.

Digitized by Google

„wholly a task of introspective classification and comparative estimate"[1]: es wird für jedes Paar Neigungen ein Konfliktsfall konstruiert, in welchem die beiden sich gegenüberstehen, und dann gefragt, wie das sittliche Bewußtsein sich zu einer Entscheidung in einem oder dem anderen Sinne stellen würde. Wenn also etwa ein jähzorniger Knabe sich mit Geld bestechen läßt, um seinen Zorn zu bezwingen, so wird jeder dies verächtlich finden: folglich wird die Gewinnsucht sittlich niedriger eingeschätzt als der Zorn[2]). Jeder Erzieher schärft seinen Zöglingen ein, daß man essen soll um zu leben, nicht umgekehrt: der Hunger steht also als Triebfeder des Handelns höher als die Genußsucht[3]). Ein Künstler, der, um sich ganz seiner Kunst widmen zu können, seine Familie vernachlässigte, würde allgemein getadelt werden: daran zeigt sich, daß die Elternliebe höher bewertet wird als die ästhetische Neigung (Bewunderung)[4]). Und so weiter. In dieser Weise wird, Schritt für Schritt, eine Hierarchie der Neigungen aus sittlichem Gesichtspunkte zusammengestellt, welche, von unten nach oben absteigend, aussieht wie folgt[5]):

1. Bosheit, Rachsucht, Argwohn;
2. Bequemlichkeits- und Genußsucht;
3. Hunger und Geschlechtstrieb;
4. Bewegungstrieb;
5. Gewinnsucht;
6. die verschiedenen Formen der Sentimentalität;
7. Widerwille, Furcht, Zorn;
8. Machtbegier und Freiheitssucht;
9. Selbstkultur, Ästhetizismus, äußeres Interesse in religiösen Fragen;
10. Staunen, Bewunderung;
11. Elternliebe, soziale Neigung (mit Großmut und Dankbarkeit);
12. Mitleid;
13. Ehrfurcht.

Zu diesem Versuch wäre nun an erster Stelle zu sagen, daß der methodische Gesichtspunkt, aus welchem derselbe unter-

[1]) A. a. O., II, S. 130.
[2]) A. a. O., II, S. 199.
[3]) A. a. O., II, S. 194.
[4]) A. a. O., II, S. 216.
[5]) A. a. O., II, S. 266.

Digitized by Google

nommen wurde, uns nach allem Vorhergehenden in der Tat als der einzige erscheinen muß, welcher eine sichere Lösung der Frage nach den sittlichen Kriterien herbeiführen kann. Um so mehr ist es zu bedauern, daß die Art und Weise, wie dieser Versuch ausgeführt wurde, nahezu alles zu wünschen übrigläßt. Schon die zugrunde gelegte psychologische Einteilung erweckt nicht nur durch ihren symmetrischen Charakter von Anfang an den Verdacht der Künstlichkeit, sondern faßt auch unter dem Namen „springs of action" manches (wie etwa Ehrfurcht, Ästhetizismus) zusammen, was mit Wollen und Handeln nur wenig zu schaffen hat, und läßt anderes (Wahrheitsliebe, Gerechtigkeitssinn) unerwähnt, welches man sicher erwartet haben würde[1]). Bedenklicher ist folgendes. Beim Aufbau seines ethischen Rangsystems geht Martineau offenbar von der Voraussetzung aus, daß, wenn in einem bestimmten Fall die Unterdrückung einer Neigung durch eine andere sittlich gebilligt wird, dies auch von allen anderen Fällen, in welchen Konflikte zwischen diesen beiden Neigungen vorliegen, gelten muß: sonst hätte er ja nicht aus einzelnen zufälligen Beispielen allgemeine Regeln über das Wertverhältnis der sich dabei gegenüberstehenden Neigungen überhaupt ableiten dürfen. Nun mag jene Voraussetzung allerdings für gewisse äußerste Fälle (wenn sich etwa Neigungen wie Menschenliebe einerseits, Neid oder Grausamkeit anderseits gegenüberstehen) zutreffen; für viele andere (etwa Konflikte zwischen Menschenliebe und Gerechtigkeit, oder zwischen Genußsucht und Eitelkeit) verhält es sich aber anders: hier wäre es keineswegs undenkbar, daß die eine Neigung nicht unbedingt, sondern nur bis zu einer gewissen Grenze der anderen vorzuziehen wäre, daß also das Maß der sittlichen Billigung bzw. Mißbilligung nicht regelmäßig mit dem Übergewicht der einen Neigung über die andere stiege, sondern vielmehr bei einem bestimmten mittleren Verhältnis zwischen beiden ein Maximum erreichte, um von dort aus nach beiden Seiten hin abzunehmen. In diesem Falle könnte aber offenbar von einer strengen Rang-

[1]) Was Martineau in diesem Punkte zu seiner Verteidigung anführt, findet sich a. a. O., II, S. 244 – 265.

Digitized by Google

ordnung der Neigungen ohne weiteres nicht mehr die Rede sein: es müßte für jedes Paar hinzugefügt werden, in welchen verschiedenen Intensitätsverhältnissen sie gegeben sein müssen, damit die eine vor der anderen oder die andere vor der einen den größeren Wert beanspruchen kann. Daß es sich nun tatsächlich so verhält, läßt sich an fast allen von Martineau vorgeführten Beispielen ohne Mühe deutlich machen: wir brauchen diese Beispiele nur um ein geringes zu modifizieren, dergestalt, daß die nämlichen Neigungen in anderen Stärkeverhältnissen einander gegenüberstehen, um sofort andere, den früheren entgegengesetzte Reaktionen des sittlichen Bewußtseins herauszubekommen. Beschränken wir uns auf die S. 148 von Martineau übernommenen Konfliktsfälle, so werden wir es gewiß nicht schön finden, wenn jener Knabe seinen Zorn bezwingt, um sich damit ein Geldstück zu verdienen: wie aber, wenn ein untergeordneter Beamter, um seine berechtigten Ansprüche auf Gehaltserhöhung nicht zu gefährden, seinem gestrengen Herrn Chef gegenüber ein böses Wort herunterschluckt? Übermäßige Feinschmeckerei wird getadelt, Zufriedenheit mit einfacher Kost gelobt: wird man aber auch den mäßigen, aber auf gute Zubereitung der Speisen haltenden Menschen niedriger schätzen als den Vielfraß, dem alle Speisen gleich sind, wenn er nur seine doppelte oder dreifache Portion bekommt? Der Künstler, welcher nur an seine Arbeit denkt und die Seinigen darben läßt, handelt sicher verkehrt: würde er aber nicht auch verkehrt handeln, wenn er, etwa aus Rücksicht auf konventionelle Vorurteile seiner Angehörigen gegen den künstlerischen Beruf, seiner Lebensarbeit entsagte? Zorn und Geldbegier, Hunger und Genußsucht, Verwandtenliebe und ästhetische Neigung können sich also ebensowohl in solcher Weise gegenüberstehen, daß die einen, wie auch in solcher Weise, daß die anderen vom sittlichen Bewußtsein als zum Siege berechtigt angesehen werden. Damit verliert aber die aufgestellte Hierarchie der Neigungen allen Grund und Boden; die Untersuchung müßte in ganz anderen Dimensionen, gestützt auf ein hundertfach erweitertes Tatsachenmaterial, wieder aufgenommen werden, um irgendwie zuverlässige Resultate ergeben zu können. Auch für diese Untersuchung wären die Methoden noch erst zu schaffen; mit den jetzt zu Gebote stehenden Mitteln könnten nur die äußersten Fälle, wie oben gezeigt, in Angriff

Digitized by Google

genommen werden. Für die übrigen ist das Problem bis auf weiteres nicht nur der Lösung, sondern sogar der scharfen Formulierung unfähig; dazu müßten wir ja über ein Maß verfügen, in welchem etwa die Stärke und die Berechtigung des Zornes, die Bedeutung des auf dem Spiele stehenden Geldgewinns für die betreffende Person usw. sich in allgemeinverständlicher Weise ausdrücken ließen. Von alledem sind wir noch sehr weit entfernt. Und so bleibt denn auch hier nichts anderes übrig, als vorläufig darauf zu verzichten, exakte empirische Gesetze der sittlichen Beurteilung zu gewinnen.

Man könnte fragen, ob damit nicht auch die Möglichkeit überhaupt, mit unserer Untersuchung weiter zu kommen, aufgehoben sei. Denn die von uns als die einzig brauchbare anerkannte und im vorhergehenden angewandte empirische Methode führt eben, in der Ethik wie in der Psychologie und Naturwissenschaft, überall von den Tatsachen zu den empirischen Gesetzen und von diesen zu den letzten Prinzipien: solange sich empirische Gesetze nicht exakt feststellen lassen, scheint demnach eine Diskussion über die letzten Prinzipien aussichtslos. Und in der Tat ist, um Vermutungen über diese letzten Prinzipien zu voller Gewißheit zu erheben, eine vorhergehende sichere Feststellung der empirischen Gesetze unerläßlich. Wenn aber auch nicht alles, so läßt sich doch etwas schon jetzt suchen und vielleicht erreichen, nämlich begründete Ansichten über das Maß, in welchem die vorliegenden ethischen Hypothesen den Tatsachen der sittlichen Beurteilung entsprechen. Wie sich aus einer allgemeinen physikalischen oder chemischen Theorie Folgerungen in bezug auf einzelne Erscheinungen ableiten lassen, welche, ohne Rücksicht auf bereits vorliegende empirische Gesetze, direkter experimenteller Prüfung zugänglich sind, so ergeben sich auch aus einer ethischen Theorie bestimmte Erwartungen in bezug auf einzelne Reaktionen des sittlichen Bewußtseins, welche sich dann an der Erfahrung prüfen lassen. Und sowie eine physikalische oder chemische Theorie durch eine einzige negative Instanz widerlegt, und durch einige in keiner anderen Weise zusammen zu erklärende positive Instanzen wahrscheinlich gemacht werden kann, so wird auch eine ethische Theorie auf Grund ihrer Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit Tatsachen der sittlichen Beurteilung als mehr oder weniger plausibel

Digitized by Google

anerkannt, oder als sicher falsch verworfen werden können. In dieser Absicht werden wir also jetzt die verschiedenen Hypothesen über die letzten Kriterien der sittlichen Beurteilung durchnehmen, und jede einzelne mit den für sie in Betracht kommenden Tatsachen zusammenhalten. Ich denke mir dabei die Sache so, daß in bezug auf jede Hypothese einerseits gefragt wird, wie, wenn diese Hypothese recht hat, das sittliche Urteil in bestimmten Fällen oder Gruppen von Fällen notwendig ausfallen müßte, während dann andererseits der geneigte Leser sich Rechenschaft davon zu geben hat, ob die tatsächlichen Reaktionen des sittlichen Bewußtseins bei ihm und anderen jenen Erwartungen entsprechen oder aber denselben zuwiderlaufen. Je nachdem das eine oder das andere in mehr oder weniger entschiedener Weise der Fall ist, wird dann die in Untersuchung stehende Hypothese als mehr oder weniger plausibel anzuerkennen, oder zu verwerfen sein.

18. Die Hypothesen über das letzte Kriterium. Daß es ein allgemeines letztes Kriterium des Guten und Bösen gibt, von welchem die besonderen Tugenden und Laster und die einzelnen sittlichen Beurteilungen nur Anwendungen sind, ist die gemeinsame Voraussetzung aller ethischen Systeme. Die Formulierung dieser Voraussetzung ist allerdings eine verschiedene, und dadurch kann es scheinen, als ob von Verschiedenem die Rede wäre: die einen werden sagen, daß das Wesen des Guten in allen seinen Erscheinungen mit sich identisch ist, die anderen, daß alle empirischen Gesetze der sittlichen Beurteilung sich auf ein gemeinsames Grundgesetz müssen zurückführen lassen, — das sind jedoch nur verschiedene, dort dem platonischen, hier dem modernwissenschaftlichen Gedankenkreis entnommene Namen für die gleiche Sache. Auch die Gründe, auf denen die Evidenz jener Voraussetzung beruht, lassen sich in verschiedener Weise darstellen: derjenige, welcher von der subjektiven Seite an die Sache herantritt, wird sich darauf berufen, daß er doch stets ein Gleiches meint, möge er nun der Wahrhaftigkeit oder der Menschenliebe, der sittlichen Reinheit oder der Gerechtigkeit das Prädikat „gut" zuerkennen; ein anderer, mehr an eine objektive Betrachtungsweise gewöhnt, wird anführen, daß alle jene Neigungen, um eine gleiche Reaktion des sittlichen Bewußtseins

Digitized by Google

hervorzurufen, doch auch in sich etwas Gemeinsames haben müssen, demzufolge denn in dem nämlichen Sinne ein allgemeines „Wesen des Guten" wie auf anderem Gebiete etwa ein allgemeines „Wesen der Wärme" vorauszusetzen ist, — auch hier aber ist unschwer einzusehen, daß in den verschiedenen Formeln nicht verschiedene Verhältnisse, sondern identische von verschiedenen Seiten beleuchtet werden. Und schließlich zeigen sich auch alle darüber einverstanden, daß das vorausgesetzte Kriterium im großen und ganzen, nämlich mit dem Vorbehalte störender Umstände, zu den intuitiven Reaktionen des sittlichen Bewußtseins stimmen muß; daß es also zwar im einzelnen dieselben zu korrigieren berufen ist, keineswegs aber gutheißen kann, was das sittliche Bewußtsein allgemein und entschieden verdammt oder umgekehrt (§ 7). Damit ist aber ein gemeinsamer Boden gegeben, welcher die Gelegenheit bietet, wenigstens zu versuchen, sich über die Zulässigkeit der verschiedenen Hypothesen zu verständigen.

Diese Hypothesen lassen sich nun, dem Beispiele Paulsens u. a. folgend, in zwei große Gruppen einteilen, welche durch die Namen teleologische und intuitivistische Hypothesen, oder auch Erfolgs- und Gesinnungsethik unterschieden zu werden pflegen. Teleologisch heißen diejenigen Hypothesen, welche annehmen, daß Handlungen und Neigungen in letzter Instanz nach den daraus sich ergebenden oder davon zu erwartenden Folgen beurteilt werden; intuitivistisch die anderen, nach welchen sich das Urteil an irgend ein in den Handlungen oder Neigungen selbst gegebenes Merkmal heftet. Jene betrachten meistens die sittliche Beurteilung, wenigstens in ihren ersten Ursprüngen, als ein direktes oder indirektes, mit oder ohne klares Bewußtsein angewandtes Mittel zu anderweitigen Zwecken; für diese dagegen ist sie eine selbständige und in sich beruhende, auf die Feststellung eigenartiger und durch nichts anderes bedingter Werte gerichtete psychische Funktion. — An der Hand dieser Einteilung wollen wir jetzt die einzelnen ethischen Hypothesen der Reihe nach ins Auge fassen, und mit den Tatsachen der sittlichen Beurteilung vergleichen.

19. Die teleologischen Hypothesen. Für die meisten teleologischen Theorien liegt der Zweck, um dessen Willen einige

Digitized by Google

Handlungen und Neigungen als gut, andere als böse beurteilt werden, in letzter Instanz in der Lust fühlender Wesen: alles Lustfördernde und nur das Lustfördernde (soweit es vom Willen abhängt) habe sittlichen Wert, alles Unlustbringende und nur das Unlustbringende (unter der nämlichen Bedingung) sei sittlich verwerflich. Sofern wir also jenes Lustfördernde als das Nützliche, dieses Unlustbringende als das Schädliche bezeichnen, lassen sich alle betreffenden Theorien unter den Namen Nützlichkeitstheorien im weitesten Sinne zusammenfassen.

Zur Begründung solcher Nützlichkeitstheorien glaubt man nun vielfach mit einem direkten Appell an den früher (§ 11) besprochenen psychologischen Hedonismus auskommen zu können: es werde überhaupt nichts anderes nachgestrebt als Lust und Vermeidung von Unlust, also könne auch nur in der mehr oder weniger vollständigen Erreichung dieses Zieles das Kriterium der sittlichen Beurteilung gesucht werden. So sagt etwa Mill, nachdem er darauf hingewiesen hat, daß Glück (im Sinne eines möglichst großen Überschusses von Lust über Unlust) allgemein gewünscht und erstrebt wird: „This . . . being a fact, . . . happiness has made out its title as one of the ends of conduct, and consequently one of the criteria of morality. But it has not, by this alone, proved itself to be the sole criterion. To do that, it would seem, by the same rule, necessary to show, not only that people desire happiness, but that they never desire anything else“[1]), welchen Beweis er dann liefern zu können, und damit seine ethische Theorie endgültig begründet zu haben glaubt. Über diesen Beweis ist nun S. 58—65 bereits das Nötige gesagt worden; überdies zeigte sich, daß, auch wenn derselbe stichhaltig wäre, damit keineswegs die Berechtigung aufgehoben wäre, individuelle Verschiedenheiten in der Empfänglichkeit für Motive, also im Charakter, gelten zu lassen. Dem ist aber in dem jetzt vorliegenden Zusammenhang noch nachdrücklich hinzuzufügen, daß damit auch in bezug auf das Kriterium der sittlichen Beurteilung nicht das geringste entschieden wäre. Etwas wollen und etwas sittlich gutheißen sind ja verschiedene Dinge; und daß all dasjenige, welches dem Endziel des Wollens entspricht, sittlich gutgeheißen wird oder sittlich gutgeheißen zu werden verdient, wäre eben erst zu beweisen. Über-

[1]) A. a. O., S. 53.

Digitized by Google

haupt ist auffallend, in welchem Maße die Empiristen, und unter diesen Mill an erster Stelle, häufig die Empirie vernachlässigen und vorgefaßte Meinungen für dieselbe eintreten lassen[1]). Reaktionen des sittlichen Bewußtseins liegen ja in der Erfahrung in unbegrenzter Anzahl vor; was läge für einen Empiristen näher, als empirisch zu untersuchen, nach welchen Gesetzen sie verlaufen und welche Prinzipien sie voraussetzen? Statt dessen wird einfach postuliert, daß sie sich nur auf die Mittel zur Erreichung eines allgemeinen Willenszweckes beziehen können; daß also mit „gut" nichts anderes gemeint sein kann, als was diesem allgemeinen Willenszwecke dient. Die Selbstwahrnehmung, die hier doch an erster Stelle ein Wort mitzureden hätte, wird nicht einmal befragt; hätte man aber auch nur einen Augenblick daran gedacht, sie zu befragen, so hätte man ihren lauten Widerspruch kaum überhören können. Dem unbefangenen Urteil, welches Wahrheit, Gerechtigkeit, Sittenstrenge schätzt, und Lüge, Unrecht, Ausschweifung verdammt, liegt ja tatsächlich nichts weiter als der Gedanke, daß es dabei das Maximum des für Individuum oder Gesellschaft zu erreichenden Lustüberschusses als Maßstab verwenden sollte. Nun kann sicher diese Selbstwahrnehmung sich irren: vielleicht haben doch die sittlichen Urteile ihren letzten, dem urteilenden Individuum nicht mehr bewußten Ursprung in hedonistischen Erwägungen. Aber es liegt kein einziger Grund vor, dies von vornherein als selbstverständlich vorauszusetzen. Auch wenn nichts weiter als Lust nachgestrebt würde, gäbe es doch noch immer verschiedene Arten der Lust: warum könnte nicht etwa in diesen Artunterschieden das Kriterium der sittlichen Beurteilung liegen? Und in der Tat scheinen die Tatsachen dieser Auffassung viel mehr als jener anderen entgegenzukommen: werden doch allgemein höhere und niedrigere Lustarten unterschieden, also etwa die Lust am Essen und Trinken niedriger eingeschätzt als diejenige an Kunstwerken, und diese wieder niedriger als die Lust am Wohltun oder an der Pflichterfüllung. Auch sind die betreffenden Tatsachen Mill keineswegs ganz verborgen geblieben; vielmehr gibt er ohne Bedenken zu, „that some kinds of pleasure are more desirable and more valuable than others",

[1]) Vgl. meine Gesetze und Elemente des wissenschaftlichen Denkens, 2. Aufl., Leipzig 1905, §§ 22, 34, 49, 79—81.

Digitized by Google

und führt zur Erläuterung an: „it would be absurd that while, in estimating all other things, quality is considered as well as quantity, the estimation of pleasures should be supposed to depend on quantity alone"[1]). Auf die Frage, ob in einer ethischen Nützlichkeitstheorie, neben den quantitativen, solche qualitative Wertunterschiede zwischen den verschiedenen Lustarten ohne Inkonsequenz zugelassen werden können, kommen wir später (§ 22) zurück; hier haben wir bloß festzustellen, daß Mill dieselben unbedenklich anerkennt, und dennoch nicht auf den Gedanken kommt, daß ebensowohl in diesen qualitativen Unterschieden, wie in dem Lustwert der Handlungen überhaupt, der Schlüssel zum Verständnis der sittlichen Beurteilungen gesucht werden könnte. Daß nur letzteres der Fall sein kann, steht für ihn so fest, daß er noch einmal hinzufügt: „an existence exempt as far as possible from pain, and as rich as possible in enjoyments, both in point of quantity and quality . . . being, according to the utilitarian opinion, the end of human action, is necessarily also the standard of morality"[2]).

Mit alledem ist nun, wie mir scheint, bewiesen, zwar nicht, daß die ethischen Nützlichkeitstheorien unzulässig wären, wohl aber, daß sie mit Unrecht als notwendige Konsequenzen des psychologischen Hedonismus dargestellt werden. Die Wahrheit oder Unwahrheit des psychologischen Hedonismus entscheidet in keiner Weise über die Kriterien der sittlichen Beurteilung; auch wenn alles menschliche Streben nur auf Lust und Vermeidung von Unlust ausginge, würde es sich dennoch in mehrfacher Weise einteilen lassen, und wäre von vornherein gar nicht einzusehen, warum von diesen Einteilungen nur diejenige nach der glücklichen oder unglücklichen Wahl der Mittel jene eigentümlichen psychischen Reaktionen auslösen sollte, welche wir nun einmal als sittliche Beurteilungen kennen. Die Hypothese, daß es sich so verhalten sollte, bedarf also noch immer der ersten Prüfung, und nach allem Vorhergehenden kann diese Prüfung nur darin bestehen, daß wir die Hypothese mit den Tatsachen, auf welche sie sich bezieht, vergleichen. Dabei werden wir aber zwei Formen, in welchen diese Hypothese historisch aufgetreten ist, auseinanderzuhalten haben: einerseits hat man

[1]) A. a. O., S. 11—12.
[2]) A. a. O., S. 17.

Digitized by Google

angenommen, daß der Lustertrag des Handelns für das handelnde Individuum selbst, andererseits, daß der Lustertrag für die Gesellschaft oder auch für die Gesamtheit fühlender Wesen das letzte Kriterium der sittlichen Beurteilung in sich enthalte. Diese beiden Formen der Nützlichkeitshypothese, den individualistischen und den universalistischen Hedonismus (häufig auch als Utilismus bezeichnet) wollen wir also jetzt nacheinander ins Auge fassen[1]).

20. Der individualistische Hedonismus. Daß dasjenige, welches wir Tugend oder Sittlichkeit nennen, schließlich nichts anderes sei als ein Handeln im wohlverstandenen Interesse der handelnden Person selbst, war die gemeinsame Überzeugung der griechischen Philosophen, und überall haben dieselben sich bemüht, nachzuweisen, daß diejenigen Eigenschaften oder Verhaltungsweisen, welche man allgemein als sittlich anerkannte, auch ausnahmslos den dadurch gekennzeichneten Personen zum Wohle gereichen; daß also der tugendhafteste Mensch zugleich der glücklichste ist. Daher denn Sokrates, den psychologischen Hedonismus voraussetzend, den paradoxen Satz aufstellen konnte, daß niemand wissend Unrecht begehe (nämlich sich selbst Schaden zufüge), und daß also alle Tugend auf Wissen (nämlich auf der Einsicht in das wahre eigene Interesse) beruhe. Auf diesem Wege sind ihm dann Spinoza, die französischen Enzyklopädisten, die meisten Utilisten u. a. gefolgt; für diese alle liegt schließlich der Unterschied zwischen gut und böse darin, daß einige auf vernünftige und zweckmäßige, andere auf unvernünftige und unzweckmäßige Weise das letzte Ziel, nämlich die Förderung des eigenen Wohles, verfolgen. Jener Unterschied wäre daher, wenn diese Philosophen recht behalten sollten, nicht eigentlich im Willen, sondern im Intellekt begründet; es gäbe keinen kategorischen, sondern nur noch hypothetische Imperative; die Befolgung der sittlichen Vorschriften

[1]) Terminologisch ist sorgfältig zu beachten, daß also mit dem Namen Hedonismus sowohl eine ethische wie eine psychologische Theorie bezeichnet werden kann. Der psychologische Hedonismus (S. 57) behauptet, daß alles Handeln sich auf Lust und Vermeidung von Unlust richtet, der ethische, daß der sittliche Wert des Handelns von seinen Lust- und Unlustfolgen abhängt. Beide gehen häufig zusammen, sind aber nicht miteinander zu verwechseln.

Digitized by Google

wäre nicht Gegenstand einer Verpflichtung im bekannten Sinne des Wortes, sondern nur, ähnlich wie diejenige der hygienischen Regeln, jedem in seinem eigenen Interesse zu empfehlen. Schon hierin zeigt sich eine bedenkliche Diskrepanz zwischen der vorliegenden Hypothese und den Erfahrungen des sittlichen Bewußtseins; ehe wir aber näher auf dieselbe eingehen, wollen wir nachsehen, was früher oder später zur Begründung jener Hypothese angeführt worden ist.

Da finden wir denn erstens, daß der früher (§ 8) erwähnte Doppelsinn der Worte „gut" und „böse" für die scheinbare Evidenz des ethischen Hedonismus bisweilen, ganz besonders im Altertum, von großer Bedeutung gewesen ist. Abstrakt veranlagte Geister, wie etwa Sokrates, sind geneigt, bei einem mehrdeutigen Worte zuerst an den allgemeinsten Sinn, in welchem es verwendet wird, zu denken, also auch unter den Begriff des „Guten" alles Vorzuziehende überhaupt, ohne Rücksicht darauf, ob es aus hedonistischen, sittlichen oder anderen Gründen vorgezogen wird, zusammenzufassen. Das hätte nun kaum einen Schaden stiften können, wenn er sich diesen allgemeinsten Sinn gehörig zum Bewußtsein gebracht hätte; es ist aber als eine Ironie des Schicksals zu betrachten, daß der Mann, der zuerst die Bedeutung scharfer Definitionen für die Wissenschaft klar erkannte, niemals dazu gelangt ist, den Begriff des Guten im allgemeinen, womit sich sein Denken unausgesetzt beschäftigte, aus den demselben untergeordneten Begriffen des Sittlichen, des Schönen, des Angenehmen und des Nützlichen reinlich abzusondern. Da lag denn die Gefahr nahe, daß Merkmale, welche nur einer besonders hervortretenden Spezies angehören, in den Begriff des Genus mit hinübergenommen wurden, und Sokrates ist dieser Gefahr nicht entgangen. Wo er vom Guten spricht, denkt er überall zunächst an das Angenehme oder Nützliche, betrachtet es als selbstverständlich, daß alles Gute ohne Ausnahme sich diesem Angenehmen oder Nützlichen müsse unterordnen lassen, und argumentiert nun auf dieser Grundlage, ohne die widersprechende Evidenz der inneren Erfahrung auch nur einen Augenblick zu berücksichtigen, mit unerschütterlichem Gleichmut weiter. Besonders lehrreich ist in dieser Hinsicht die Diskussion des Sokrates mit Polos (Gorgias 16—36), wo ohne Zweifel jener an eiserner Logik,

Digitized by Google

ebenso sicher aber dieser an unbefangener Wahrnehmung und gesundem Menschenverstande den Vorzug behauptet. Nachdem Sokrates nur die guten und rechtschaffenen Männer und Frauen für glücklich, die ungerechten und schlechten aber für unglücklich erklärt, und Polos dagegen auf das Beispiel des Tyrannen Archelaus, der durch Meuchelmord seinen Thron gewonnen, hingewiesen hat, läßt jener seinen Gegner der Reihe nach zugeben, daß Unrechttun häßlicher ist als Unrechtleiden; daß Schönheit durch die Lust und das Gute, wie Häßlichkeit durch die Unlust und das Übel zu bestimmen ist; daß also ein Ding nur dadurch, daß es entweder an Unlust oder an Übel überwiegt, häßlicher sein kann als ein anderes; und daß folglich der Unrechttuende, da er nicht mehr Unlust empfindet als der Unrechtleidende, notwendig mehr vom Übel haben muß als dieser. Und damit ist dann der Satz, daß der Unrechttuende schlimmer daran ist als der Unrechtleidende, glücklich bewiesen. Man sieht, wie hier die Begriffe des Häßlichen, des Übels und des Bösen regellos durcheinander schillern, und aus allen zusammen ein Beweis geschmiedet wird, welcher, formal unangreifbar, an den Mängeln der zugrunde gelegten Begriffsbestimmungen unerrettbar scheitern muß.

Allerdings haben nun die späteren Vertreter des individualistischen Hedonismus es bei dieser Beweisführung nicht bewenden lassen, vielmehr auch ihrerseits Anschluß bei der Erfahrung gesucht, und insbesondere sich bemüht, darzutun, daß das tugendhafte Handeln überall der sicherste Weg zum Glücke sei. Es wäre nun zwar dieser Beweis zur endgültigen Begründung des individualistischen Hedonismus noch keineswegs ausreichend, denn dazu müßte strenggenommen auch noch feststehen, daß jenes Handeln um seiner glückverschaffenden Tendenz willen sittlich gewertet wird; immerhin würde aber der sichere Nachweis, daß alle Tugend und nur die Tugend glücklich macht eine gesetzliche Beziehung ans Licht gefördert haben, welche der Erklärung bedürftig wäre, und welche jedenfalls am einfachsten dadurch erklärt werden könnte, daß wir eben das glückschaffende Handeln als solches als Tugend zu bezeichnen und zu schätzen pflegen. Wir werden demnach sorgfältig zu untersuchen haben, inwiefern jener Nachweis gelingen kann.

Digitized by Google

Den Satz, daß die Tugend glücklich macht, hat man von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart stets wieder dadurch zu begründen versucht, daß man als Tugend hauptsächlich die Beherrschung der Affekte und Leidenschaften, als Laster dagegen die Unterjochung von seiten derselben, also das willenlose Hingegebensein an alle Triebe und Versuchungen des Augenblicks, ins Auge faßte. Von diesem Standpunkte ließ sich dann unschwer nachweisen, daß jene Selbstbeherrschung die erste Bedingung alles wohlüberlegten, auf gewissenhafter Vergleichung des Für und Wider beruhenden Handelns ist, und dadurch Gefühle der inneren Festigkeit und Sicherheit, sowie des Friedens mit sich selbst erzeugt, welche einen bedeutenden Lustwert beanspruchen können. Andererseits plagen den Sklaven des Augenblicks innere Kämpfe, Reue und Gewissensbisse; seine Befriedigungen sind von kurzer Dauer und werden durch die vorhergehende Unlust des Bedürfnisses und die nachfolgende Unlust der Übersättigung getrübt; es läßt sich plausibel machen, daß sein Lustsaldo hinter demjenigen des ersteren merklich zurücksteht. Und so wäre denn Standhaftigkeit gegenüber Versuchungen aller Art der sicherste Weg zum Glück, und würde eben als solcher im sittlichen Urteilen dem umgekehrten Wege vorgezogen.

Dazu wäre nun aber erstens zu bemerken, daß, auch wenn wir die Richtigkeit der vorgelegten Bilanz anerkennen, damit über die in Untersuchung stehende Frage, ob nämlich die Tugend aus hedonistischem Gesichtspunkte dem Laster vorzuziehen sei, noch nichts entschieden ist. Denn jene Selbstbeherrschung und Standhaftigkeit, welche als die wichtigste Bedingung des Glückes hingestellt wurde, fällt ebensowenig mit der Tugend, wie die Unterjochung durch Leidenschaften mit dem Laster, ohne weiteres zusammen. Vielleicht kann man sagen, daß die vollkommene Tugend Selbstbeherrschung voraussetzt; diese Selbstbeherrschung kann aber, ebensowohl wie in den Dienst der Tugend, in den Dienst selbstischer und unsittlicher Ziele gestellt werden, und hat dann die nämlichen hedonistischen Vorteile wie dort im Gefolge. Auch der berechnende Egoist, welcher bei jedem Dilemma nur fragt, was für ihn auf die Dauer das Ersprießlichste ist und danach sein Handeln einrichtet, wird sich jener Gefühle der

Digitized by Google

inneren Festigkeit und des Friedens mit sich selbst, jener Freiheit von innerem Zwiespalt, Reue und Gewissensbissen erfreuen, welche so oft als das ausschließliche Privilegium eines in sich gefesteten sittlichen Charakters vorgestellt werden; hier wird aber die ethische Wertschätzung keineswegs mehr nach diesen hedonistischen Vorzügen sich richten. Und daraus ließe sich dann die Vermutung ableiten, daß sie auch in dem ersteren Fall nicht durch diese Vorzüge bestimmt wurde, sondern nur zufällig mit denselben zusammentraf. Das entspricht auch unseren früheren Ergebnissen, nach welchen die sittliche Beurteilung sich in letzter Instanz auf den Inhalt der überwiegenden Neigungen bezieht: denn Selbstbeherrschung und Standhaftigkeit sind keine durch besondere Motive erregte und auf besondere Ziele gerichtete Neigungen, sondern bezeichnen vielmehr die Art und Weise, wie die Neigungen überhaupt zusammen- oder einander entgegenwirken. Um den individualistischen Hedonismus zu rechtfertigen, müßte also nachgewiesen werden, nicht daß diese formalen Verhältnisse zwischen den Neigungen, sondern daß die Neigungen selbst, welche von der sittlichen Beurteilung gutgeheißen werden, die Tendenz haben, den damit ausgestatteten Individuen zum höchsten Glücke zu verhelfen.

Einen nach dieser Richtung hinzielenden Beweis hat nun in der Tat J. S. Mill an einer bereits wiederholt erwähnten Stelle[1]) zu geben versucht. Er bemerkt, daß es keine hedonistische Theorie gebe, „which does not assign to the pleasures of the intellect, of the feelings and imagination, and of the moral sentiments, a much higher value as pleasures than to those of mere sensation", und begründet diese Auffassung wie folgt: „Of two pleasures, if there be one to which all or almost all who have experience of both give a decided preference, irrespective of any feeling of moral obligation to prefer it, that is the more desirable pleasure. If one of the two is, by those who are competently acquainted with both, placed so far above the other that they prefer it, even though knowing it to be attended with a greater amount of discontent, and would not resign it for any quantity of the other pleasure which their nature is capable of,

[1]) A. a. O., S. 11—16; vgl. oben S. 64, 155—156.

Digitized by Google

we are justified in ascribing to the preferred enjoyment a superiority in quality, so far outweighing quantity as to render it, in comparison, of small account. Now it is an unquestionable fact that those who are equally acquainted with, and equally capable of appreciating and enjoying, both, do give a most marked preference to the manner of existence which employs their higher faculties . . . From this verdict of the only competent judges, I apprehend there can be no appeal."

Diese Beweisführung steht, wie man sofort bemerkt, ganz auf dem Boden des psychologischen Hedonismus. Gegen sie wäre also erstens anzuführen, was wir früher (S. 60—64) gegen diesen psychologischen Hedonismus angeführt haben: es bleibt denkbar, daß die höheren, sittlichen Ziele nicht wegen des größeren, sondern trotz des geringeren mit ihnen verbundenen Lustwertes von den besseren Menschen vorgezogen werden. Wir wollen aber hier diesen Punkt ganz auf sich beruhen lassen, um einen anderen, sehr wichtigen, hervorzuheben, nämlich die von Mill überall vernachlässigte Tatsache, daß verschiedene Menschen die verschiedenen Lust- und Unlustarten als solche keineswegs gleich, sondern vielmehr sehr verschieden einschätzen. Bekanntlich ist Mill der Meinung, daß alle Menschen mit gleichen Anlagen geboren werden, und erst durch Erziehung und andere Umgebungseinflüsse sich verschieden entwickeln; demzufolge sich denn prinzipiell (bei genügender Kenntnis und Beherrschung der geeigneten Mittel) aus jedem jedes machen ließe. Von diesem Standpunkte hat es einen guten Sinn, von einer bestimmten Lust allgemein und unbedingt zu behaupten, daß sie, als solche, einer anderen Lust vorzuziehen ist: findet sich, daß alle diejenigen, in denen die Empfänglichkeit für eine bestimmte Lust zur vollen Entwicklung gebracht worden ist, dieselbe als die höchste anerkennen, so ist eine gleiche Entwicklung auch für jeden anderen im Prinzip erreichbar, und, sofern er jener höchsten Lust teilhaftig werden will, mit allen Mitteln zu erstreben. — Nun haben aber die Untersuchungen der letzten Jahrzehnte stets deutlicher den übermächtigen Einfluß der Erblichkeit, auch auf psychischem Gebiet, ans Licht gebracht; also gezeigt, daß dasjenige, was sich aus einem „machen läßt", nur ein enges, durch seine angeborenen Anlagen überall beschränktes Gebiet umfaßt. Was also für den

Digitized by Google

einen die höchste Lust ist, braucht es nicht nur für den anderen nicht zu sein, sondern kann es auch für diesen vielleicht niemals werden. Der sittlich beanlagte Mensch wird gewiß im Taumel sinnlicher Genüsse keine Entschädigung finden für das Fehlen höherer Befriedigungen; aber der rücksichtslose Egoist wird ebensowenig in einem Leben strenger Tugend das höchste für ihn erreichbare Glück anerkennen können. Müßten also beide ein Handbuch der hedonistischen Ethik schreiben, so würde es sicher sehr verschieden ausfallen. Es verhält sich hiermit (die Plattheit des Vergleichs kommt auf Rechnung des hedonistischen Prinzips) wie mit Verschiedenheiten des sinnlichen Geschmacks: wenn der eine Austern über alles liebt und der andere sie ekelhaft findet, so mag vielleicht (obgleich es unmöglich zu beweisen wäre) die Lust, welche sie jenem gewähren, größer sein als alle Gaumengenüsse, deren dieser fähig ist: es bliebe aber doch ungereimt, nun auch den letzteren mit einem Austernmahle beglücken zu wollen. Genau so läge die Sache hier: auch wenn die Freude, welche das Wohltun einem Menschen von hoher Sittlichkeit bereitet, alle Genüsse des Lebemenschen weit überträfe (was wieder unmöglich zu beweisen wäre), würde dennoch aus hedonistischem Gesichtspunkte das Wohltun diesem Lebemenschen nur in dem Maße anzuraten sein, als er selbst jener Freude zugänglich ist. Die Behauptung Mills, daß nur der erstere über beide Seiten der Frage urteilen könne, ist also in doppelter Hinsicht zu beanstanden. Erstens scheint es keineswegs sicher oder sogar wahrscheinlich, daß die Empfänglichkeit für sinnliche Genüsse durch die überwiegende Konzentration auf höhere Ziele keinen Schaden nehmen sollte: der Pflichtenmensch dürfte also ebensowenig ein kompetenter Richter über den hedonistischen Wert der sinnlichen, wie der Genußmensch ein solcher über den hedonistischen Wert der sittlichen Gefühle sein. Und zweitens könnte jener, auch wenn sich seine sinnliche Genußfähigkeit ungeschmälert erhalten hätte, doch immer nur darüber urteilen, ob für ihn, nicht aber, ob auch für den Feinschmecker und den Don Juan der Lustwert sittlicher denjenigen sinnlicher Befriedigung überträfe oder nicht. Eine konsequente hedonistische Moral könnte also jedem nur vorschreiben, nach eigener Façon selig zu werden, also diejenigen Genüsse zu erstreben, von welchen die Erfahrung ihn

Digitized by Google

gelehrt hätte, daß sie für ihn am schwersten wiegen. Daß dabei aber manchmal etwas ganz anderes herauskommen würde, als vom sittlichen Bewußtsein gefordert oder zugelassen wird, braucht wohl kaum ausdrücklich gesagt zu werden.

Die erwähnten individuellen Unterschiede sind insbesondere auch bei der Beantwortung der Frage, inwiefern innerer Zwiespalt, Reue, Gewissensbisse u. dgl. einen Parallelismus zwischen Tugend und Glück zu begründen vermögen, sorgfältiger als gewöhnlich geschieht zu berücksichtigen. Es wurde oben (S. 160—161) schon bemerkt, daß der verhärtete Egoist durch diese Unlustgefühle wenig belästigt werden kann; und auch dem sanguinischen Genußmenschen werden dieselben seine Freuden kaum merklich zu trüben vermögen. Was die mittleren, am häufigsten vertretenen Sittlichkeitsgrade anbelangt, werden vermutlich Personen mit schwachen moralischen und schwachen egoistischen Neigungen am wenigsten, dagegen solche mit starken Neigungen nach beiden Richtungen am meisten unter jenen Unlustgefühlen zu leiden haben; denn bei jenen (den „équilibrés" Paulhans) bildet sich leicht ein Gleichgewichtszustand heraus, in welchem sämtliche Neigungen gleichmäßig zur Geltung gelangen, während umgekehrt bei diesen je nach Umständen heute eine, morgen die entgegengesetzte Neigung das Handeln bestimmt, und die handelnde Person stets wieder nicht begreift, wie sie sich zu ihrem gestrigen Tun hat entschließen können. Und dennoch kann das Stärkeverhältnis der Neigungen, auf welches die sittliche Beurteilung sich bezieht, für beide ziemlich das gleiche sein. Des weiteren kann vielleicht zugegeben werden, daß beim vollkommen sittlichen Menschen jene Unlustquellen versiegen; dagegen ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie bei demjenigen, welcher jenem Ideale am nächsten kommt, am allerreichlichsten fließen. Denn mit dem erreichten sittlichen Niveau steigt regelmäßig die Empfindlichkeit für eigene sittliche Mängel; eine unbedeutende Notlüge, ein rasches Wort, eine kleine Unaufmerksamkeit, welche der Durchschnittsmensch kaum bemerkt und sofort vergißt, kann dem strengen Pflichtmenschen ganze Tage verbittern. „Conscience", sagt Westermarck mit Recht, „is a very unjust retributer. The more a person habituates himself to virtue the more he sharpens its sting, the deeper he sinks in vice the more he

Digitized by Google

blunts it[1])." Abschließend dürfen wir sagen, daß die Qualen des Gewissens, so schwer sie in der Lustbilanz wiegen mögen, weit davon entfernt sind, ein proportionales Verhältnis zwischen Tugend und Glück begründen zu können.

Ebensowenig läßt sich dieses proportionale Verhältnis auf dem zweiten der oben gezeigten Wege, nämlich durch den Hinweis auf die kurze Dauer der Sinnenlust und ihre notwendige Verunreinigung mit Unlustelementen, gewährleisten. Denn auch wenn wir davon absehen, daß diese Nachteile durch die Intensität und die Anzahl der betreffenden Lustgefühle kompensiert und überkompensiert werden könnten, bleibt zu bedenken, daß für viele auch der Wechsel und die Vermischung von Lust und Unlust einen eigenen starken Reiz besitzt. Diesen vielen kommt ein Leben, welches ganz mit einer einzigen, mäßig starken, ungetrübten Befriedigung ausgefüllt wäre, schal und öde vor: ein Bild tödlicher Langeweile, wie das täglich wieder aufgetragene Leibgericht; sie bedürfen der starken Kontraste und des emotionellen Funktionierens. Die Unlust des Bedürfnisses, welches die Vorstellung der in Aussicht stehenden oder nachzustrebenden Befriedigung lebendig macht, werden sie kaum als Unlust anerkennen; das Gefühl der Abspannung nach dem Genuß werden sie als eine erwünschte Abwechslung und als die Bedingung für das Aufkeimen neuer Begierden getrost hinnehmen; und sogar die sittlichen Skrupel, welche sich der als unerlaubt geltenden oder als unerlaubt gefühlten Lust beimischen, brauchen diese Lust keineswegs herabzusetzen, sondern verleihen derselben für gewisse Naturen erst die letzte und köstlichste Würze. Für alle diese dürfte der Satz, daß sie, um im Leben ein Maximum an Lustgefühlen zu erzielen, nur der dauerhaften und ungetrübten Befriedigung, welche aus täglicher Pflichterfüllung erwächst, nachzustreben hätten, schwerlich zu beweisen sein.

Auf das Vorhergehende zurückblickend, müssen wir es in gewisser Hinsicht bedauern, daß diejenigen, welche die Ethik hedonistisch zu begründen versucht haben, fast alle vernünftige, bedächtige und tugendhafte Leute sind. Denn für diese fällt in der Tat die Lustskala innerhalb weiter Grenzen mit der Skala

[1]) Westermarck, The Origin and Development of the Moral Ideals, London 1906—1908, II, S. 15—16.

Digitized by Google

der Betätigung sittlicher Funktionen zusammen, und es braucht nur noch der Mangel an Menschenkenntnis und psychologischer Schulung, oder auch das Dogma von der ursprünglichen Wesensgleichheit aller Menschen hinzuzukommen, um sie zur unberechtigten Verallgemeinerung dieses Verhältnisses zu veranlassen. Ihr letzter Fehler ist also der, daß sie, um die Tugend hedonistisch begründen zu können, die Tugend bereits voraussetzen. Es wird eben jedem ein Leben, daß seinen stärksten Neigungen entspricht, am begehrenswertesten vorkommen: dem Tugendhaften ein tugendhaftes, dem sinnlichen Egoisten ein Genußleben. Und das am meisten begehrte Leben wird, infolge des mit jeder Wunschbefriedigung verbundenen Lustgefühls (S. 60 bis 61), in den meisten Fällen auch als das glücklichste vorgestellt werden. Aber auch die Vorstellung dieses Lustgefühls heftet sich bei verschiedenen Personen an durchaus verschiedene Handlungen, und hat vermutlich für sie einen durchaus verschiedenen Wert; hier so wenig wie sonst kann von einer allgemeingültigen Lustbilanz die Rede sein. Und es bestätigt sich abermals, daß der Entschluß, tugendhaft zu leben, hedonistisch gesprochen ebensowohl eine unvernünftige wie eine vernünftige Wahl bedeuten könnte.

Es bleibt nun allerdings für den individualistischen Hedonismus noch eine verhältnismäßig sichere Zufluchtsstätte übrig, nämlich die Berufung auf die äußeren Folgen, welche Staat oder Gesellschaft an die Befolgung bzw. Nichtbefolgung der sittlichen Vorschriften verbunden haben, Wer stiehlt oder mordet, kommt ins Gefängnis, wer lügt, Rücksichtslosigkeiten begeht, mit Geld oder Hilfe kargt, wird gemieden und verachtet; umgekehrt werden öffentliche Verdienste durch Ämter und Auszeichnungen belohnt, und Opfer für gute Zwecke durch Liebe und Verehrung aufgewogen. Mit alledem wird nun offenbar die Lustbilanz bedeutend nach der Seite des sittlichen Handelns verschoben; und es fragt sich, ob nicht mit Rücksicht darauf das tugendhafte Handeln am Ende dennoch hedonistisch am meisten zu empfehlen wäre. Zu dieser Frage wäre denn erstens zu bemerken, daß eine bejahende Antwort die vorliegenden Schwierigkeiten nicht lösen, sondern nur verschieben würde. Nach der Lehre des individualistischen Hedonismus soll „gut" nur heißen, was das eigene Wohl des Handeln-

Digitized by Google

den fördert; wird nun dieses Wohl durch eine Handlung nur insofern gefördert, als Staat oder Gesellschaft diese Handlung belohnen, so haben sie dies doch nur getan, weil sie die Handlung vorher, also abgesehen von der Belohnung, als gut anerkannten. Daß also schließlich die Handlung dem Täter nützt, ist nicht der Grund, sondern vielmehr die Folge davon, daß man sie als gut beurteilt. Als Grund für diese Beurteilung mag man den allgemeinen Nutzen oder sonst etwas anführen, jedenfalls ist damit der Standpunkt des individualistischen Hedonismus verlassen. So würde es sich verhalten, auch wenn einwandfrei nachgewiesen werden könnte, daß die staatlichen und gesellschaftlichen Sanktionen überall dazu angetan wären, mit einer Handlung um so größere Vorteile zu verbinden, je besser sie unseren sittlichen Idealen entspricht. Auch dieses ist aber weit davon entfernt, allgemein zuzutreffen. Selbst wenn wir davon absehen, daß der Staat mit seinen Strafen nur die gröberen Pflichtverletzungen erreicht, und daß der Tadel der öffentlichen Meinung für verschiedene Personen ein sehr ungleiches Gewicht hat, läßt sich doch schwerlich verkennen, daß manche Handlungen, welche von dem unbefangenen sittlichen Bewußtsein entschieden verdammt werden, dem Täter kaum merkliche Strafe oder merklichen Tadel einbringen. Insbesondere ist zu bedenken, daß für das Lustsaldo eines Menschen die öffentliche Meinung fast nur insofern in Betracht kommt, als sie von seiner näheren Umgebung geteilt wird: die Moral dieser näheren Umgebung kann aber eine weit zurückgebliebene oder eine äußerst laxe sein. Als Beispiel einer zurückgebliebenen Moral sind häufig genug die in gewissen Kreisen herrschenden Ansichten über das Duell angeführt worden; an einem etwas höheren, erst in jüngerer Zeit sich zu allgemeiner Anerkennung emporarbeitenden Maßstab gemessen, müßte auch die Beschränkung aller oder einiger Pflichten auf eine Klasse oder ein Volk dazu gerechnet werden. Überhaupt sind von jeher die ersten Vertreter einer später als höher anerkannten Moral von Staat und Gesellschaft in gleichem Maße verfolgt und ausgeworfen worden wie die sittlich Zurückgebliebenen. Sodann herrscht eine laxere Moral als die allgemein angenommene nicht nur vielfach in gewissen professionellen Kreisen (Kaufleute, Rechtsanwälte), sondern auch in anderen (Trinksitten bei Studenten, Ansichten über sexuelle

Digitized by Google

Moral bei unverheirateten jungen Männern); für denjenigen, welcher den betreffenden Kreisen angehört, wird sehr oft das Befolgen strengerer Maximen sozial mehr Nachteile als Vorteile mit sich führen. Und schließlich wäre dann noch daran zu erinnern, daß selbstverständlich eine von Staat oder Gesellschaft verpönte Handlung dem Täter nur dann Strafe oder Tadel einbringt, wenn dieselbe entdeckt wird: überall, wo eine solche Handlung an und für sich lustbringend ist und die Gefahr der Entdeckung sich ganz oder fast ganz ausschließen läßt, wäre dieselbe also aus hedonistischem Gesichtspunkte unbedingt zu empfehlen. Und ein konsequenter Vertreter des ethischen Hedonismus müßte sich wohl oder übel entschließen, dieselbe auch als sittlich gut anzuerkennen.

Mit alledem ist nun, wie mir scheint, der Hypothese des individualistischen Hedonismus das Urteil gesprochen: diese Hypothese vermag den Tatsachen der sittlichen Beurteilung in keiner Weise gerecht zu werden, und ist also zu verwerfen. Was wir damit meinen, wenn wir eine Handlung oder ein in einer Reihe von Handlungen sich äußernder Charakter gut oder böse nennen, ist offenbar etwas anderes, als daß jene Handlungen geeignet oder nicht geeignet wären, der handelnden Person einen maximalen Überschuß von Lust über Unlust einzubringen; hedonistisch vernünftig Wählen und sittlich gut Handeln sind keineswegs identische Begriffe. Das bezeugt auch schon die Sprache, welche mit dem Worte „egoistisch" eine entschieden ungünstige, mit dem Worte „Selbstaufopferung" dagegen eine entschieden günstige Wertung verbindet, während es, wenn die in Untersuchung stehende Lehre recht hätte, sich gerade umgekehrt verhalten müßte. Ein Produkt von Mißverständnissen und einseitigen Theorien, muß diese Lehre bei der ersten Berührung mit den einschlägigen Tatsachen notwendig zusammenbrechen.

21. Der universalistische Hedonismus (Utilismus). Ungleich ernster als der individualistische ist der universalistische Hedonismus zu nehmen, welcher unter dem Namen Utilismus besonders in England (durch Bentham, die beiden Mills, Sidgwick) ausgebildet wurde und auch auf dem Festlande sich eines großen Anhangs erfreut. Nach dieser Lehre wäre das letzte

Digitized by Google

Kriterium für gut und böse in den Folgen zu suchen, welche das Handeln (nicht für das handelnde Individuum selbst, sondern) für die Gemeinschaft mit sich führt: Handlungen und Neigungen wären sittlich in dem Maße, als sie die Tendenz haben, das Lustsaldo der Gesamtheit der Menschen oder auch aller fühlender Wesen zu vergrößern, unsittlich in dem Maße, als sie die Tendenz haben, dieses Lustsaldo zu verkleinern. Wird dieses Lustsaldo (also der Überschuß von Lust über Leid) als Glück („happiness") bezeichnet, so läßt sich also für den Utilismus das Ziel alles sittlichen Handelns erschöpfend in die bekannte Formel: das größte Glück für die größte Anzahl („the greatest happiness for the greatest number") zusammenfassen.

Was nun die Begründung dieser Lehre anbelangt, hat man mehrfach geglaubt, auch sie, ähnlich wie die im vorigen Paragraphen besprochene, als eine notwendige Konsequenz des psychologischen Hedonismus darstellen zu müssen: wenn jeder einzelne nur dem eigenen Glücke nachstrebt, so scheint es durchaus rationell, zu fordern, daß alle sich auch das Glück aller zum Ziele setzen sollen. Es genügt aber eine etwas genauere Betrachtung, um einzusehen, daß auch hier kein logisch bindender, sondern höchstens ein assoziativer, vielleicht hauptsächlich durch Lautähnlichkeit gestifteter Zusammenhang vorliegt. Erstens wäre nämlich unter Verweisung nach S. 9—10 daran zu erinnern, daß sich überhaupt aus Seinsurteilen nur andere Seinsurteile, nicht aber Werturteile logisch ableiten lassen. Aus dem Satze, daß jeder einzelne sein eigenes Glück erstrebt, ließe sich also selbst nicht ableiten, daß er sein eigenes Glück erstreben soll oder daran guttut, sein eigenes Glück zu erstreben; genau sowenig, wie sich aus einem beliebigen physischen oder psychologischen Gesetz etwas über den Wert der unter dasselbe fallenden Tatsachen ableiten läßt. Aber auch wenn wir hiervon absehen, bliebe doch noch immer die Folgerung, daß alle zusammen das Glück aller zu erstreben haben, bloß in dem Sinne evident, daß von jenen allen jeder nur seinen Teil des allgemeinen Zieles, nämlich eben sein eigenes Glück, erstrebt und zu erstreben hat. Daß dagegen jeder einzelne, außer um das eigene Glück, sich auch oder gar in gleichem Maße um das Glück der anderen kümmern soll, läßt sich aus dem psychologischen Hedonismus nicht nur nicht ableiten, sondern

Digitized by Google

steht sogar mit der Grundvoraussetzung desselben in direktem Widerspruch. Nach dieser Voraussetzung wird jeder das Glück anderer sich nur insofern zum Ziele setzen können, als es ihm selbst direkt oder indirekt zum Glücke gereicht; dies ist aber, wie wir im vorhergehenden gesehen haben, nur in beschränktem und bei verschiedenen Menschen verschiedenem Maße der Fall. Der psychologische Hedonismus kann also nur als Tatsache feststellen, daß von allen auf eigene Lust gerichteten Handlungen einige zugleich die Tendenz haben, das allgemeine Lustsaldo zu vergrößern: daß aber eben diese und nur diese von der sittlichen Beurteilung als gut anerkannt werden, läßt sich nicht aus ihm ableiten, sondern muß an den einschlägigen Tatsachen geprüft werden.

Diese Prüfung ist nun zwar von vielen, keineswegs aber von allen Vertretern des Utilismus vernachlässigt worden: insbesondere hat Henry Sidgwick[1]) den Nachweis zu führen versucht, daß überall und ausschließlich dasjenige als gut bzw. böse beurteilt wird, was der Gemeinschaft zum Nutzen bzw. zum Schaden gereicht, und daß also, wie er es ausdrückt, „the Morality of Common Sense may be truly represented as at least unconsciously Utilitarian"[2]). Und zwar beschränkt er sich nicht darauf, im allgemeinen darzulegen, daß, was man Tugend nennt, überwiegend nützlich, was dagegen Laster heißt, überwiegend schädlich ist, sondern er glaubt auch zeigen zu können, daß die Rangordnung, die näheren Bestimmungen und die Ausnahmen, mit welchen das landläufige sittliche Urteil jene Begriffe gelten läßt, überall aus utilistischen Gesichtspunkten erklärt werden können. „It may be shown, I think, that the Utilitarian estimate of consequences not only supports broadly the current moral rules, but also sustains their generally received limitations and qualifications; that, again, it explains anomalies in the Morality of Common Sense, which from any other point of view must seem unsatisfactory to the reflective intellect; and moreover, where the current formula is not sufficiently precise for the guidance of conduct, while at the same time difficulties and

[1]) A. a. O., S. 423—457.
[2]) A. a. O., S. 424.

Digitized by Google

perplexities arise in the attempt to give it additional precision, the Utilitarian method solves these difficulties and perplexities in general accordance with the vague instincts of Common Sense, and is naturally appealed to for such solution in ordinary moral discussions. It may be shown further, that it not only supports the generally received view of the relative importance of different duties, but is also naturally called in as arbiter, where rules commonly regarded as co-ordinate come into conflict; that, again, when the same rule is interpreted somewhat differently by different persons, each naturally supports his view by urging its utility, however strongly he may maintain the rule to be self-evident and known a priori; that where we meet with marked diversity of moral opinion on any point, in the same age and country, we commonly find manifest and impressive utilitarian reasons on both sides; and that finally the remarkable discrepancies found in comparing the moral codes of different ages and countries are for the most part strikingly correlated to differences in the effects of actions on happiness, or in men's foresight of, or concern for, such effects"[1]). — Wenn es sich wirklich so verhielte, wäre der Utilismus endgültig und genau in demjenigen Sinne als erwiesen zu betrachten, in welchem wir für eine Hypothese über das ethische Kriterium einen Beweis gefordert haben; wir dürfen demnach nicht unterlassen, die Gründe Sidgwicks in einiger Vollständigkeit vorzuführen und sorgfältig zu prüfen.

Von allen Neigungen, welche als Tugenden anerkannt werden, ist nun offenbar die Menschenliebe am leichtesten der utilistischen Erklärung zugänglich; denn diese ist eben unmittelbar darauf gerichtet, Lust zu schaffen und Unlust zu mildern, und müßte demnach, sofern der Utilismus recht hat, als die eigentliche Grundtugend bezeichnet werden. Wie Sidgwick bemerkt, gereicht es der utilistischen Hypothese zur direkten Empfehlung, daß auch diejenigen, welche in der Ethik auf die Gesinnung statt auf die Folgen das Hauptgewicht legen, dennoch vielfach der Menschenliebe den ersten Platz unter den Tugenden eingeräumt haben, wie denn auch das Christentum geglaubt hat, alle Sittlichkeit unter der Vorschrift: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, zusammenfassen zu können. Nicht weniger bedeutsam scheint der Umstand, daß das sittliche Urteil die Ver-

[1]) A. a. O., S. 425—426.

Digitized by Google

pflichtung zur tätigen Liebe verschiedenen Personen gegenüber in ungleichem Maße anerkennt, und daß auch diese Ungleichheiten vielfach utilistisch sich begründen lassen. Wenn also etwa allgemein vorausgesetzt wird, daß Verwandte und Freunde auf Dienst- und Hilfeleistungen mehr Anspruch erheben können als andere, so erweist sich diese Unterscheidung in mehrfacher Weise als dem allgemeinen Wohle förderlich. Erstens sind im allgemeinen jene Personen der Gegenstand einer natürlichen Zuneigung, welche Hilfeleistungen hervorruft und durch dieselben wieder verstärkt wird; diese natürlichen Zuneigungen sind aber die Quelle starker und dauernder Lustgefühle und als solche utilistisch in hohem Grade wertvoll. Zweitens eignet den betreffenden Hilfeleistungen in den meisten Fällen Reziprozität zu, infolgedessen bedeutende Nachteile, welche etwa dem Almosengeben anhaften, insbesondere die Erschlaffung der eigenen Aktivität des Bewohltätigten, in Wegfall geraten. Drittens werden im allgemeinen Hilfeleistungen an Freunde und Verwandte wirksamer sein, denselben mehr zum Nutzen gereichen, als solche an Fremde: denn durch unseren vielfachen Umgang mit jenen und durch die Lebhaftigkeit unseres auf sie gerichteten Interesses werden wir sie durchschnittlich besser kennen und ihre Wünsche besser zu erraten vermögen, als in bezug auf andere der Fall ist. Und endlich haben wir jene Personen, viel mehr als andere, immer sogleich zur Hand, und wird sich also die Gelegenheit, ihnen Gutes zu erweisen, entsprechend häufiger darbieten. Aus allen diesen Gründen ist es dem allgemeinen Wohle förderlich, wenn sich Wohlwollen und Menschenliebe ganz besonders auf den engeren Kreis der Angehörigen richten, und erscheint die entsprechende Reaktion des sittlichen Bewußtseins als utilistisch durchaus gerechtfertigt. — Noch durchsichtiger ist die Sachlage in bezug auf Hilfeleistungen in großer Not, besonders wenn dieselben ohne entsprechend große Opfer von seiten des Helfenden stattfinden können. Wenn das sittliche Bewußtsein solche Hilfeleistungen wieder dringender fordert als andere, bewegt es sich offenbar in utilistischer Richtung; aber auch wenn es sich weniger entschieden ausspricht, wo die Not durch eigene Vorsicht hätte abgewendet werden können, läßt sich dieser Unterschied durch die Überlegung begründen, daß die schnelle Abhilfe andere zu einem gleich leichtsinnigen Verhalten ermutigen

Digitized by Google

und dadurch schließlich mehr Schaden als Nutzen stiften würde. — Endlich käme dann in diesem Zusammenhang noch die Pflicht der Dankbarkeit in Betracht. Hier liegt, wie Sidgwick bemerkt, scheinbar ein eigentümlicher Widerspruch vor: einerseits wird von dem Bewohltätigten sehr entschieden gefordert, daß er sich dankbar erweisen —, andererseits aber eben so entschieden von dem Wohltäter, daß er keine Ansprüche auf Dankbarkeit erheben soll. Aber auch dieser Widerspruch löse sich aus dem Gesichtspunkte des Utilismus. Denn wenn es selbstverständlich im allgemeinen Interesse ist, daß Wohltaten erwiesen werden, unabhängig davon, ob dafür Dank zu erwarten ist oder nicht, so würde doch die überwiegende Selbstsucht vieler Menschen dieselben ungeneigt machen, etwas für andere zu opfern, wenn keine Aussicht auf Dank vorläge: die allgemeine Anerkennung der Pflicht der Dankbarkeit ist also gleichfalls dazu angetan, das Wohltun und mittels desselben das Glück der Menschheit zu fördern. Abschließend läßt sich also nach Sidgwick der entscheidende Einfluß utilistischer Erwägungen auf die Beurteilung besonderer Verhältnisse bei der Menschenliebe in dreifacher Hinsicht feststellen. „First, morality is here in a manner protecting the normal channels and courses of natural benevolent affections; and the development of such affections is of the highest importance to human happiness, both as a direct source of pleasure, and as an indispensable preparation for a more enlarged „altruism". And again, the mere fact that such affections are normal, causes an expectation of the services that are their natural expression; and the disappointment of such expectations is inevitably painful. While finally, apart from these considerations, we can show in each case strong utilitarian reasons why, generally speaking, services should be rendered to the persons commonly recognised as having such claims rather than to others"[1]).

Auch eine zweite Haupttugend, diejenige der Gerechtigkeit, glaubt Sidgwick in allen wesentlichen Stücken aus den Voraussetzungen des Utilismus deduzieren zu können. Wie er bemerkt, haben frühere Autoren (Hume und J. S. Mill) unter diesem Namen hauptsächlich die gewissenhafte Befolgung der herrschenden Gesetze ins Auge gefaßt, und mit leichter

[1]) A. a. O., S. 439.

Digitized by Google

Mühe nachgewiesen, daß dieselbe in der Tat für die Gemeinschaft von überwiegendem Interesse ist, indem ja ohne Rechtssicherheit eine Gemeinschaft überhaupt nicht bestehen kann. Dennoch wird auch diese Verpflichtung keineswegs als eine unbedingte anerkannt, sondern werden vielmehr, wenn auch nur in äußersten Fällen, Ausnahmen von derselben zugelassen, welche sich einer utilistischen Deutung zugänglich erweisen. Es wird nämlich zwar im allgemeinen, dem großen Nutzen der staatlichen Ordnung für das Gesamtwohl entsprechend, angenommen, daß man auch solchen Gesetzen, mit denen man nicht einverstanden ist, gehorchen soll; zugleich aber zugegeben, daß diese Verpflichtung sehr schlechten Gesetzen gegenüber ihre Gültigkeit verlieren kann, und man in diesem Falle „Gott mehr gehorchen soll als den Menschen". Und auch in bezug auf solche Gesetze, welche im allgemeinen gut sind und nützlich wirken, wird doch in Ausnahmsfällen die Berechtigung anerkannt, denselben zuwider zu handeln, welche Anerkennung sogar in bekannten Rechtssprüchen, wie „Not kennt kein Gesetz" und „salus publicus suprema lex" ihren Ausdruck gefunden hat. — Nun umfaßt aber die Tugend der Gerechtigkeit noch bedeutend mehr als die Gesetzesbefolgung; auch innerhalb der vom Gesetze gesteckten Grenzen bleibt noch für ungerechtes wie für gerechtes Handeln Raum; und auch hier glaubt Sidgwick überall mit der utilistischen Erklärung auskommen zu können. In erster Linie kommt in Betracht die Erfüllung begründeter Erwartungen im weitesten Sinne; wobei sich aber wieder bemerkenswerte Unterschiede in dem Maße der vom sittlichen Urteil anerkannten Verpflichtungen feststellen lassen. Diese wiegen nach der allgemeinen Ansicht am schwersten, wenn es ausdrücklich angegangene Kontrakte oder Versprechen gilt; leichter, wenn die Erwartung sich nur auf einer unbestimmten stillschweigenden Übereinkunft, und am leichtesten, wenn sie sich bloß auf mehr oder weniger allgemein herrschenden Gewohnheiten (wie etwa derjenigen, sein Vermögen den nächsten Erben zu hinterlassen) gründet; und in der Tat ist leicht einzusehen, daß die Enttäuschung überall leidvoll ist, jedoch in um so höherem Grade, je stärker und sicherer die vorhergehende Erwartung begründet gewesen ist. Aber auch in jenem ersteren Fall gestattet das sittliche Bewußtsein Ausnahmen: ein durch Betrug oder Gewalt abgezwungenes Ver-

Digitized by Google

sprechen wird es kaum noch als bindend betrachten; und wenn die Umstände sich dergestalt verändert haben, daß die Erfüllung des Versprechens jetzt der anderen Partei schaden statt nützen würde, oder auch so, daß sie dem Versprecher selbst einen unverhältnismäßig großen, unvorhergesehenen Nachteil bringen würde, wird es die Nichterfüllung für erlaubt oder wenigstens für verzeihlich erklären. Überhaupt wird das sittliche Bewußtsein über die Verletzung eines Versprechens sehr verschieden urteilen, je nachdem die betreffende Person damit nur sich selbst oder auch anderen schädigt: also etwa den Bruch eines Abstinenzgelübdes viel verzeihlicher finden als denjenigen einer im Interesse anderer übernommenen Verpflichtung. Oder zusammenfassend: „the Utilitarian view, that the disappointment of natural expectations is an evil, but an evil which must sometimes be incurred for the sake of a greater good, is that to which Common Sense is practically forced"[1]). — Wird nun von solchen begründeten Erwartungen abgesehen, so scheint die „ideale Gerechtigkeit" hauptsächlich eine den Verdiensten entsprechende Verteilung von Gütern und Übeln, und des weiteren, wenn keine Verschiedenheit der Verdienste vorliegt, einfache Gleichheit in dieser Verteilung zu fordern; und auch von diesen beiden Forderungen läßt sich zeigen, daß sie im großen und ganzen dem utilistischen Prinzip entsprechen. Die erstere, insofern die Aussicht auf Belohnung des gemeinnützigen Handelns ein starkes Motiv zu diesem gemeinnützigen Handeln abgibt; wozu Sidgwick noch bemerkt, daß eben darum gemeinnützige Handlungen, welche auch für die handelnde Person nutzbringend sind und also jenes Motiv nicht nötig haben (wie etwa die Ansammlung von Kapital), auch tatsächlich als weniger verdienstlich betrachtet werden. Die zweite aber, weil die Menschen nun einmal einen uninteressierten Widerwillen gegen alles Unbegründete und Vernunftwidrige, also auch gegen eine unbegründete Abweichung von der Gleichheit hegen; und weil außerdem das Bewußtsein des größeren Glückes anderer, besonders wenn dieses größere Glück als unverdient erscheint, äußerst peinlich sein kann. Diesen letzteren Gründen wäre dann noch hinzuzufügen, daß auch schon das Webersche Gesetz, nach welchem eine bestimmte Verstärkung des Lustgefühls um so weniger merklich ist, einen je

[1]) A. a. O., S. 444.

Digitized by Google

höheren Betrag dieses Lustgefühl bereits erreicht hat, eine gleiche Verteilung irdischer Güter als die hedonistisch zweckmäßigste erscheinen läßt.

An dritter Stelle wird von Sidgwick die Tugend der Wahrhaftigkeit ins Auge gefaßt, und er glaubt auch den hohen Wert, welcher dieser Tugend vom sittlichen Bewußtsein beigelegt wird, mitsamt den Einschränkungen derselben, utilistisch erschöpfend erklären zu können. Zunächst ist es nämlich für jeden vom allerhöchsten Interesse, zur möglichst vollständigen Kenntnis der Wahrheit zu gelangen, indem ja bei allem Handeln ohne Ausnahme irgend welche theoretische Ansichten vorausgesetzt werden, und das Gelingen oder Mißlingen desselben auf die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Voraussetzungen beruht. Es ist demnach im allgemeinen für die Gesamtheit nützlich und notwendig, daß Wahrheit gesprochen wird, aber diese Regel hat Ausnahmen, und wo solche Ausnahmen vorliegen, neigt auch das sittliche Bewußtsein dazu hin, Abweichungen von der Wahrheit zu gestatten, oder wenigstens dieselben weniger streng als sonst zu beurteilen. So verhält es sich erstens in bezug auf Aussagen, von denen man weiß oder vermutet, daß sie zur Erreichung verbrecherischer oder unsittlicher Ziele verwendet werden sollen: wenn etwa einer im einsamen Walde einer Dame begegnet, und nachher von einem wüst aussehenden Landstreicher darüber befragt wird, welchen Weg dieselbe gegangen ist, so wird es ihm gewiß niemand verübeln, wenn er eine von der Wahrheit abweichende Antwort gibt. In anderen Fällen kann das Interesse des Fragenden selbst eine Lüge entschuldigen oder sogar zur Verpflichtung machen: so wird ein Arzt einem Schwerkranken kaum die Wahrheit über seinen Zustand sagen, wenn er weiß, daß die Kenntnis dieser Wahrheit die Lebenschancen bedeutend herabsetzen würde. Des weiteren sind im gesellschaftlichen Verkehr zahllose Höflichkeitsformeln üblich, von denen jeder weiß, daß sie nur konventionelle Bedeutung besitzen, welche jedoch, wörtlich genommen, vielfach der Wahrheit nicht gemäß sind: der Gebrauch solcher Formeln ist unschädlich, und wird auch kaum jemals ernstlich beanstandet. Und endlich wird, wenigstens in gewissen Kreisen, häufig die Meinung vertreten, daß man dem Volke Wahrheiten, für deren direktes Verständnis ihm die nötige Reife mangelt, in symbolischer Form vortragen,

Digitized by Google

also etwa historische Fiktionen um eines in denselben enthaltenen abstrakten „Kernes" willen als buchstäblich wahr darstellen darf. In allen diesen Fällen wird man die Unwahrheit oder bloß relative Wahrheit seiner Aussage damit entschuldigen, daß dieselbe nicht, wie sonst, schädlich, sondern vielmehr nützlich ist; das kann aber, scheint es, nur heißen, daß auch hier die guten oder übeln Folgen der Handlung als das letzte Kriterium der sittlichen Beurteilung anerkannt werden.

Von den Haupttugenden bleibt noch diejenige der sittlichen Reinheit oder Keuschheit zu besprechen übrig. Sofern Sidgwick dieselbe nicht, mit anderen Tugenden der „Mäßigkeit" oder „Selbstbeherrschung", auf das wohlverstandene eigene Interesse der handelnden Person zurückführt, betrachtet er sie als ein Mittel zum Bestand der Familie und zur Sicherung einer genügenden Anzahl von Geburten und einer sorgfältigen Erziehung der künftigen Generation. Und er findet eine Bestätigung für diese Auffassung in dem Umstand, daß die Forderung sittlicher Reinheit bei weitem entschiedener an die Frauen als an die Männer gestellt wird: indem ja die Möglichkeit eines Ehebruchs von seiten der ersteren die Sicherheit der Vaterschaft beeinträchtigt und dadurch das Familienleben weit empfindlicher schädigt, als im entgegengesetzten Fall zu befürchten wäre.

So scheinen denn überall die Tatsachen der sittlichen Beurteilung sich der utilistischen Erklärung zu fügen. Es kommt noch hinzu, wie Sidgwick abschließend bemerkt, daß auch die Verschiedenheit der Beurteilung, welche man verschiedenen Gruppen von Personen, und welche verschiedene Völker oder Zeiten ihren Angehörigen angedeihen lassen, häufig den Einfluß mehr oder weniger unbewußter utilistischer Erwägungen erkennen läßt. In ersterer Hinsicht wurde oben schon auf die verschiedene Beurteilung der ehelichen Untreue bei Männern und Frauen hingewiesen; andererseits wird Furchtsamkeit und Feigheit den Männern, welche häufiger mit unerwarteten und schweren Gefahren zu kämpfen haben als die Frauen, weniger leicht wie diesen verziehen. Aus ähnlichen Gründen wird man von einem Soldaten mehr Mut erwarten und fordern, als von einem Geistlichen, und von einem wissenschaftlichen Forscher mehr Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, als von einem Kaufmann oder einem Diplomaten. Und was den anderen Punkt betrifft, sind Tatsachen

Digitized by Google

wie diese: daß bei den Südseeinsulanern Diebstahl nicht für ein schweres Verbrechen gilt, daß das Ausleihen von Kapitalien auf Zinsen in primitiven Gesellschaften als unerlaubt angesehen wird, und daß, wo die staatliche Strafgewalt ungenügend organisiert ist, der Privatrache kein Tadel begegnet, nur daraus zu erklären, daß im ersteren Fall die Produktion fast keine Arbeit erfordert, im zweiten nur die Bedürftigen Veranlassung haben, Gelder aufzunehmen, und im dritten eben die zu erwartende Rache die Gesellschaft vor Verbrechen schützt. Überall zeigt sich, daß diejenigen Verhaltungsweisen gebilligt werden, welche der Gesellschaft direkt oder indirekt zum Vorteil gereichen, dagegen diejenigen getadelt, von welchen die Gesellschaft einen Schaden zu erwarten hat. Und damit scheint dann die utilistische Hypothese auch für einen weiteren Kreis als die moderne Kulturwelt ihre Bestätigung gefunden zu haben.

Ihren Abschluß findet endlich diese Beweisführung in dem versuchten Nachweis, daß die utilistische Lehre nicht nur die Gesamtheit der vorliegenden sittlichen Beurteilungen aus einem Prinzip zu erklären vermag, sondern daß sie auch davon, wie eine nach diesem Prinzip stattfindende sittliche Beurteilung überhaupt entstanden ist, volle Rechenschaft geben kann. Die Mehrzahl der Utilisten betrachten nämlich die sittliche Beurteilung nicht als eine ursprüngliche, nach eigenen letzten Gesetzen verlaufende Bewußtseinsfunktion, sondern als ein Produkt der Entwicklung; die ethischen Kriterien nicht als Axiome von gleicher Dignität wie die logischen und mathematischen, sondern zum Teil als abgeleitete Gesetze des Gefühlslebens, zum anderen Teil als praktische Forderungen, welche ursprünglich im eigenen Interesse an andere gestellt wurden, und erst allmählich als auch für das eigene Handeln bindend anerkannt worden sind. Man denkt sich dann in großen Zügen den Sachverlauf folgendermaßen. Jeder wünscht sich Lust und Vermeidung von Unlust, und freut oder betrübt sich also über Handlungen anderer, je nachdem dieselben ihm zur Erreichung dieser Ziele behilflich sind oder umgekehrt. Diese Lust- bzw. Unlustbetonung überträgt sich dann erstens von den angenehmen bzw. unangenehmen Folgen der Handlung, denen sie ursprünglich anhaftete, auf die Handlung selbst und auf

Digitized by Google

die dieser Handlung zugrunde liegende Gesinnung; und sie überträgt sich zweitens von den Handlungen und Gesinnungen anderer auf die gleichartigen eigenen. So gelangen wir allmählich dazu, an Handlungen und Gesinnungen überhaupt, welche die Tendenz haben zu nützen oder zu schaden, mögen es eigene oder fremde sein und möge der Nutzen und Schaden uns oder andere treffen, mit Lust bzw. Unlust zu denken; und diese Lust und Unlust ist der eigentliche Inhalt unserer sittlichen Gefühle. Wenn nun des weiteren an diese sittlichen Gefühle sich Lob und Tadel, Lohn und Strafe anschließen, so hätten auch hierbei ursprünglich bloß hedonistische Erwägungen eine Rolle gespielt. Der Beurteiler lobt und tadelt, lohnt und straft, um Handlungen hervorzurufen oder von Handlungen zurückzuschrecken, welche ihm selbst Nutzen oder Schaden bringen; und der Beurteilte läßt sich zu jenen Handlungen verlocken und von diesen abhalten, um die Lust des Gelobt- und Gelohntwerdens zu erzielen, die Unlust des Tadels und der Strafe zu vermeiden. Aber auch hier werden die vorliegenden Verhältnisse durch die Ausbildung assoziativer Verbindungen in eigentümlicher Weise verschoben. Was anfangs Mittel war, wird zum Zweck, wie das Geld für den Geizigen; die Vorstellung des Lobens- und Tadelnswerten, des zu Lohnenden und zu Strafenden verbindet sich mit derjenigen der Handlungen und Gesinnungen selbst, ohne Rücksicht darauf, bei wem sie vorliegen und wer bei denselben interessiert ist. Und so ergeben sich denn die sittlichen Forderungen, welche wir an uns selbst wie an andere stellen, die Begriffe von Verdienst und Schuld, endlich das Gewissen. Innerhalb einer Gesellschaft, welche diese Entwicklung bereits durchgemacht hat, gestaltet sich dann die Sache für jedes Individuum noch bedeutend einfacher. Von frühester Jugend an hört das Kind billigende und mißbilligende Beurteilungen, und wird ihm selbst durch Lobpreisungen und Belohnungen das Gebilligte angenehm gemacht, durch Tadel und Strafe das Mißbilligte verleidet; da kann es denn kaum ausbleiben, daß sich wieder Assoziationen bilden, welche auch später, wenn Strafen und Belohnungen vergessen sind, das Gute noch als anziehend und das Böse als abstoßend erscheinen lassen. Und da diese Denkgewohnheiten im weiteren Leben durch gleichgerich-

Digitized by Google

tete Umgebungseinflüsse fortwährend unterstützt und weiter ausgebildet werden, lösen sie sich stets mehr von ihren tatsächlichen Grundlagen ab und scheinen a priori, unabhängig von aller Erfahrung, evident zu sein. In dieser Weise glauben also die Utilisten sowohl von den Tatsachen des sittlichen Handelns wie von denjenigen der sittlichen Beurteilung Rechenschaft geben zu können, indem sie beide als die sublimiertesten Äußerungsformen ursprünglicher und in ihrem Wesen unveränderter, auf das eigene Wohl sich beziehender Neigungen darstellen. Das gesamte sittliche Leben eines Menschen ist, dieser Ansicht zufolge, nur eine Veranstaltung, um für diesen Menschen eine möglichst günstige Lustbilanz zu erzielen: nur haben äußere und innere, relativ zufällige Umstände es so gefügt, daß dieses Ziel sich am besten und bequemsten auf dem Umwege der Beglückung anderer erreichen läßt. Dasjenige, was man von jeher unter Sittlichkeit verstanden hat, „is explained, and explained away".

22. **Kritik des Utilismus.** Die utilistische Hypothese ist unbedingt als einer der großartigsten in der Geschichte der Wissenschaft vorliegenden Versuche, einen komplizierten Tatbestand auf einfache und durchsichtige Prinzipien zurückzuführen, anzuerkennen. Das Unternehmen, aus der bloßen Tatsache, daß alle lebenden Wesen Lust begehren und Unlust verabscheuen, die unendliche Verschiedenheit der menschlichen Handlungen einerseits, der sittlichen Beurteilungen andererseits als notwendige Folgerungen abzuleiten, ohne dabei mehr als die wohlgesicherten Gesetze der Vorstellungsassoziation und der Gefühlsübertragung vorauszusetzen, scheint geeignet, die betreffenden Verhältnisse in einem solchen Grade aufzuklären, daß weder die weite Verbreitung des Utilismus noch das starke Überzeugungsgefühl seiner Anhänger wundernehmen kann. — Nun soll man aber in jungen, methodisch noch wenig geschulten, an die rohesten quantitativen Bestimmungen sich noch kaum heranwagenden Wissenschaften, wie der Ethik, umfassenden Verallgemeinerungen gegenüber äußerst vorsichtig sein; schon unzählige Male sind solche Verallgemeinerungen als unbezweifelbare Wahrheiten angenommen, später aber, bei genauerer Kenntnis der zu erklärenden Tatsachen, als völlig ungenügend verworfen worden. Wir müssen also alle unsere Kräfte daran setzen, aus den noch so mangelhaft ge-

Digitized by Google

gebenen Tatsachen wenigstens alles ans Licht zu bringen, was in denselben liegt, um dann nachzusehen, ob diejenigen, welche für den Utilismus angeführt worden sind, wirklich so unzweideutig für denselben sprechen wie man behauptet, und ob nicht andere, welche man übersehen hat, demselben ernstliche Schwierigkeiten in den Weg stellen.

Wir fangen damit an, die zuletzt (S. 178—180) besprochene Ableitung einer utilistischen Moral aus hedonistischen Erwägungen ins Auge zu fassen. Dabei sind zwei Fragen zu beantworten. Erstens, ob sich die sittlichen Gefühle als übertragene rein hedonistische Gefühle verstehen lassen (S. 181—187). Und zweitens, ob Lob und Tadel, Lohn und Strafe als allmählich zum Selbstzweck gewordene Mittel zur Förderung gemeinnützigen Handelns zu begreifen sind (S. 187—195). Bei der Erörterung dieser Fragen lassen wir zunächst ganz dahingestellt, ob tatsächlich das sittliche Urteil sich überall nach dem Nützlichkeitsprinzip richtet oder nicht; wir untersuchen nur, ob, auch wenn es sich so verhalten sollte, die Entwicklung dieses sittlichen Urteils aus einer rein egoistischen Naturanlage als notwendig oder möglich verstanden werden kann.

Können also, zum ersten, die gegebenen Gefühle der sittlichen Hochschätzung und Empörung bloße reproduzierte Lust- und Unlustgefühle sein? Wenn wir die Frage so formulieren, muß zunächst die Tatsache auffallen, daß die Selbstwahrnehmung, statt in der angeblichen Reproduktion das Original wiederzuerkennen, darin von jeher einen spezifischen Charakter entdeckt hat, welcher dem bloßen Lust- oder Unlustgefühle durchaus fehlt. Eben darum pflegen alle Formen des ethischen Hedonismus dem unbefangenen Bewußtsein als ungereimt und widersinnig zu erscheinen: dieses unbefangene Bewußtsein ist keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß es etwas anderes damit meint, wenn es eine Handlung gut oder böse nennt, als wenn es von dieser Handlung sagt, daß sie für ihn oder für andere angenehme bzw. unangenehme Folgen haben wird. Die Sache liegt demnach prinzipiell anders, als die Utilisten sie gewöhnlich darstellen. Zu erklären ist nicht bloß, daß sich an die Vorstellung bestimmter Handlungen Lustgefühle, Wertungen, Wünsche knüpfen; sondern zu erklären wäre, wie sich aus dem einfachen Lust- und Un-

Digitized by Google

lustgefühl jene spezifischen Gefühle entwickeln, welche wir als Achtung und Verachtung, Verehrung und Entrüstung kennen. Es wird nicht nur ein Gefühl von einem Gegenstande auf den anderen übertragen, sondern das angeblich übertragene Gefühl ist uns als etwas von dem ursprünglichen wesentlich Verschiedenes gegeben; neben anderen Ereignissen, welche uns selbst oder der Gemeinschaft nützlich sind, wird das sittliche Handeln nicht nur auch oder mehr, sondern es wird zugleich anders gewertet; wir fühlen uns innerlich in durchaus verschiedener Weise bewegt, wenn wir einer Äußerung der Liebe oder der Überzeugungstreue, als wenn wir einer nützlichen Erfindung oder einer guten Ernte —, wenn wir einem grausamen Verbrechen, als wenn wir einem verheerenden Erdbeben gegenüberstehen. Das ist schließlich eine Frage direktester Selbstwahrnehmung; mit demjenigen, der in seiner Selbstwahrnehmung den bezeichneten Unterschied nicht vorfinden sollte, läßt sich über die Frage nicht weiter diskutieren. Wie scharf aber das natürliche Denken diesen Unterschied erkennt, geht am deutlichsten daraus hervor, daß es der utilistischen Erklärung gegenüber das entschiedene Gefühl hat, damit sei das spezifisch Sittliche aus der Sittlichkeit hinweggenommen. Das heißt also: sobald man sich in die Auffassung der sittlichen Beurteilung als einer Veranstaltung zur Verannehmlichung des Lebens hineindenkt, erscheint sofort diese sittliche Beurteilung als eine Illusion; oder anders gesagt: wenn man sich die lustfördernden Handlungen ausschließlich als solche vorstellt, bleibt die sittliche Reaktion aus. Daher man dann den Eindruck bekommt, daß durch die utilistische Erklärung die sittlichen Begriffe nicht eigentlich zu größerer Klarheit gebracht, sondern vielmehr durch andere ersetzt worden sind. Diese Ergebnisse, welche man im Gespräch mit Laien stets wieder bestätigt finden kann, haben, wie mir scheint, die volle Bedeutung eines psychologisch-ethischen Experiments. Sie beweisen, daß wir, um auch nur den allgemeinsten Charakter der sittlichen Beurteilung utilistisch erklären zu können, mit der Übertragung eines Gefühles von einem Gegenstande auf den anderen nicht auskommen, sondern von der Schöpfung eines neuen, als qualitativ eigenartig gegebenen Gefühles Rechenschaft zu geben hätten. Und während für jene Übertragung zahlreiche Beispiele

Digitized by Google

vorliegen, dürfte diese Neuschöpfung, theoretisch kaum denkbar, sich auch in der Erfahrung schwerlich nachweisen lassen.

Allerdings ist der bezeichnete Unterschied Sidgwick nicht einfach entgangen. „How", läßt er einen Gegner fragen, „if the true ground of the moral goodness or badness of actions lies in their utility or the reverse, can we explain the broad distinction drawn by Common Sense between the moral and other parts of our nature? Why is the excellence of Virtue so strongly felt to be different in kind, not merely from the excellence of a machine or a fertile field, but also from the physical beauties and aptitudes, the intellectual gifts and talents of human beings?" Und er antwortet: „Qualities that are . . . virtuous, are always such as we conceive capable of being immediately realised by voluntary effort . . .; so that the prominent obstacle to virtuous action is absence of adaequate motive. Hence we expect that the judgments of moral goodness or badness . . . will . . . have an immediate practical effect in causing actions to be at least externally virtuous: and the habitual consciousness of this will account for almost any degree of difference between moral sentiments and the pleasure and pain that we derive from the contemplation of either extra-human or non-voluntary utilities and inutilities"[1]). Ich muß letzteres sehr entschieden bezweifeln. Der Unterschied zwischen nützlichen Handlungen und anderen nützlichen Erscheinungen soll nach Sidgwick ausschließlich darin liegen, daß die ersteren durch andere Mittel als die letzteren (nämlich durch Lob und Tadel) hervorgerufen werden können; solcher Unterschiede zwischen den Mitteln zur Erreichung eines erwünschten Zieles gibt es aber unzählige, ohne daß daraus, mit alleiniger Ausnahme des sittlichen Gebietes, irgend merkliche Differenzen zwischen den entsprechenden Wertgefühlen hervorgegangen wären. Man denke nur an die mechanische oder chemische Bearbeitung von unorganischen Stoffen, an die Urbarmachung eines Bodenstücks, an die Kultur von Gewächsen und an die Dressur von Haustieren: überall werden verschiedene Mittel angewandt, aber nirgends knüpfen sich an die Betrachtung des Resultates der Arbeit andere als rein hedonistische Gefühle. Warum sollte es sich anders verhalten, wo Menschen durch Lob und Tadel zu irgend welchen Handlungen überredet

[1]) Sidgwick, a. a. O. S. 426—427.

Digitized by Google

werden sollen? Und tatsächlich verhält es sich auch nicht anders, — sofern nämlich Lob und Tadel nur als Mittel, irgend ein praktisches Ziel zu erreichen, angewendet werden. Man denke sich etwa einen Kaufmann, der einen unschlüssigen Kunden dadurch, daß er ihm mangelnde Einsicht in die Vortrefflichkeit der Ware oder übertriebene Sparsamkeit vorwirft, zum kaufen reizt; oder auch den Begründer einer gemeinnützigen Stiftung, welcher einen wenig freigebigen Menschen durch die Vorspiegelung zu erwartender Ehren und Auszeichnungen zu einem milden Beitrag bewegt: werden diese beiden, wenn sie ihr Ziel erreicht haben, der anderen Partei gegenüber auch nur den leisesten Schatten sittlicher Hochachtung empfinden? Und dennoch sind eben hier vollkommen klar und deutlich die Umstände gegeben, welche nach der utilistischen Theorie alle sittliche Hochachtung bedingen: Zugänglichkeit für Lob und Tadel, und Bereitwilligkeit, mit Rücksicht auf diese sich Opfer für das Wohl anderer gefallen zu lassen. Der Unterschied zwischen den Gegenständen sittlicher und rein hedonistischer Wertschätzung liegt also sicher nicht darin, daß für die Erzeugung der ersteren besondere Mittel angewendet werden müssen, denn diese Mittel können angewendet werden und Erfolg haben, ohne daß sittliche Wertgefühle auftreten. Und damit bestätigt sich denn a posteriori die Einsicht, daß die Eigenart der sittlichen Wertschätzung eine Ableitung derselben aus bloßen Lust- und Unlustgefühlen von vornherein ausschließt.

Wenn dem aber so ist, so kann offenbar für die Erklärung der einschlägigen Erscheinungen auch eine Berufung auf den Einfluß der Erziehung nichts nützen; denn auch dieser Erziehung ist nicht zuzutrauen, daß sie aus reproduzierter Lust sittliche Verehrung, aus reproduzierter Unlust sittliche Verachtung sollte machen können. Wie wenig sie es tatsächlich vermag, zeigt die durchaus ungleiche Weise, in welcher Kinder auf die Vorstellung der verschiedenen, ihnen gleich häufig und gleich nachdrücklich eingeschärften Verhaltungsweisen reagieren. Für einige derselben, wie Wahrhaftigkeit, Hilfsbereitschaft, Gerechtigkeit pflegen sie sich leicht und warm zu begeistern, und einen Kameraden oder Lehrer, der sich dadurch auszeichnet, aufs höchste zu schätzen; anderen wie Fleiß, Pünktlichkeit, Ordnungsliebe, Sparsamkeit stehen sie äußerst kühl

Digitized by Google

oder sogar abweisend gegenüber, und hegen für einen Gefährten, der dieselben zur Schau trägt, eher Geringschätzung als Bewunderung. Dennoch werden diese nicht weniger wie jene gelobt und belohnt, ihr Fehlen getadelt und bestraft, und läßt sich auch ihre Nützlichkeit schwerlich verkennen; die Kinder fühlen aber den sittlichen Wert der ersteren scharf und sicher heraus, und lassen alle Lobpreisungen der letzteren wirkungslos an sich abgleiten.

Es ist von Wichtigkeit, sich die Bedeutung der hier gebotenen Beweisführung klar zu vergegenwärtigen. Vielleicht könnte einer oder der andere meinen, das seien bloße Gefühlsargumente, und die hätten keinen wissenschaftlichen Wert. Das wäre jedoch ein Irrtum. „Gefühlsargumente" haben gewiß keinen Wert, wenn man darunter solche versteht, welche aus unseren Gefühlsreaktionen auf irgend welche Vorstellungen auf den Wahrheitsgehalt dieser Vorstellungen schließen, also eine Lehre annehmen oder verwerfen, weil sie so tröstlich oder so hoffnungslos ist. In der obigen Beweisführung wurden aber Gefühle nicht als Kriterien des Fürwahrhaltens verwendet, sondern einfach zum Gegenstande der Untersuchung gemacht. Die sittlichen Gefühle sind uns in der Selbstwahrnehmung als bestimmte Tatsachen gegeben; und wir haben gefragt, ob diese Tatsachen sich aus anderen, auf welche man sie zurückführen wollte, erklären lassen. Und diese Frage haben wir verneint, weil die angeblichen Ursachen sich in anderen Fällen unzweideutig feststellen lassen, ohne die ihnen zugeschriebenen Wirkungen mit sich zu führen. Das ist aber eine Art der Beweisführung, welche überall bei der Prüfung von Hypothesen Verwendung findet, und welche dadurch, daß diese Hypothesen sich auf die Erklärung von Gefühlen statt auf diejenige von irgend welchen Naturerscheinungen beziehen, nichts von ihrer Stringenz verliert.

Wir gehen weiter. Wenn wir einmal davon absehen, daß uns die sittlichen Gefühle als etwas durchaus Eigenartiges, nicht auf bloße Lust- und Unlustgefühle Reduzierbares gegeben sind: ist dann wenigstens die zurückbleibende Tatsache, daß sich solche bloße Lust- und Unlustgefühle mit der Vorstellung gemeinnütziger bzw. gemeinschädlicher Handlungen verbunden haben, durch die Hilfsmittel der Asso-

Digitized by Google

ziation und Gefühlsübertragung einwandfrei zu erklären? Es sah allerdings wohl danach aus: wenn einer mir Gutes oder Böses zufügt, so überträgt sich die Gefühlsbetonung meiner direkten Erfahrungen auf die Handlung und die Person, von welcher dieselben herrühren; und wenn einer einem Dritten Gutes oder Böses zufügt, so denke ich mich in diesen Dritten hinein, fühle ihm seine Lust oder Unlust nach, und übertrage wieder diese nachgefühlte Lust oder Unlust auf die Handlung und die Person, welche dieselbe verursacht haben. Dagegen ist nichts zu sagen, und die Sache könnte für entschieden gelten, wenn sie nicht noch andere Seiten hätte. Eine derselben liegt in dem Umstande, daß jenem Nach- und Mitfühlen die Regungen des Neides und der Schadenfreude, welche nicht immer schwächer sind als Mitfreude und Mitleid, gegenüberstehen. Um hierüber Klarheit zu gewinnen, hat man nur wieder einen Fall ins Auge zu fassen, wo die sittlichen Faktoren ausgeschaltet sind, also etwa sich zu fragen, ob ein zufälliger Glücksfall (das große Los aus der Lotterie, unerwartet schnelle Beförderung im Amt) im allgemeinen den Draußenstehenden mehr Freude oder mehr Schmerz verursacht, oder auch, ob im großen und ganzen die vom Schicksal Begünstigten stärker unter ihrem Mitleid mit den Wenigerbegünstigten zu leiden haben, als diese unter dem Gefühle des Neides gegenüber jenen. Selbstverständlich sind diese Fragen für jeden verschieden zu beantworten; alles zusammengenommen scheint es aber mehr als fraglich, ob die sympathischen Gefühle die antipathischen genügend überwiegen, um von dem intensiven Wohlgefallen oder Mißfallen an Handlungen, welche für andere nützlich bzw. schädlich sind, Rechenschaft geben zu können. — Dann kommt noch ein Weiteres in Betracht, welches insbesondere von Martineau[1]) betont worden ist. Das Wohlgefallen an guten, das Mißfallen an bösen Handlungen soll darauf beruhen, daß man sich in den Bewohltätigten bzw. Geschädigten versetzt, mit jenem genießt und mit diesem leidet. Aber gegenüber dem Bewohltätigten, der durch die Wohltat gewinnt, steht der Wohltäter, der dadurch verliert; gegenüber dem Geschädigten, der leidet, der Schädiger, welcher sich des gelungenen Streiches freut. Warum soll nun der unbeteiligte Dritte sich immer nur in den ersteren, und nicht ebensowohl auch einmal in den zweiten versetzen?

[1]) A. a. O. II. S. 351—352.

Digitized by Google

Es ist nicht einzusehen, warum er es tun sollte, und tatsächlich tut er ebenso häufig das Umgekehrte: sittlich rohe Menschen freuen sich mit demjenigen, der andere quält oder zum besten hat, eher, als daß sie mit diesen letzteren leiden sollten. Bei sittlich höherstehenden Naturen verhält es sich allerdings anders; aber wir dürfen die Sittlichkeit, welche eben erst erklärt werden soll, hier nicht schon voraussetzen. Nach der vorliegenden Theorie ist jeder Mensch von Hause aus ein reiner Egoist, oder hat wenigstens die Entwicklung des sittlichen Bewußtseins beim reinen Egoismus angefangen; man stelle sich also einen solchen reinen Egoisten vor Augen und frage, was es ihn eigentlich kümmern kann, ob irgend ein A irgend einem B etwas gibt oder etwas nimmt, sich für ihn aufopfert oder ihn ausbeutet. In allen diesen Fällen findet schließlich bloß eine Übertragung von Lustgütern statt; das Lustsaldo des einen steigt, dasjenige des anderen sinkt, während der Beurteiler selbst weder Nutzen noch Schaden davon hat; warum soll er sich das eine Mal über den Gewinn des Bewohltätigten freuen und den Verlust des Wohltäters unbeachtet lassen, das andere Mal sich das Leid des Gequälten zu Herzen nehmen und die Freuden des Quälers übersehen? Vielleicht weil doch in den meisten Fällen der aktive Teil weniger verliert oder gewinnt als der passive gewinnt oder verliert? So könnte es scheinen, wenn man an reiche Wohltäter oder an gewissenlose Verbrecher denkt: jene geben ihr Geld den Armen, welche es mehr brauchen als sie; diese opfern vielleicht ganze Leben der vorübergehenden Lust des Augenblicks. Aber daß diese quantitativen Verhältnisse an der Freude über gute Taten keinen Anteil haben, erhellt zur Genüge daraus, daß das „Scherflein der Witwe" diese Freude in soviel höherem Maße auslöst als die Gabe des Reichen. Oder verhält sich die Sache vielleicht so, daß der Beurteiler durch sein Lob Ähnliches für sich zu gewinnen, durch seinen Tadel Ähnliches von sich fernzuhalten hofft, als anderen zugefügt wurde? Aber wieder bleibt unklar, warum er sich nur in die Rolle der leidenden, und nicht auch in diejenige der handelnden Partei versetzen sollte: wenn er die Wohltätigkeit in Ehren bringt, wird man ihm nicht nur Wohltaten erweisen, sondern auch solche von ihm fordern; wenn er Feindschaft gegen das Böse erweckt, so werden nicht nur andere, sondern auch er selbst, sofern sie böse handeln,

Digitized by Google

davon Nachteile zu befürchten haben. Überall legt, wer mit sittlichen Urteilen hervortritt, nicht nur seinen Mitmenschen, sondern auch sich selbst Verpflichtungen auf; daß er regelmäßig nur jenen Vorteil, nicht diesen Nachteil berücksichtigen sollte, müßte nach wie vor unerklärt bleiben.

Damit wären wir schon (s. S. 181) bei dem zweiten Teil der utilistischen Beweisführung, welcher statt der Gefühlsseite die praktische Seite der Frage ins Auge faßt, angelangt: Lob und Tadel sollen nicht bloß als Äußerungen assoziierter Gefühle, sondern auch als Mittel, gute Handlungen hervorzurufen und von bösen abzuhalten, zu begreifen sein. Dazu ist nun zunächst wieder zu bemerken, daß allerdings beide mit diesem Zwecke gespendet werden können und häufig gespendet werden; jedoch überall mit dem entschiedenen Bewußtsein, daß die lobenden oder tadelnden Worte noch etwas mehr bedeuten als jenen auf die Zukunft gerichteten Wunsch, nämlich ein Urteil über den eigenen Wert der Handlungen, auf welche sie sich beziehen. Diese Handlungen sind an und für sich lobens- oder tadelnswert: darum versucht man, u. a. durch die Äußerung des Lobes oder des Tadels, die künftige Wiederholung derselben zu fördern oder zu hindern. Das Bewußtsein, daß es sich so verhält, kann der Utilismus, für welchen eben Lob und Tadel ursprünglich bloße Mittel sind, nur durch die Annahme erklären, daß der ursprüngliche Zweck vergessen, und nun das Mittel Zweck geworden ist. Daß etwas dergleichen geschehen könne und fortwährend geschehe, wird häufig als sicher vorausgesetzt; ob aber mit Recht, scheint mir fraglich. Man hat, wie ich glaube, zu unterscheiden. Allerdings kann die häufige Anwendung eines Mittels Assoziationen stiften, durch welche die betreffende Handlung mechanisiert wird, indem auf bestimmte Veranlassungen die Vorstellung derselben stets wieder auftritt und die Tendenz, sich zu verwirklichen, mit sich führt; das bedeutet aber noch keineswegs, daß diese Verwirklichung nun auch als Zweck gewertet und gewollt wird. Letzteres ist, soweit ich sehe, nur dann der Fall, wenn entweder die ursprüngliche Zwecksetzung noch nachwirkt, oder aber eine andere an die Stelle derselben getreten ist. Wenn also etwa der Geizige fortfährt Geld zusammenzuscharren, obgleich er mehr davon

Digitized by Google

hat als er jemals brauchen wird, so kann man doch kaum sagen, daß für ihn der Geldbesitz Selbstzweck geworden ist; derselbe bleibt Mittel für die Sicherung des Lebens in möglichen (wenn auch objektiv durchaus unwahrscheinlichen) bösen Zeiten; daher er denn sofort seinen Reiz verlieren würde, wenn das Geld wertlos werden sollte. Dem entspricht es, daß auch der verstockteste Geizhals doch immer sich und anderen gegenüber seine Leidenschaft damit zu rechtfertigen pflegt, daß alles teurer werde und man stets mehr braucht, daß für die Kinder gespart werden müsse, daß aller Besitz unsicher und demnach auch mit möglichen Verlusten zu rechnen sei usw.[1]). Dagegen ist in einigen weiteren, von Simmel[2]) für die Erhebung des Mittels zum Zweck angeführten Fällen der ursprüngliche Zweck durch einen anderen ersetzt worden: wenn der Alpinismus zuerst um des ästhetischen Genusses willen, später aber ohne Rücksicht auf diesen betrieben wird, so ist jetzt der Zweck, sich Ehre zu erwerben oder sein Selbstgefühl zu steigern oder auch nur emotionell zu funktionieren, hinzugekommen; und wenn das Fasten ursprünglich den Zweck gehabt haben mag, religiöse Opfer zu ermöglichen, so ist es längst ein Mittel geworden, entweder die Seele von niedrigeren Bedürfnissen zu befreien oder auch einfach sich mit irdischen und himmlischen Mächten in gutem Einvernehmen zu erhalten. In allen diesen Fällen wird das Mittel noch immer gewollt aber doch nur als Mittel zum alten oder zu einem neuen Zweck; für die Selbstwahrnehmung sondern dieselben sich scharf von den anderen ab, wo bloß assoziativ die Vorstellung einer gewohnten Handlung auftaucht und mechanisch, ohne Mitwirkung des Willens, die entsprechenden Bewegungen hervorruft. In solcher Weise kann nun auch, wer im eigenen Interesse sich ein bestimmtes Handeln angewöhnt hat, unter veränderten Bedingungen damit fortfahren, entweder mechanisch, weil nun einmal die Vorstellung dieses Handelns sich auf die entsprechenden Veranlassungen zuerst seinem Bewußtsein darbietet, oder wollend, weil er in dem betreffenden Handeln jetzt einen eigenen neuen Wert erkannt hat; es fehlen aber alle Belege dafür, daß dieses Handeln zum Gegenstande eines starken und als solches bewußten Wollens werden könnte, einfach deshalb, weil

[1]) Rogues de Fursac, L'avarice, Paris 1911, S. 48—50.
[2]) A. a. O. S. 220—222.

Digitized by Google

es früher Mittel zu einem jetzt nicht mehr anerkannten Zwecke gewesen ist[1]). Und so müßte es denn auch wundernehmen, wenn das sittliche Reagieren und sittliche Handeln bloßen Nützlichkeitserwägungen und Erziehungseinflüssen den Charakter des Selbstzweckes verdanken sollte, den es für das natürliche Bewußtsein unzweifelhaft besitzt.

Fassen wir sodann die oben (§§ 10—12) ermittelten Gegenstände und Bedingungen der sittlichen Reaktion genauer ins Auge, so zeigt sich, daß auch diese nur mangelhaft sich der utilistischen Erklärung unterordnen. Allerdings könnte man zunächst glauben, daß das Hauptergebnis der damaligen Untersuchung, die Beziehung der sittlichen Reaktion auf den Charakter, utilistisch wohl begreiflich wäre; denn wenn auch direkt nur die Handlungen und nicht der Charakter Nutzen oder Schaden stiftet, so ist doch der Charakter die Quelle vieler gleichartiger Handlungen, und als solche die indirekte Ursache großen Nutzens oder Schadens; daher es denn als das zweckmäßigste erscheint, eben diesen Charakter durch Lob und Tadel, Lohn und Strafe zu beeinflussen. Die Sache hat aber auch hier noch eine andere Seite. Nach der in Untersuchung stehenden Theorie heftet sich die sittliche Beurteilung nicht ohne weiteres, kraft eines letzten unmittelbar evidenten Prinzips, an das Nützliche oder Schädliche, sondern sie ist ein an der Hand der Erfahrung ausgebildetes Mittel, um zu Nützlichem anzuleiten und von Schädlichem abzuschrecken; sie soll neue Motive schaffen, um die Menschen auf Bahnen zu führen, welche dieselben sonst nicht oder vielleicht nicht betreten haben würden. Von solchen Mitteln wäre aber zu erwarten, daß sie ausschließlich oder vorzugsweise dort angewandt würden, wo sie nötig oder nützlich sind, und eben diese Erwartung wird durch die Tatsachen nicht bestätigt. Denn wer bedarf eigentlich

[1]) Übereinstimmend Lipps a. a. O. S. 26: „Jemand sei für Musik seiner Natur nach völlig unempfänglich, so unempfänglich, wie der egoistischen Moraltheorie zufolge alle Menschen für die Interessen anderer sind. Er sei aber eifriger Besucher von Musikaufführungen, weil er sich da zeigen, allerlei Schönes sehen, Freunde treffen, plaudern, den Liebenswürdigen spielen, kurz sich an allem Möglichen freuen kann, was mit der Musik nichts zu tun hat. Meint man, ein solcher eifriger Konzertbesucher könne durch die Macht der Gewohnheit im Laufe der Zeit zum Musikenthusiasten werden, zu einem Menschen, dem Musik als solche inneres Bedürfnis ist?“

Digitized by Google

der Androhung von Tadel und Strafe, um ihn von gemeinschädlichen Handlungen zurückzuhalten, der Aussicht auf Ehre und Lohn, um ihn zu gemeinnützigem Handeln zu bewegen? Selbstverständlich vor allen anderen der Egoist, welcher sich ohne diese Motive um Wohl und Wehe seiner Mitmenschen nicht kümmern würde. Damit scheint auch übereinzustimmen, daß das sittliche Bewußtsein diesen Egoisten, sobald sein Egoismus durch seine Handlungen offenbar geworden ist, tadelt und straft; aber damit steht in geradem Widerspruch, daß das sittliche Bewußtsein nicht den Egoisten, der sich durch jene Motive von Bösem abhalten oder zu Gutem verlocken läßt, sondern nur denjenigen, welcher ohne jene Motive Böses unterläßt und Gutes tut, des Lobes und der Belohnung für würdig erachtet. Dem Kinde, das sich durch Geld oder Süßigkeiten hat bestechen lassen, um hübsch artig zu sein, dem Beamten, dessen Pflichteifer nur durch die Aussicht auf Beförderung oder Auszeichnungen rege erhalten wird, wird man vielleicht ihre Wünsche erfüllen, dann aber mit dem klaren Bewußtsein, nur ein Geschäft abzuwickeln, nicht Gerechtigkeit zu üben; wo dagegen die Pflichterfüllung um ihrer selbst willen stattfindet, wird sich die Forderung der Anerkennung und Beglückung des Täters am lautesten erheben. Utilistisch gesprochen ist dies einfach ungereimt; genau so ungereimt wie es sein würde, einen fruchtbaren Acker reichlich zu düngen und einen unfruchtbaren ungedüngt zu lassen. Die gemeinnützigen Handlungen, welche man umsonst haben kann, teuer bezahlen, dagegen für die käuflichen keinen Pfennig ausgeben wollen, — das kann gewiß nicht praktisch heißen, und müßte, wenn wirklich die sittliche Reaktion nichts weiter als eine praktische Klugheitsmaßregel wäre, als der reine Wahnsinn erscheinen. Es liegt hier also einer von denjenigen Fällen vor, welche wir früher (S. 81) vorausgesehen haben: ein Fall, in welchem sich die Verhältnisse viel komplizierter gestalten müßten, als sie es tatsächlich tun, wenn die utilistische Theorie vom Ursprung der sittlichen Beurteilung recht hätte. Wer bloß Mittel anwendet, um ein Ziel zu erreichen, wird nicht nur auf den Wert dieses Zieles, sondern auch auf die Frage, wo jene Mittel nötig und wo sie nicht nötig sind, seine Aufmerksamkeit richten. Daß das sittliche Bewußtsein diese Frage so gründlich vernachlässigt,

Digitized by Google

müßte unverständlich bleiben, wenn es nichts weiter wäre als ein Mittel, um das menschliche Leben angenehmer zu gestalten.

Damit hängt dann noch ein anderes zusammen. Käuflich sind schließlich immer nur Handlungen; durch die Aussicht auf Lob und Tadel, Belohnung und Strafe kann einer leicht dazu gebracht werden, etwas anderes zu tun, als er sonst getan haben würde; die Neigungen werden aber dabei nicht verändert, sondern eben vorausgesetzt und gebraucht. Das heißt also: der Egoist bleibt, auch wenn er sich zu gemeinnützigen Handlungen bestechen läßt, Egoist; sein Egoismus wird durch die Bestechung unschädlich gemacht, nicht aufgehoben oder gemildert. Dennoch sind eben die Neigungen der Gegenstand sittlicher Beurteilung. Was nützt also der auf das Gute gesetzte Preis, da derjenige, welcher das Gute um des Guten willen tut, denselben nicht braucht, und der andere, welcher nur um des Preises willen das Gute würde tun wollen, ihn nicht verdienen kann? Wäre es zur Förderung gemeinnützigen Handelns nicht weit ersprießlicher, und also vom Standpunkte der vorliegenden Theorie weit eher zu erwarten gewesen, daß man für die Handlung statt für den Charakter, oder gar daß man besonders für die käufliche, nur um des Lohnes willen gewählte Handlung Bezahlung in Aussicht gestellt hätte? Die meisten Utilisten sind vor diesen Konsequenzen zurückgeschreckt; einer der hervorragendsten unter ihnen, der ältere Mill, hat sie aber wenigstens zum Teil zu ziehen gewagt. Von ihm berichtet sein Sohn folgendes: „Consistently carrying out the doctrine, that the object of praise and blame should be the discouragement of wrong conduct and the encouragement of right, he refused to let his praise or blame be influenced by the motive of the agent. He blamed as severely what he thought a bad action, when the motive was a feeling of duty, as if the agents had been consciously evildoers"[1]). Das war utilistisch durchaus folgerichtig; aber eben weil es utilistisch durchaus folgerichtig war, beweist es wieder, daß die utilistische Bewertung etwas ganz anderes ist als die sittliche Beurteilung.

Noch in bezug auf einen anderen Punkt hat James Mill aus dem utilistischen Prinzip letzte Folgerungen abgeleitet, welche, an den Tatsachen der sittlichen Beurteilung gemessen, jenes Prinzip ad absurdum führen. „No one", so fügt sein Sohn a. a. O.

[1]) J. S. Mill, Autobiography, 3rd ed. London 1874, S. 49—50.

Digitized by Google

hinzu, „prized conscientiousness and rectitude of intention more highly, or was more incapable of valuing any person in whom he did not feel assurance of it. But he disliked people quite as much for any other deficiency, provided he thought it equally likely to make them act ill . . . And thus, his aversion to many intellectual errors, or what he regarded as such, partook, in a certain sense, of the character of a moral feeling." Auch dieses war ganz in der Ordnung: es wird vielleicht in der Welt mehr Unglück gestiftet durch Unwissenheit und irrtümliche Meinungen, als durch bösen Willen, und wenn der letztere nur mit Rücksicht auf seine übeln Folgen sittlich verurteilt und bestraft wird, so ist nicht einzusehen, warum die ersteren frei ausgehen sollten. Aber auch dieser Folgerung setzt sich das sittliche Bewußtsein mit dem ganzen Gewichte der ihm anhaftenden Evidenz entgegen. Wenn zwei Menschen, der eine in böser Absicht, der andere aus Unwissenheit oder Irrtum, einen gleichen Schaden angestiftet haben, so wird niemand auch nur einen Augenblick daran denken, die beiden Fälle als sittlich gleichwertig zu betrachten; sondern man wird vollkommen klar einsehen, daß der erstere Tadel und Strafe „verdient", während der zweite, auch wenn durch ein ihm zugefügtes Leid Tausende dazu gebracht werden könnten, sich die ihm fehlenden Kenntnisse zu erwerben, dennoch „unschuldig leiden" würde. Genau so verhält es sich aber mit allen anderen in § 12 erörterten Entschuldigungsgründen. Es gibt unter denselben verschiedene, nicht nur intellektuelle, sondern auch Temperamentseigenschaften und äußere Umstände, von welchen sicher anzunehmen ist, daß sie, wenn ein genügend starker Tadel sich ihnen gegenüberstellte, in weitem Umfange zurückgedrängt und unschädlich gemacht werden könnten: der Jähzornige würde sich besser beherrschen, der Hastige sich mehr in acht nehmen, der in Versuchung Geführte stärkeren Widerstand leisten können, wenn sie wüßten, daß ihre verkehrten Handlungen in gleichem Maße von der öffentlichen Meinung geahndet würden wie Eigennutz und vorsätzliche Lüge. Aber wieder werden tatsächlich der Jähzorn, die Hastigkeit, die Versuchung scharf von dem bösen Willen getrennt, und nicht nur nicht zugerechnet, sondern sogar als mildernde Umstände anerkannt. Wenn aber die vorliegende Theorie recht hätte, so wäre nicht nur nicht dies, sondern es

Digitized by Google

wäre gerade das Umgekehrte zu erwarten[1]). Der Tadel soll ja nur dazu dienen, von gemeinschädlichen Handlungen abzuschrecken: um dieses Ziel erreichen zu können, müßte er aber um so empfindlicher sein, je stärkere Motive für eine gemeinschädliche Handlung vorliegen. Es wäre demnach nur folgerichtig, wenn man auf Gewalttaten, die im Jähzorn oder unter starker Provokation begangen wären, auf Diebstahl aus äußerster Armut, auf Verleugnung der Überzeugung angesichts des Scheiterhaufens den allerschwersten Tadel setzte: denn eben hier sind starke Motive zum Guten nötig, um den gegebenen starken Motiven zum Bösen die Wage zu halten. Aber das sittliche Bewußtsein tut gerade das Gegenteil: es tadelt am schärfsten, wo die Motive zum Bösen so schwach sind, daß kaum einer sich von denselben verführen läßt, und es hält mit seinem Tadel zurück, wo nur die Furcht vor diesem die verkehrte Handlung würde verhindern können. Das scheint vom Standpunkte der hier besprochenen Theorie ungereimt; man kann aber in mehrfacher Weise versuchen, die Ungereimtheit hinwegzuerklären. Man kann etwa sagen: auch der schwerste Tadel würde solchen starken Motiven gegenüber wirkungslos bleiben. Aber warum hält man dann doch in allen diesen Fällen einen leichten Tadel, welcher erst recht nichts helfen kann, für berechtigt? Oder auch: jene Handlungen seien schließlich nicht gemeinschädlich; der Diebstahl sei ja ein geringeres Übel als der Hungertod eines Menschen. Vielleicht; aber ist auch die Gewalttat ein geringeres Übel als die Beherrschung des Zornaffektes? Oder endlich: die Gewalttat habe jedenfalls den Nutzen, andere von provozierenden Äußerungen oder Handlungen zurückzuhalten. Aber warum ist dann, wenn die Privatrache wieder rehabilitiert werden soll, nur die

[1]) Wie Lipps (a. a. O. S. 310) mit Recht bemerkt, müßte utilistisch gesprochen „das unvorsichtige Hantieren mit Schießwaffen schwerer bestraft werden als der überlegte Mord. Denn es ist wohl kein Zweifel, daß durch jenes das Menschenleben in weiterem Umfange bedroht ist. Dem Mord steht das sittliche Bewußtsein entgegen. Soweit dies der Fall ist, bedarf es nicht der Abschreckung durch die Strafe. Dagegen ist die Gesellschaft vor dem unvorsichtigen Handhaben von Schießwaffen und seinen Folgen durch kein solches Moment geschützt. Leichtsinn findet sich in Menschen eher, als Mordgelüste. Dieser Unterschied also müßte durch die Strafe ausgeglichen werden".

Digitized by Google

unüberlegte, im Affekt begangene Gewalttat, und nicht ebensosehr die prämeditierte zu entschuldigen? Oder sollte vielleicht in dem einen Fall diese, in dem anderen jene Erklärung gelten? Aber die Vielheit der erforderten Hilfshypothesen gilt mit Recht als eine schlechte Empfehlung für eine Theorie. Und wenn dieser Vielheit das einfache und evidente Zeugnis des sittlichen Bewußtseins gegenübergestellt wird: jene Handlungen seien weniger als andere zu tadeln, weil sie nicht in gleichem Maße wie diese einen bösen Willen voraussetzen, — so kann die Wahl zwischen beiden kaum zweifelhaft sein.

Wenn wir also abschließend fragen, wie das sittliche Bewußtsein als ein Komplex von Maßnahmen zur Sicherung gemeinnützigen Handelns sich hätte ausbilden müssen, so ist kurz zu antworten: es hätte sich an erster Stelle auf die einzelnen Handlungen, und unter den dauernden Eigenschaften eher auf die intellektuellen als auf die moralischen richten müssen, da nur jene, nicht diese sich durch die Aussicht auf Lob oder Tadel beeinflussen lassen. Fragen wir dagegen, auf welche Gegenstände das sittliche Bewußtsein sich tatsächlich richtet, so finden wir, daß dies in letzter Instanz nur die moralischen Eigenschaften sind, dagegen nicht die intellektuellen, und die einzelnen Handlungen nur, sofern sie auf moralische Eigenschaften zurückschließen lassen. Die utilistische Theorie vom Ursprung des sittlichen Bewußtseins wird also durch die in bezug auf dieses sittliche Bewußtsein gegebenen Tatsachen keineswegs bestätigt.

Mit dieser Theorie vom Ursprung des sittlichen Bewußtseins ist nun aber die utilistische Moraltheorie zwar häufig, jedoch keineswegs unzertrennlich verbunden. Diese utilistische Moraltheorie behauptet nur, daß das letzte Kriterium der sittlichen Beurteilung in den Folgen des Handelns für Wohl und Wehe der Gemeinschaft zu finden sei; über die weitere Frage, ob dieses Kriterium eine nicht weiter reduzierbare, apriorische Gültigkeit besitze, oder ob es (wie am Ende des vorigen Paragraphen erläutert und in der ersten Hälfte dieses Paragraphen geprüft wurde) eine bloße Umformung ursprünglich egoistischer Naturanlagen sei, kann sie ohne Schwierigkeit verschiedene Meinungen zu-

Digitized by Google

lassen. Und in der Tat haben die früheren Vertreter des Utilismus (Hutcheson, Hume, Adam Smith) sich vielfach jener ersteren Meinung angeschlossen, also ein ursprüngliches Beurteilungsvermögen angenommen, kraft dessen nur die auf das Glück der Gesamtheit gerichteten Willenstendenzen sittlich gewertet werden; ohne jedoch zu glauben, dieses Beurteilungsvermögen selbst wieder psychologisch oder soziologisch erklären zu können. Durch den im vorhergehenden versuchten Nachweis, daß eine solche Erklärung nicht so leicht gelingt, als die späteren Utilisten angenommen haben, ist also gegen den Utilismus selbst noch nichts gesagt worden; vielmehr kann sich dieser Utilismus noch immer auf die stattliche Reihe von Argumenten stützen, welche insbesondere Sidgwick (s. o. S. 170—178) zugunsten desselben angeführt hat. Es wird also jetzt unsere Aufgabe sein, diese Argumente einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen; d. h. also: wir haben zu untersuchen, ob in der Tat im Gebiete des menschlichen Handelns alles Nützliche, nur das Nützliche, und dieses Nützliche überall nach dem Maße seiner Nützlichkeit sittlich gewertet wird. Besonders auf diesen letzteren, quantitativen Gesichtspunkt kommt es an: es genügt für die Begründung des Utilismus nicht, wenn in bezug auf Handlungen oder Charaktere, welche vom sittlichen Bewußtsein hoch bewertet oder scharf verurteilt werden, nachgewiesen wird, daß sie schließlich etwas mehr Lust als Leid bzw. etwas mehr Leid als Lust in die Welt hineinbringen; sondern es muß auch eine gewisse Proportionalität zwischen dem Maße der Wertung oder der Verurteilung einerseits, und dem Maße des Nutzens oder des Schadens andererseits, entweder nachgewiesen werden können oder doch als durch die Tatsachen nicht ausgeschlossen erscheinen. Allerdings läßt sich die Intensität der sittlichen Billigung oder Mißbilligung nicht zahlenmäßig bestimmen; es ist daher nicht unverständlich, daß die Utilisten, wie die Ethiker überhaupt, im allgemeinen diesen quantitativen Gesichtspunkt wenig berücksichtigt haben. Es lassen sich aber doch leicht Grade der Billigung und Mißbilligung unterscheiden; man kann verschiedenen sittlichen oder verschiedenen unsittlichen Handlungen gegenüber mit Sicherheit feststellen, daß sich der einen ein stärkeres Gefühl der Hochachtung oder der Entrüstung anschließt als der anderen, wie denn auch bereits die Sprache solche Grad-

Digitized by Google

unterschiede durch Worte wie pflichtmäßig, gut, edel, oder verkehrt, böse, verrucht zum Ausdruck bringt. Daß solche Gradunterschiede, wo sie sich mit Sicherheit feststellen lassen, für die Beurteilung ethischer Hypothesen äußerst wertvoll sein müssen, ist kaum zu bezweifeln.

Wir fangen also jetzt damit an, in engem Anschluß an die Ausführungen Sidgwicks die verschiedenen Gebiete des sittlichen Lebens zu durchstreifen, und überall die Konsequenzen der utilistischen Lehre mit den Tatsachen zu vergleichen.

Am ersten und längsten wird uns dabei die Tugend der Menschen- (und Tier-) liebe beschäftigen. Diese ist ja die eigentliche und einzige Haupttugend des Utilismus; wenn es neben ihr keine anderen Tugenden gäbe, oder wenn diese sich auf sie zurückführen ließen, so hätte damit, scheint es, der Utilismus seine Sache gewonnen. Und da nun doch wohl feststeht, daß diese Menschenliebe, wo sie nicht mit anderen echten oder scheinbaren Pflichten in Kollision gerät, überall und immer sittlich gewertet wird, könnte man glauben, daß die Kritik jedenfalls diesen Posten dem Utilismus zu überlassen, und sich bloß auf die Möglichkeit, auch die anderen Tugenden utilistisch zu erklären, zu richten habe. So verhält es sich jedoch keineswegs. Vielmehr findet man, daß sowohl im sittlichen Handeln wie in der sittlichen Beurteilung in bezug auf die Ausübung der Menschenliebe Unterscheidungen gemacht werden, welche zum Teil die besonderen Qualitäten der zu schaffenden Glücksgüter, und zum anderen Teil die Art ihrer Verteilung betreffen, und von welchen jedenfalls nicht ohne weiteres einzusehen ist, wie sie sich utilistisch würden begründen lassen.

Was den ersteren Punkt anbelangt, kommen für den Utilismus prinzipiell nur Lust und Unlust als solche in Betracht; was über den sittlichen Wert einer Handlung oder eines Charakters entscheidet, kann also nur die Quantität (Intensität × Dauer) der resultierenden Lust oder Unlust sein. Dagegen ist die Qualität (außer sofern sie quantitative Unterschiede bedingt) ohne Bedeutung: wenn schließlich ein gleiches Maß an Lust erzielt wird, sind Gaumengenüsse ebensoviel wert als wissenschaftliche Befriedigung, oder ist „pushpin as good as poetry" (Bentham[1]).

[1]) Lecky, History of European Morals, London 1872, I, S. 90.

Digitized by Google

Hier ergibt sich nun sofort eine Schwierigkeit: Wie kommt es, daß das sittliche Bewußtsein einen Menschen, der sich eingehend mit Kunst oder Wissenschaft beschäftigt, ceteris paribus höher schätzt als einen anderen, der sich nur für Essen, Trinken und kindische Spiele interessiert? Man wird vielleicht antworten: weil die Genüsse des Gaumens sich notwendig auf ein einzelnes Individuum beschränken, während dagegen die Arbeit für die Wissenschaft schließlich der ganzen Menschheit zugute kommt. Aber so braucht es keineswegs zu sein: das Leben für die Wissenschaft kann ebensowohl ein entschieden egoistisches, wie das Leben für Sinnesgenüsse ein entschieden soziales Gepräge haben; jener Gelehrte verhält sich vielleicht zur Wissenschaft rein aufnehmend, versucht nur zu verstehen, was andere vor ihm gedacht und erforscht haben; der Feinschmecker aber weiß, daß gesellige Unterhaltung die Speisen würzt, und ladet zu seinen Mahlzeiten täglich Freunde und Bekannte ein. Oder man wird darauf hinweisen, daß diese Mahlzeiten viel Geld kosten, welches eine nützlichere Verwendung hätte finden können. Aber kosten nicht auch die Bücher und Instrumente des Gelehrten viel Geld, und kann nicht der Geschmack des Gastronomen sich auch auf wenig kostspielige Leibspeisen richten? Man nehme also an, beide hätten jährlich nach Abzug der notwendigen Ausgaben eine gleiche Summe verfügbar, welche der eine ausschließlich für einsame Studien, und der andere ebenso ausschließlich für einsame Mahlzeiten in einem feinen Restaurant verwendet: dann wird man, obgleich beide nur für sich leben, doch sicher von dem ersteren sagen, daß er „höhere" Interessen habe, und ihn demgemäß auch sittlich höher werten als den anderen. Utilistisch ließe sich diese höhere Wertung nur so erklären, daß die wissenschaftliche Befriedigung als solche in der Lustbilanz schwerer wiege als alle sinnlichen Befriedigungen; und in der Tat hat Mill, wie wir früher (S. 161—162) gesehen haben, geglaubt, die „höheren" Lustarten als an sich und unbedingt begehrenswerter wie die niedrigeren bezeichnen zu können. Damit kann aber nur eins von beiden gemeint sein: entweder, daß die geringste höhere Befriedigung mehr Lust einträgt als die größte niedrigere Befriedigung; oder aber, daß jene nicht wegen eines größeren Lustertrags, sondern aus anderen Gründen,

Digitized by Google

vorgezogen zu werden verdient. Mit der letzteren Deutung wäre aber offenbar der Utilismus („the greatest happiness principle") verlassen; die Verteidigung der ersteren wird kaum jemand übernehmen wollen. Wollte sie aber jemand übernehmen, so wäre damit für den Utilismus wenig gewonnen. Rein quantitative Verhältnisse lassen sich, wenigstens in der Vorstellung, beliebig modifizieren: denken wir uns also den Fall, daß die Wissenschaft der Zukunft ein Mittel entdeckte, um irgend welche sinnliche Befriedigung in solchem Maße zu verstärken und dauerhaft zu machen, daß ihr Lustwert denjenigen aller höheren Befriedigungen weit hinter sich ließe, würde dann die möglichst weite Verbreitung dieses Mittels zum höchsten Ziele alles sittlichen Handelns werden?[1]) Wie mir scheint, genügt das negative Resultat dieses Gedankenexperiments, um die Unzulässigkeit der utilistischen Hypothese außer Zweifel zu stellen. Es mag demselben aber noch ein anderer Fall zur Seite gestellt werden. In einem neulich erschienenen Buche über den Krieg, welches die Vor- und Nachteile desselben miteinander vergleichen will, wird erstens nachzuweisen versucht, daß sämtliche Kriege die Summe der menschlichen Leiden nur um einen verhältnismäßig geringen Betrag erhöhen; sodann aber hinzugefügt, daß außerdem noch von den Leiden der Gequälten die Lust, welche eben diese Leiden den Quälern bereiten, in Abzug zu bringen sei. Das ist utilistisch vollkommen richtig gedacht: wenn es nun einmal ausschließlich auf die quantitativen Verhältnisse der Lust- und Unlustgefühle ankommt, so hat die Lust am Quälen durchaus das gleiche Recht mitzuzählen, wie die Unlust des Gequältwerdens. Und wenn sich zufällig herausstellte, daß jene Lust diese Unlust übertrifft, daß also etwa der Lustmörder intensiver sein Verbrechen genießt als sein Opfer darunter leidet, so müßte von jenem Standpunkte seine Tat als eine durchaus sittliche gepriesen werden. Aber zugleich ist all dieses, ethisch gesprochen, der Gipfel der Absurdität: das unbefangene sittliche Urteil wird keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß die Lust am Leiden anderer nicht als eine mehr oder weniger vollständige Ausgleichung dieses Leidens, sondern umgekehrt als ein neues Übel in die Rechnung einzuführen ist. — Nun weiß ich wohl, daß die meisten Utilisten an solche extreme Fälle nicht denken: die Utilisten sind eben sittliche Leute, und ihr Blick

[1]) Ähnlich bereits Plato: Gorgias 49.

Digitized by Google

reicht häufig nicht weiter, als bis zu den Grenzen ihrer sittlichen Bestrebungen. Aber eine richtige Theorie muß sich auch in ihren äußersten Konsequenzen bewähren: wenn die äußersten Konsequenzen der utilistischen Theorie vom natürlichen sittlichen Urteil mit Abscheu zurückgewiesen werden, so ist damit die utilistische Theorie verurteilt. Es zeigt sich dann, daß die Lust eben nicht als Lust sittlichen Wert besitzt; daß die Berechtigung, Lust zu erstreben, und die Verpflichtung, Lust zu schaffen, nicht von quantitativen, sondern von qualitativen Verhältnissen, nicht von dem Maße, sondern wenigstens auch von der Art der betreffenden Lust abhängt. Oder mit einem Worte: daß die Frage nach dem sittlichen Werte einer Handlung und die andere nach ihren mutmaßlichen Folgen für das Lustsaldo der Gemeinschaft verschiedenen Dimensionen angehören, und demzufolge sich zwar gelegentlich berühren, aber niemals zusammenfallen können.

Mit dem Vorhergehenden hängt die vielfach besprochene Frage nach der sittlichen Bedeutung des Phantasielebens zusammen, indem dieses nach den Voraussetzungen des Utilismus sittlich nahezu indifferent sein müßte, tatsächlich aber keineswegs als sittlich indifferent beurteilt wird. In den Gegenständen, mit welchen sich unsere Phantasie in freien Stunden vorzugsweise beschäftigt, offenbaren sich ohne Zweifel unsere stärkeren Neigungen; zugleich lehrt aber die Erfahrung, daß jene Phantasiewirksamkeit der Betätigung dieser Neigungen im wirklichen Leben ebenso häufig entgegenwirkt, als sie dieselbe fördert. Denn einmal wird die Empfindlichkeit für die entsprechenden Motive ebenso, wenn auch in geringerem Maße, durch die eingebildete wie durch die wirkliche Befriedigung gemäßigt; und zweitens kann man sich in der Einbildung die Befriedigung soviel vollständiger und intensiver vorstellen, als sie im praktischen Leben erreichbar ist, daß die letztere ihren Reiz zum größten Teil verlieren kann. Daher denn der Schwärmer für umfassende Weltverbesserungspläne schwerlich einen praktischen Politiker abgibt, und der erotische Träumer im wirklichen Leben sehr wohl ein durchaus enthaltsamer Mann sein kann. Unter diesen Umständen müßte, utilistisch betrachtet, entweder das Phantasieleben ganz von der sittlichen Beurteilung ausgeschlossen bleiben, oder sogar die phantastische Befriedigung unsittlicher

Digitized by Google

Neigungen gefördert und gutgeheißen, diejenige sittlicher Neigungen gehemmt und getadelt werden. Dem setzt sich nun aber wieder das natürliche sittliche Urteil, mit dem vollen Bewußtsein der Evidenz, schnurstracks entgegen. Reinheit oder Unreinheit, Höhe oder Niedrigkeit der Gedanken, auch wenn sie sich niemals in Handlungen umsetzen sollten, ist für die sittliche Beurteilung sicher nicht etwas Gleichgültiges; jede ernster angelegte Natur wird sich das Hervorrufen oder Zulassen unsittlicher Gedanken ebensosehr zum Vorwurf machen, wie das Verüben unsittlicher Handlungen; kein Erzieher wird seinem Zögling raten, sich durch jene gegen diese zu schützen. Wieder einmal zeigt sich, daß die Folgen, so wichtig sie aus einem anderen Gesichtspunkte sein mögen, für die sittliche Beurteilung etwas Nebensächliches sind, welches nur insofern, als es über die zugrunde liegende Willensrichtung Licht verbreitet, Bedeutung beanspruchen kann.

An zweiter Stelle wäre nach obigem die Verteilung des als ein sittliches Ziel anerkannten Glückes zu berücksichtigen. Was ich damit meine, ist folgendes: es ist zu untersuchen, ob der überwiegende Nachdruck, welchen das sittliche Bewußtsein auf eine gerechte Verteilung der Glücksgüter legt, der scharfe Tadel, mit welchem es aller Parteilichkeit und willkürlichen Bevorzugung begegnet, aus utilistischen Prinzipien sich erklären und rechtfertigen läßt. Die Utilisten glauben sehr allgemein, diese Frage bejahen zu können; zum wenigsten akzeptieren sie ausdrücklich oder stillschweigend die Forderung der gerechten Verteilung, wie denn bereits Bentham den Satz „every man to count for one, nobody for more than one" seiner Ethik mit zugrunde gelegt hat. Aber nicht immer haben die Utilisten eingesehen, daß damit ein neues Kriterium, unabhängig vom Nützlichkeitsprinzip, eingeführt wird. Häufig haben sie geglaubt, daß sich jener Satz eigentlich von selbst verstehe: wo es gleiche Personen und gleiche Umstände gilt, werde man einfach deshalb auf eine gleiche Verteilung der Glücksgüter ansteuern, weil jeder Grund fehlt, den einen vor dem anderen zu bevorzugen. Das ist gewiß richtig; es fragt sich aber, wie ein gewissenhafter Mensch handeln wird, wenn aus utilistischem Gesichtspunkte solche Gründe nicht fehlen, wenn also eine ungleiche Verteilung den gesamten Lustertrag der Handlung mehr

Digitized by Google

steigern würde als eine gleiche Verteilung. Es kann doch vorkommen, daß man sich vor die Wahl gestellt findet, entweder einer Person mit Ausschluß anderer einen sehr bedeutenden Lustzuwachs, oder allen gleiche Lustzuwächse, deren Summe aber weniger beträgt wie jener, zuteil werden zu lassen; und vom utilistischen Standpunkte müßte dann unbedingt das erstere empfohlen werden. Wie wird in solchen Fällen aber das unbefangene sittliche Bewußtsein urteilen? Wird dieses sittliche Bewußtsein es gut heißen, wenn man bei der Verteilung von Leckerbissen einem besonders naschhaften Kinde eine doppelte Portion gibt; oder wenn einer sein Vermögen einem reichen Geizhals hinterläßt, weil dieser nun einmal sein Herz daran gehängt hat, die Million vollzumachen? Ich denke kaum. Dennoch müßte eine konsequente utilistische Ethik, für welche es ja nur auf das Gesamtsaldo der zu erzielenden Lust ankommt, ein solches Handeln für ganz in der Ordnung und sogar für sittlich geboten erklären. Denn wodurch sollte die große und unbezweifelbare Luststeigerung, welche ein solches Handeln hervorbringen würde, aufgewogen werden? Etwa durch die Unlustgefühle, welche die Zurückgesetzten infolge des Kontrastes zwischen ihrer Lage und derjenigen des Bevorzugten empfinden? Aber diesen Unlustgefühlen steht das in der nämlichen Weise begründete, zur direkten Befriedigung noch hinzukommende Lustgefühl des Bevorzugten über seine bessere Lage gegenüber; und es hängt wieder durchaus von den individuellen Anlagen ab, ob dieses oder jenes das größere Gewicht in die Schale legt. Dann vielleicht durch die indirekten Folgen, indem jene Handlungsweise auf Naschsucht und Geldgier gewissermaßen einen Preis setzen, und so andere zu diesen Fehlern verlocken würde? Aber es wird doch niemand, der von Hause aus an den Gegenständen dieser Neigungen nur ein mäßiges Vergnügen findet, dieselben darum höher zu schätzen lernen, weil andere mehr davon bekommen als sie verdienen. Oder endlich durch die aus dem Weberschen Gesetze sich ergebende geringere Merklichkeit des letzten Lustzuwachses bei ungleicher Verteilung? Aber eben die Bedingungen der Anwendbarkeit des Weberschen Gesetzes sind durch die hier vorausgesetzte ungleiche Empfindlichkeit für bestimmte Genüsse aufgehoben. Es bleibt, scheint mir, für jene abweisende Reaktion des sittlichen Bewußtseins nur ein Grund übrig, nämlich der

Digitized by Google

auch von Sidgwick (s. o. S. 175) erwähnte „uninteressierte Widerwille gegen alles Unbegründete und Vernunftwidrige"; eben in diesem Widerwillen aber zeigt sich die Wirksamkeit des neuen, nicht bereits in den Voraussetzungen des Utilismus enthaltenen Kriteriums. Denn warum soll denn jene Glücksverteilung unbegründet und vernunftwidrig heißen, da sie doch in dem obersten Prinzip des Utilismus ihre direkte und augenscheinliche Begründung hat? Offenbar muß die Vernunftwidrigkeit auf einem anderen Prinzip beruhen, sei es, daß dieses Prinzip dem utilistischen nebengeordnet ist, sei es, daß es dasselbe mit unter sich befaßt. Und in der Tat: wie ließe sich sonst die intuitiv gefühlte engere Beziehung der Gerechtigkeit zur Wahrhaftigkeit als zur Menschenliebe erklären? — und wie die fundamentale Bedeutung, welche man von jeher dieser Gerechtigkeit, neben und manchmal über der Menschenliebe, zuerkannt hat? Wie sollte doch, wenn die gerechte Verteilung nur ein untergeordnetes Mittel neben zahllosen anderen wäre, um das Lustsaldo der Menschheit zu vergrößern, dieses Mittel soviel mehr als alle anderen die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben und soviel höher als diese anderen vom sittlichen Urteil gewertet worden sein? Wir haben es eben hier mit einem Falle zu tun, wo die bloß qualitative und die quantitative Betrachtung die Sachlage in einer durchaus verschiedenen Beleuchtung erscheinen lassen: daß ceteris paribus eine gleiche Verteilung einer ungleichen vorgezogen wird, kann utilistisch plausibel scheinen; daß aber die erstere so dringend gefordert wird wie tatsächlich geschieht, daß der unbeteiligte Dritte, kraft dieser Forderung, häufig unbedenklich das größere Glück dem kleineren opfern wird, und daß diese Forderung sogar vor allen anderen, bei allen Völkern und in allen Zeiten, in komplizierten Systemen von Rechtsinstituten ihren Ausdruck gefunden hat, — das alles wäre doch, wie mir scheint, nach utilistischen Voraussetzungen kaum zu erwarten gewesen.

Nun umfaßt aber die Forderung der Gerechtigkeit, so wie sie in den gegebenen Wertschätzungen des sittlichen Bewußtseins zutage tritt, noch etwas mehr als die gleiche Verteilung der Glücksgüter: von dieser Gleichheit wird zwar nicht im Interesse einer Erhöhung des Gesamtbetrages der zu erzielenden Lust,

Digitized by Google

wohl aber mit Rücksicht auf den sittlichen Wert der beteiligten Personen eine Abweichung gestattet und sogar gefordert. Daß Tugend und Glück, Schlechtigkeit und Unglück zusammengehören, daß also der Gute glücklich und der Böse unglücklich zu sein verdient, — diesem Satze kommt für das natürliche Denken wieder eine Evidenz zu, welche derjenigen der mathematischen und physikalischen Axiome durchaus an die Seite gestellt werden kann. Diese Evidenz wird, wie wir S. 175 gesehen haben, durch Sidgwick u. a. so erklärt, daß die lohnende und strafende Gerechtigkeit einfach ein Mittel zum Zwecke des Gesamtwohls sein sollte: man habe sich angewöhnt, an gemeinnützige Handlungen angenehme, an gemeinschädliche unangenehme Folgen zu verbinden, um in dieser Weise die Menschen durch Hoffnung und Furcht zu jenen zu verlocken und von diesen abzuschrecken. Solange man die vorliegenden Verhältnisse nur von außen und in abstracto betrachtet, kann diese Erklärung auch ganz annehmbar erscheinen; sobald man sich aber in diese Verhältnisse wirklich vertieft, sich dieselben in ihrer spezifischen Eigenart und in ihrer konkreten Bestimmtheit klar vor Augen stellt, stößt man wieder auf erhebliche Schwierigkeiten. Zum Teil sind dies die nämlichen, auf welche früher (S. 187—194) bereits hingewiesen wurde. Erstens gilt von der betreffenden Forderung wie von der sittlichen Beurteilung überhaupt, daß das natürliche Denken nicht nur von einer Begründung derselben durch Nützlichkeitsrücksichten nichts weiß, sondern auch eine solche sehr entschieden ablehnt; die Forderung eines proportionalen Verhältnisses zwischen Tugend und Glück wird als eine unbedingte, in den Begriffen selbst begründete und keiner weiteren Begründung bedürftige empfunden, daher denn jeder fühlt, daß dieselbe ihrer ganzen Dignität verlustig geht, erniedrigt und entsittlicht wird, wenn sie nichts weiter als ein listig erfundener, allmählich zur Gewohnheit gewordener Kunstgriff sein sollte, uns selbst und unseren Mitmenschen zu einem angenehmeren und sichereren Leben zu verhelfen. Die unverrückbare Evidenz dieser Einsichten zeigt sich nirgends deutlicher als in der Literatur über die Willensfreiheit: wenn sowohl Deterministen wie Indeterministen stets wieder fragen, wie denn ein „unfreies" Handeln mit Recht bestraft werden könnte, so liegt dieser Frage überall die axiomatische Voraussetzung zu-

Digitized by Google

grunde, daß diese Strafe nicht ein bloßes Mittel zur Erreichung irgend welcher Ziele, sondern eine durch Inhalt und Motive der Handlung bedingte Reaktion des sittlichen Bewußtseins ist, oder mit anderen Worten, daß sie ihre Rechtfertigung nicht in der Zukunft, sondern in der Vergangenheit und Gegenwart zu suchen hat. Und zweitens wäre dann noch daran zu erinnern, daß, so wie Lob und Tadel, auch Lohn und Strafe sich nicht nach der Handlung, sondern nach dem Charakter richten, während sie doch nicht den Charakter umzuschaffen, sondern nur die Handlungen zu beeinflussen vermögen. Was a. a. O. in bezug auf die sittliche Beurteilung überhaupt bemerkt wurde, gilt also auch hier: wenn die lohnende und strafende Gerechtigkeit wirklich bloß ein Mittel zur Förderung gemeinnützigen Handelns wäre, würde sie sich naturgemäß in einer ganz anderen Richtung, als tatsächlich der Fall gewesen ist, entwickelt haben.

Mit alledem stimmen nun, soweit ich sehe, die einzelnen Erfahrungen, welche man im Leben über die Äußerungen des Gerechtigkeitstriebes machen kann, in allen wesentlichen Stücken zusammen. Insbesondere zeigt sich hier überall, daß, wo die Berechtigung einer stattgefundenen oder stattzufindenden Reaktion in Frage steht, der Handelnde sowie der Beurteiler instinktiv den Blick nicht vorwärts, sondern rückwärts richtet, also jene Berechtigung nicht von den wahrscheinlichen Folgen, sondern von den vorliegenden Veranlassungen der Reaktion abhängig setzt. Eine Strafe wird als gerecht oder ungerecht beurteilt, je nachdem sie der begangenen Handlung angemessen ist oder nicht; auf ihre Folgen für die Gemeinschaft kommt es dabei gar nicht an. Wer etwa einen grausamen Mörder dem Gerichte überliefert und so einem sicheren Tode entgegenführt, wird, so peinlich es ihm gewesen sein mag, sich bewußt sein, seine Pflicht getan zu haben; es würde aber sein Gewissen ihm sicher keine Ruhe lassen, wenn er (etwa aus politischen, für die Sicherung des allgemeinen Wohles durchschlagenden Gründen) ein schuldloses Kind geopfert hätte. Und dennoch können die Gründe, welche nach der utilistischen Lehre jene erstere Handlung rechtfertigen, in diesem letzteren Fall in gleicher oder größerer Stärke gegeben sein. Wünscht man ein näherliegendes Beispiel, so setze man etwa den Fall, daß man einen Bedienten aus scheinbar zureichenden Gründen eines Diebstahls beschuldigt

Digitized by Google

und entlassen habe; bald darauf sei der Mann gestorben, und später finde man den sicheren Beweis daß er unschuldig, oder aber umgekehrt, daß er schuldig gewesen ist. Rein utilistisch gesprochen sollte man nun, wie mir scheint, im ersteren Fall die Entdeckung der Unschuld des Mannes einfach für sich behalten, und läge auch kaum ein Grund vor, sich diesen Fall mehr als den anderen zu Herzen zu nehmen. In beiden Fällen hat ja der Mann das Leid des Verdachtes und der Entlassung zu tragen gehabt, und in beiden kann dieses Leid des allgemein für schuldig gehaltenen Mannes für die Gemeinschaft den Nutzen haben, andere vom Diebstahl zurückzuhalten; wenn in bezug auf das Lustsaldo der Gesamtheit dieser Nutzen im einen Falle jenes Leid überwiegt, so wird er es auch im anderen tun. Aber das unbefangene sittliche Bewußtsein wird zwischen den beiden Fällen nicht nur einen Unterschied, sondern einen geraden Gegensatz anerkennen; es wird sich entschieden weigern, dem Leide des schuldigen und demjenigen des unschuldigen Mannes ein gleiches Gewicht beizumessen; es wird in dem einen Falle dem Beschuldiger das beruhigende Gefühl lassen, sei es auch mit schwerem Herzen Gerechtigkeit geübt zu haben, in dem anderen dagegen ihn zeitlebens mit Selbstvorwürfen verfolgen. Und es wird ihn insbesondere nötigen, alles Mögliche zu tun, um das Andenken des Verstorbenen von jedem Flecke zu reinigen, obgleich dadurch der Nutzen, welcher der Gesellschaft aus der Bestrafung eines für schuldig Gehaltenen erwachsen konnte, wieder zum größten Teil verloren geht. Sowie aber hier ein ohne Recht zugefügtes Leid, obgleich es einen als größer geschätzten Nutzen für die Gesellschaft mit sich führt, schweren sittlichen Bedenken begegnet, so kann andererseits ein mit Recht zugefügtes Leid, obgleich davon kein kompensierender Nutzen zu erwarten ist, vom sittlichen Urteil durchaus gebilligt werden. Keiner wird Gewissensbisse darüber empfinden, wenn er einmal einem Schurken rückhaltslos die Wahrheit gesagt hat, sei es auch unter vier Augen und ohne die geringste Hoffnung, ihn damit zu einem Besseren zu bekehren. Überall gelangen wir zum gleichen Ergebnis: es lassen sich zwar zahlreiche Fälle auffinden, wo die Forderungen der Gerechtigkeit und des Gemeinwohles sich decken; sucht man aber nach anderen, wo sie auseinandergehen, so wird hier vom sittlichen Bewußt-

Digitized by Google

sein allgemein und unbedenklich das Gemeinwohl der Gerechtigkeit, niemals die Gerechtigkeit dem Gemeinwohl geopfert. Für die utilistische Auffassung, nach welcher die Gerechtigkeit nichts weiter wäre als ein Mittel um das Gemeinwohl zu fördern, müßte dies mindestens befremden.

Noch eine andere Frage hängt mit der soeben besprochenen eng zusammen, nämlich diejenige von den Pflichten gegenüber Tieren. Vom utilistischen Standpunkte sind, wie mir scheint, auf diese Frage nur zwei Antworten möglich: entweder wir haben den Tieren gegenüber die nämlichen Pflichten wie den Menschen, oder gar keine Pflichten. Ersteres, wenn das Prinzip der größten Lust für die größte Anzahl als letztes Kriterium verwendet wird; denn da die Tiere in gleicher Weise Lust und Schmerz empfinden wie die Menschen, ist, sofern es nur auf das schließliche Lustsaldo ankommt, nicht einzusehen, warum die ihrige weniger als diejenige der Menschen mitzählen sollte. Das zweite aber, wenn auf die egoistische Motivierung des Wirkens für andere der Nachdruck gelegt wird: wenn in letzter Instanz alles altruistische Handeln nur mit Rücksicht auf zu erwartende Gegenleistungen stattfindet, so muß es Grund und Boden verlieren, wenn es sich um unvernünftige Geschöpfe handelt, welche nicht oder kaum Wohltaten erkennen und erwidern. Von jenem Standpunkte müßte also jedes einem Tiere zugefügte Leid, sofern es nicht durch eine größere daraus den Menschen entspringende Lust aufgewogen wird, als unsittlich verurteilt werden; von diesem dagegen müßte alle oder nahezu alle tierische Lust und Unlust als ethisch durchaus gleichgültig erscheinen. Nun ist es aber wieder einfach gegebene Tatsache, daß das sittliche Bewußtsein sich keinem dieser Extreme anzuschließen vermag: es wird unnötige Tierquälerei ebenso entschieden verurteilen, wie es andererseits gestattet, die Tiere für menschliche Ziele zu gebrauchen und zu opfern. Es setzt also überall voraus, daß Dasein und Wohlsein der Tiere weniger Wert hat als Dasein und Wohlsein der Menschen; untersucht man aber, welcher Wert hiermit gemeint ist, so zeigt sich, genau so wie bei der Ungleichheit der Pflichten gegenüber verschiedenen Menschen, daß kein utilistischer, sondern ein sittlicher Wertunterschied die Lage beherrscht. Auch einem Menschen gegenüber, der durch Kränklichkeit, Alter oder mangelnde Fähigkeiten daran gehindert wird, der Gemein-

Digitized by Google

schaft auch nur annähernd zu vergüten, was er derselben kostet, wird man sich um so mehr, je höher man ihn sittlich stellt, zu Liebe und Hilfe verpflichtet fühlen; wogegen man das nützlichste, ja unentbehrlichste Tier (ein Kamel in der Wüste, ein Pferd auf der Flucht), sofern man keine menschlich-sittlichen Eigenschaften in demselben zu erkennen glaubt, zwar mit möglichster Schonung, aber doch unbedenklich als ein bloßes Mittel zu seinen Zwecken verwenden wird. Glaubt man aber, sei es mit Recht oder mit Unrecht, einem Tiere menschlich-sittliche Eigenschaften zuschreiben zu müssen, so wird die Sachlage sofort eine andere: schon mancher Jäger hat vor einem Bilde aufopfernder Mutterliebe bei Tieren den tödlichen Schuß zurückbehalten, und kein fühlender Mensch wird seinen Hund, dessen Treue ihm dereinst das Leben gerettet, einfach deshalb, weil er denselben nicht mehr braucht, töten oder darben lassen.

In bezug auf die Menschenliebe und was damit zusammenhängt ist also zu schließen, daß zwar sicher die Steigerung des Glückes fühlender Wesen als ein sittliches Ziel anerkannt wird, jedoch mit näheren Bestimmungen und Einschränkungen, welche sich keineswegs dem utilistischen Prinzip der „greatest happiness for the greatest number" unterordnen lassen. Es steht demnach zu vermuten, daß jene Glückssteigerung nicht das letzte Kriterium der sittlichen Beurteilung in sich enthält, sondern vielmehr ein tiefer liegendes voraussetzt, dessen Anwendung auf besondere Fälle jene Glückssteigerung erst zum sittlichen Ziele macht. Nach diesem zu suchen, wird später unsere Aufgabe sein.

An zweiter Stelle wäre die Tugend der Wahrhaftigkeit ins Auge zu fassen. Von dieser ist zunächst (wie nach obigem von der Gerechtigkeit) zu bemerken, daß sie sich dem unbefangenen sittlichen Bewußtsein sehr entschieden als eine selbständige, der Menschenliebe nicht unter-, sondern nebengeordnete Tugend darstellt. Das ist auch hier wichtig. Wenn das Wahrheitsprechen nur als eines der zahllosen Mittel, wodurch man anderen helfen kann, geschätzt würde, so könnte es kaum in Unterscheidung von anderen Mitteln jenen Charakter einer unbedingten, nicht weiter zu begründenden, gleichsam elementaren Verpflichtung gewonnen haben, der ihm tatsächlich an-

Digitized by Google

haftet. Utilistischerseits kann man zwar behaupten, das liege einfach daran, daß dem Kinde die Pflicht des Wahrheitsprechens ohne nähere Begründung beigebracht worden ist. Aber dieses gilt auch von anderen Pflichten: etwa von hygienischen und Anstandsregeln, in bezug auf welche doch die spätere Aufklärung über ihre utilistische Begründung sofort als lichtbringend empfunden und akzeptiert wird. Daß umgekehrt die utilistische Begründung der Wahrhaftigkeit intuitiv nicht als lichtbringend, sondern vielmehr als durchaus unzutreffend empfunden wird, genügt, um jener Begründung gegenüber wenigstens einige Vorsicht zu empfehlen.

Nun glaubte aber Sidgwick nachweisen zu können, daß, wenn auch das sittliche Bewußtsein in der Theorie die Unterordnung der Wahrhaftigkeit unter das Nützlichkeitsprinzip verwirft, es in der Praxis diese Unterordnung überall anerkennt, indem es in denjenigen Fällen, wo die Wahrheit aufhört nützlich zu sein, dieselbe auch nicht mehr als Pflicht vorschreibt (s. o. S. 176—177). Wenn es sich in der Tat so verhielte, würde damit der Utilismus seine Sache gewonnen haben, denn nach früherem läßt sich die wirkliche Meinung der Menschen viel sicherer aus demjenigen, was sie in concreto tun, als aus demjenigen, was sie in abstracto behaupten, ableiten; die von Sidgwick angeführten Fälle verdienen also eine gewissenhafte Prüfung. Diese Prüfung führt nun aber keineswegs zu einer Bestätigung der von ihm vertretenen Ansicht. Was zuerst die konventionellen Höflichkeitsformeln anbelangt, so macht derjenige, welcher innerhalb des allgemein üblichen Maßes solche Formeln („Sehr geehrter Herr", „Hochachtungsvoll" u. dgl.) verwendet, sich überhaupt keiner Unwahrheit schuldig, da ja die betreffenden Worte in diesem Zusammenhang längst ihre etymologische Bedeutung abgestreift haben, und weder die Absicht noch die Möglichkeit einer Täuschung vorliegt. Die Sache liegt hier eben genau so, wie wenn einer sagt, daß die Sonne „auf- oder untergeht" oder dgl. Darum wird auch, was sehr zu bemerken ist, der sittlich höherstehende Mensch sich bemühen, in diesen Sachen niemals die Grenze zu überschreiten, wo die Möglichkeit der Täuschung anfängt, also aus den verschiedenen von der herrschenden Sitte zugelassenen Ausdrücken stets diejenige wählen, welche seiner wirklichen Gesinnung am besten entspricht. Und wo jene Grenze überschritten wird, wo also einer etwa in neuen, noch nicht auf

Digitized by Google

ihre konventionelle Bedeutung geeichten Worten oder mit Hinzufügung unnötiger Beteuerungen eine nicht vorliegende Hochachtung zum Ausdruck bringt, wird auch das sittliche Bewußtsein Draußenstehender sofort die Unwahrheit spüren und, trotz ihrer Unschädlichkeit, verurteilen. In den drei anderen von Sidgwick für seine Behauptung angeführten Fällen aber liegen überall Pflichtkollisionen vor: beim Vortragen schwerverständlicher Wahrheiten in symbolischer Form eine Kollision zwischen der materialen Wahrhaftigkeit und der formalen Unwahrhaftigkeit der Aussage, und bei falschen Mitteilungen gegenüber Verbrechern und Schwerkranken solche zwischen der Pflicht, die Wahrheit zu sagen, und der anderen, dem Unrechte und dem unverschuldeten Leiden unserer Mitmenschen nach Kräften zu steuern. Daß nun in solchen Kollisionsfällen, wo man der einen Pflicht nicht genügen kann ohne zugleich die andere zu verletzen, je nach Umständen die eine oder die andere, und also auch wohl einmal die Pflicht der Wahrhaftigkeit, nachgeben muß, versteht sich von selbst. Der Intuitivismus behauptet ja in keiner seiner Formen, daß das Wahrheitsprechen die einzige oder die unbedingt höchste Pflicht sei; er erkennt eben eine Vielheit von einander nebengeordneten Pflichten an, und versucht dann in einer oder der anderen Weise ein Prinzip zu finden, auf welches sich diese sämtlich zurückführen ließen. Der Utilismus dagegen läßt nur eine Pflicht, nämlich diejenige, für das Wohl seiner Mitmenschen zu sorgen, gelten: es läge ihm also ob, nicht nur zu zeigen, daß nach allgemeinem Dafürhalten bisweilen, sondern daß überall und immer die Wahrhaftigkeit der Menschenliebe geopfert werden soll; sowie des weiteren, daß die Wahrhaftigkeit nur dort sittlich gewertet wird, wo nützliche —, und die Lüge nur dort sittlich verdammt, wo schädliche Folgen von ihr zu erwarten sind. Weder das eine noch das andere hat Sidgwick näher untersucht; hätte er es getan, so wäre ihm der klaffende Widerspruch zwischen Utilismus und Common Sense schwerlich verborgen geblieben. Er würde dann, was den ersteren Punkt betrifft, gefunden haben, daß, wie in den obigen Fällen die Wahrheit dem Wohle der beteiligten Personen, in anderen ebenso unbedenklich dieses Wohl der Wahrheit geopfert wird: wer einen eingebildeten Menschen einmal recht gründlich

Digitized by Google

über das Maß seiner Verdienste aufklärt, oder über eine wohlgemeinte aber schlechtgeratene Arbeit eine gerechte Kritik schreibt, oder in einer Nekrologie neben dem Lichte auch den Schatten nicht fehlen läßt, der weiß, daß er den betreffenden Personen oder ihren Angehörigen ein mehr oder weniger empfindliches Leid zufügt; wenn er dessen ungeachtet mit der Wahrheit nicht zurückhält, so werden ihn in weitaus den meisten Fällen nicht oder nur nebenbei Nützlichkeitserwägungen, sondern vorwiegend oder ausschließlich das einfache Gefühl, die Wahrheit sagen zu sollen, dazu antreiben. Und wenn dabei auch die in jedem Kollisionsfall schwer zu vermeidenden Gewissensbisse nicht ganz ausbleiben, so werden dieselben doch sicher nicht schärfer, vermutlich bedeutend weniger scharf sein als diejenigen, welche vorsätzliche Notlügen mit sich führen. Diese Frage ist von besonderer Wichtigkeit; sie läßt sich vielleicht am reinsten so stellen: wird man nicht, wenn man später von den betreffenden Personen zur Rede gestellt wird, das Gefühl haben, vor dem Kranken, vor dem irregeführten Gemeindemitglied, sogar vor dem Verbrecher die Augen niederschlagen zu müssen, während man den Personen, welche man durch seine offene Kritik verletzt hätte, frei ins Gesicht schauen kann? Mir scheint es sich so zu verhalten, und in gleichem Sinne äußert sich Martineau: „the theoretic reasons for certain limits to the rule of veracity appear to me unanswerable; nor can I condemn anyone who acts in accordance with them. Yet, when I place myself in a like position, at one of the crises demanding a deliberate lie, an unutterable repugnance returns upon me, and makes the theory seem shameful. If brought to the test, I should probably act rather as I think then as I feel; without, however, being able to escape the stab of an instant compunction and the secret wound of a long humiliation“[1]). Wenn die Selbstprüfung anderer zum nämlichen Ergebnis führen sollte (was schließlich jeder Leser nur für sich entscheiden kann), so wäre damit ein sehr starker Beweisgrund gegen die Zulässigkeit der utilistischen Erklärung gegeben. — Jetzt der zweite Punkt: wie verhält sich das sittliche Bewußtsein gegenüber Äußerungen der Wahrhaftigkeit oder Unwahrhaftigkeit, welche keinen merklichen Nutzen oder Schaden für die Gemeinschaft mit sich führen? Es genügt, diese abstrakte in einige konkrete Fragen zu zerlegen, um eine

[1]) A. a. O. II, S. 264—265.

Digitized by Google

unzweideutige Antwort herauszubekommen. Wie urteilt das sittliche Bewußtsein über den Märtyrer einer verlorenen Sache, der sich weigert, durch Verleugnen seiner Überzeugung sein Leben zu retten? Wie über den Forscher, der, durch eine wichtige Entdeckung berühmt geworden, später diese Entdeckung in den Schriften eines verstorbenen und vergessenen Fachgenossen zurückfindet, und sich nun beeilt, die Prioritätsrechte desselben überall bekannt zu machen? Wie über einen Schüler, der durch ein Versehen eine bessere Note erhalten hat als er verdient, und nun aus freien Stücken den Lehrer darauf aufmerksam macht? Wie urteilt es umgekehrt über einen Menschen, der sein religiöses oder politisches Glaubensbekenntnis nach dem Wechsel der Parteien ändert; über einen Beamten, der eine Geldsumme verloren hat und nun, um die Schuld von sich abzuwälzen, einen Überfall durch Räuber erdichtet; oder über einen Knaben, der, um sich Geld für eigene Ziele zu verschaffen, die Vorübergehenden um eine Gabe zum Behuf seiner angeblich kranken Mutter anbettelt? Es scheint weder nötig, die Beispiele zu häufen, noch auch, ausführlich auseinanderzusetzen, daß in allen diesen Fällen die Reaktion des sittlichen Bewußtseins ganz anders ausfallen müßte als tatsächlich geschieht, wenn die Wahrhaftigkeit nur ein Mittel zum allgemeinen Wohl, und also mit der Frage nach der Zweckdienlichkeit dieses Mittels auch die andere nach der Pflichtmäßigkeit des Wahrheitsprechens entschieden wäre.

Diesen Schwierigkeiten gegenüber kann sich nun der Utilismus in doppelter Weise zu helfen suchen. Er kann sich erstens bemühen, in jenen Fällen, wo ohne augenscheinlichen Nutzen dennoch auf Wahrhaftigkeit Wert gelegt wird, doch noch einen entfernteren Nutzen herauszufinden; also etwa darauf hinweisen, daß man durch Opfer für seine Überzeugung dieser Überzeugung vielleicht neue Anhänger gewinnt, oder daß die Entdeckung der unlauteren Mittel, durch welche eine Gabe erschwindelt wurde, den Geber von weiterem Wohltun abhalten könnte. Aber es lehrt eine kurze Überlegung, daß man in Gedanken die Wahrscheinlichkeit jener Folgen beliebig herabsetzen kann, ohne daß darum die sittliche Reaktion an Intensität und Sicherheit auch nur die geringste Einbuße erleidet. Sollte man demgegenüber betonen, daß doch immerhin solche Folgen möglicherweise

Digitized by Google

eintreten können, so wäre wieder auf die Notwendigkeit einer quantitativen Betrachtung zu verweisen: es ist undenkbar, daß der Gedanke an die bloße Möglichkeit nützlicher oder schädlicher Wirkungen so starke Reaktionen auslösen könnte, als hier tatsächlich vorliegen. Es scheint also für den Utilismus nur der andere Ausweg offen zu bleiben, welcher darin besteht, den allgemeinen Nutzen ausnahmsloser Regeln und fester Gewohnheiten des Handelns mit in die Rechnung zu ziehen. In diesem Sinne bemerkt Sidgwick anläßlich der Frage von den Notlügen: „I would not say, that in any of these cases Common Sense pronounces quite decidedly in favour of unveracity: but then neither is Utilitarianism decided, as the utility of maintaining a general habit of truth-speaking is so great, that it is not easy to prove it to be clearly outweighed by even strong special reasons for violating the rule"[1]). Man soll also auf Wahrhaftigkeit auch in denjenigen Fällen, wo sie nicht nützt oder sogar schadet, deshalb Wert legen, weil die Gewohnheit des Wahrheitsprechens im großen und ganzen nützlich, und darum mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten ist. Aber ist in der Tat diese Gewohnheit des unbedingten Wahrheitsprechens so nützlich? Sicher wäre sie nützlicher als die Gewohnheit des unbedingten Lügens; aber wäre sie auch nützlicher als die Gewohnheit des bedingten Wahrheitsprechens, des Wahrheitsprechens, sofern es eben für sämtliche beteiligte Personen nützlich ist? Das läßt sich kaum behaupten. Warum sollte man dann aber, wenn es doch nur auf den Nutzen ankommt, nicht lieber die bedingte als die unbedingte Gewohnheit einzuführen und aufrecht zu erhalten sich bestrebt haben? Es lehrt doch die alltägliche Erfahrung, daß man sich fast ebenso leicht angewöhnen kann, etwas zu tun, sofern eine gewisse Bedingung erfüllt ist, als ohne dieselbe: also etwa täglich in die Schule oder ins Bureau gehen außer an Sonntagen, regelmäßig einen Spaziergang machen, sofern das Wetter es erlaubt, niemandem ein Leid zufügen außer aus Notwehr, den Menschen vertrauen, sofern sie sich nicht als unzuverlässig erwiesen haben usw., — würde man sich nicht ebenso leicht angewöhnen können, die Wahrheit zu sprechen, sofern es Nutzen schafft? Und in der Tat läßt man es in einem nahe verwandten Fall allgemein bei dieser

[1]) A. a. O. S. 448—449.

Digitized by Google

bedingten Verpflichtung bewenden: das Fürsichbehalten irgendeiner wahren Erkenntnis oder Einsicht wird (sogar von dem in Sachen der Wahrhaftigkeit überaus rigoristischen Kant) nicht oder nur dann sittlich verurteilt, wenn andere dadurch geschädigt werden. Wenn also diese Verpflichtung sicher dem Begriff der Menschenliebe sich unterordnet, so beweist die (von Konfliktsfällen abgesehen) unbedingte Verwerfung der Lüge abermals, daß darin eine neue, von der Bewertung der Menschenliebe unabhängige sittliche Einsicht zutage tritt.

Wenn wir also abschließend noch einmal die Gesamtheit der im Leben vorliegenden Verhältnisse überschauen und uns fragen, wie sich der Utilismus mit Rücksicht auf dieselben zum Wahrhaftigkeitsproblem stellen müßte, so finden wir, daß er, rein von seinen Prinzipien aus, kaum zu jener exzeptionellen Wertung des Wahrheitsprechens hätte gelangen können, welche dem sittlichen Bewußtsein unmittelbar einleuchtet. Es gibt Fälle, wo das Wahrheitsprechen im höchsten Grade nützlich, das Lügen im höchsten Grade verderblich ist: wenn ich einem über die Absichten seiner Feinde, über den Kurs seiner Wertpapiere oder über den Kredit seiner Schuldner Wahres bzw. Falsches berichte, werde ich sicher zu seinem Glück oder Unglück bedeutend beisteuern. Es gibt andere Fälle, wie die oben erwähnten Notlügen oder auch das Predigen einer als falsch erkannten, aber trostreichen Glaubenslehre, wo umgekehrt das Wahrheitsprechen als entschieden schädlich und das Lügen als in gleichem Maße nützlich anerkannt werden muß. Und zwischen diesen beiden Gruppen von verhältnismäßig seltenen Fällen liegen dann noch unzählige andere, denen für die Steigerung oder Herabsetzung des allgemeinen Lustsaldos nur eine geringe, unsichere, wechselnde Bedeutung zukommt. Achtet man auf die Motive, welche im Leben weitaus am häufigsten die Versuchung zur Unwahrheit mit sich führen, so wird man finden, daß dieselben sich wesentlich in drei Rubriken ordnen lassen: Motive der Eitelkeit, der Furcht und der „Liebenswürdigkeit". Von den aus diesen Motiven hervorgehenden Unwahrheiten, also vom Renommieren im weitesten Sinne, dem Beschönigen eigener Fehler und dem Schmeicheln seiner Bekannten ohne anderen Zweck, als denselben eben eine Freude zu machen, läßt sich wohl kaum entscheiden, ob sie schließlich das Lustsaldo aller beteiligten Personen zusammengenommen

Digitized by Google

eher vergrößern oder verkleinern. Endlich: der allgemeine Entschluß, überall und immer zu lügen, würde sicher die Gesellschaft zugrunde richten; aber der allgemeine Entschluß, überall und immer die Wahrheit zu sagen, würde gleichfalls, wie bereits Mandeville eingesehen hat, viele Bande zerreißen und große Verwirrung stiften. Was würde also ein konsequenter Utilist, welcher (ohne Seitenblicke auf die herrschenden und ihm selbst intuitiv sich aufdrängenden Anschauungen) ein Gesetzbuch für das sittliche Handeln zusammenzustellen hätte, in bezug auf Wahrheit und Lüge vorschreiben müssen? Ich denke: das nämliche, was überall sonst, wo es bloß auf die Folgen ankommt, vorgeschrieben wird: μηδὲν ἄγαν, die goldene Mitte, je nach Umständen! Vielleicht würde er auch, wenn er sich zufällig einmal die Frage vorlegte, zum Ergebnis gelangen, daß im großen und ganzen die Wahrheit häufiger nützlich ist als die Lüge. Aber wird er Veranlassung finden, dem Gegensatze zwischen diesen beiden jene fundamentale sittliche Bedeutung beizulegen, welche demselben für die unbefangene Betrachtung zukommt? Und wird er von seinen Voraussetzungen aus das Gefühl tiefer Erniedrigung verstehen können, welches sich für den sittlich höherstehenden Menschen auch einer durchaus unschädlichen vorsätzlichen Abweichung von der Wahrheit unabänderlich zugesellt? Man betrachte nur einen analogen Fall: genau so wie Wahrheit und Lüge stehen auch Sparen und Ausgeben einander gegenüber, und ist sowohl ein Übermaß des einen (Geiz) wie ein Übermaß des anderen (Verschwendung) für Individuum und Gesellschaft schädlich; auch gilt Sparsamkeit für eine Tugend, und wird der Sparsame eine unnötige Ausgabe vielleicht bereuen. Aber dieses Bereuen ist von den Gewissensbissen nach einer vorsätzlichen Lüge himmelweit verschieden; es würde, wenn es sich denselben annäherte (wie bisweilen bei Geizhälsen der Fall ist), entschieden als pathologisch beurteilt werden. Überschaut man alle diese Verhältnisse, so wird man kaum behaupten können, daß die sittliche Wertschätzung der Wahrhaftigkeit, so wie dieselbe im tatsächlichen Denken und Handeln der Menschen sich offenbart, sich utilistisch ohne Rest erklären lasse.

Digitized by Google

Und so verhält es sich schließlich auch mit der Keuschheit oder geschlechtlichen Sittlichkeit. Daß auch hier die Behauptung, man solle nur deshalb und insofern seine sinnlichen Lüste beherrschen, als dies für das Wohlergehen seiner selbst und seiner Umgebung förderlich ist, dem ungeschulten, ohne theoretische Vorurteile an die ethischen Probleme herantretenden Menschen ungereimt erscheint, wird man kaum bestreiten wollen; die andere Frage aber, ob in der Tat das Beherrschen der sinnlichen Lüste so sicher zur Erhöhung des Glücksaldos der Gemeinschaft beiträgt, wie die Utilisten annehmen, bedürfte doch sehr der näheren Untersuchung. Allerdings bringen uneheliche Verhältnisse vielfach großes Leid über die beteiligten Personen, insbesondere über Frauen und Kinder; dieses Leid ist aber weit mehr die Folge als der Grund der bestehenden ethischen Anschauungen, und es wird, hedonistisch gesprochen, durch die Lust häufiger und wechselvoller Befriedigung des Geschlechtstriebes wenigstens teilweise aufgewogen. Auf der anderen Seite steht die Qual der Enthaltsamkeit in den Jahren stärkster Begierde, und die Unsicherheit des Eheglücks. Alles in allem kann man kaum mit Sicherheit behaupten, daß in einer Gesellschaft, wo freie Liebe herrschte, die Lustbilanz sich ungünstiger stellen würde als in der unsrigen, oder daß sogar in dieser die Sittenstrenge mehr Freude in die Welt schafft, als das ungebundene Leben. Und jedenfalls ist der Unterschied nicht so auffallend, daß er die hohe Bewertung erklären könnte, welche stets der Sittenstrenge zuteil geworden ist.

Wünscht man aber einen entscheidenden Beweis dafür, daß die Beurteilungen des sittlichen Bewußtseins in geschlechtlichen Angelegenheiten von allen Nützlichkeitserwägungen durchaus unabhängig sind, so achte man auf die nicht nur verschiedene, sondern geradezu entgegengesetzte Reaktion dieses sittlichen Bewußtseins auf sexuelle Perversitäten und auf sexuelle Enthaltsamkeit. Die Nachteile für die Gesellschaft, welche beide mit sich führen, sind so ziemlich die nämlichen: Verminderung der Kinderzahl und also Abnahme oder langsamere Zunahme der Bevölkerung; sollte man als einen weiteren Nachteil der ersteren ihre depravierende Wirkung nennen, so würde man offenbar voraussetzen, was zu beweisen ist, da ja depravieren oder sittlich herunterbringen utilistisch nur sagen will: zu einem

Digitized by Google

gemeinschädlichen Menschen machen. Ist aber kein Unterschied zu finden, so muß es utilistisch als durchaus unerklärlich erscheinen, daß jene Perversitäten einen so allgemeinen und entschiedenen Widerwillen erregen, während umgekehrt das Zölibat häufig als der Gipfel sittlicher Vollkommenheit angepriesen worden ist. Und zwar müßte schon jede dieser beiden Reaktionen für sich wundernehmen: von jenen abnormalen Neigungen ist jedenfalls nicht ohne weiteres deutlich, daß sie mehr Schaden stiften als etwa Jähzorn, mürrisches Wesen, Unentschlossenheit oder Übereiltheit, welche nicht entfernt in gleichem Maße verabscheut werden; und vom Zölibat ist ebensowenig leicht einzusehen, inwiefern es für die Gemeinschaft nützlicher sein sollte als das verehelichte Leben. Den Abscheu für die Perversitäten lassen die Utilisten entweder unerklärt, oder sie betrachten denselben als einen rein physischen Widerwillen, wogegen Selbstwahrnehmung und Geschichte gleich stark protestieren. Die Verehrung des Zölibats erklärt Stephen[1]) aus der Neigung, zuviel zu fordern, um wenigstens etwas zu bekommen: die Leidenschaften seien stark genug, um ohne Gefahr das Ideal etwas zu hoch stellen zu können. Die Künstlichkeit steht dieser Erklärung gleichsam an der Stirn geschrieben. Wird denn auch, wo die Leute etwas zu sehr zur Sparsamkeit neigen, Verschwendung —, wo es denselben an Mut fehlt, Frechheit —, wo sie übermäßig zurückhaltend sind, Aufdringlichkeit als ein Ideal hingestellt? Man sieht, wie sehr der Utilismus der Hilfshypothesen bedarf, und wie schwer dieselben sich finden lassen.

Und damit wäre denn unsere Kritik zu Ende. Ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich sage, daß sich überall, wo wir die utilistische Hypothese genauer auf ihre Leistungsfähigkeit geprüft haben, entschiedene Widersprüche zwischen dieser Hypothese und den Tatsachen der sittlichen Beurteilung ergeben haben. Die utilistische Hypothese kann demnach sicher nicht als die endgültige Lösung des ethischen Problems anerkannt werden. Aber wir dürfen dieses Resultat nicht hinnehmen, ohne uns zuletzt noch die Frage vorgelegt zu haben, wie es denn zu verstehen ist, daß diese Hypothese, in solchem Maße wie von Sidgwick nachgewiesen wurde, nicht nur von manchen allgemein anerkannten

[1]) Leslie Stephen, The Science of Ethics, London 1882, S. 197.

Digitized by Google

Tugenden, sondern auch von deren Einschränkungen und Erweiterungen unter besonderen Umständen, Rechenschaft zu geben vermag.

Diese Frage ist nun zum Teil leicht zu beantworten. Die Menschenliebe ist zwar nicht mit den Utilisten als die fundamentale und einzige, aber sie ist doch ohne Zweifel neben anderen als eine sehr bedeutsame Tugend anzuerkennen. Darum läßt sich von vielem, welches sittlich gebilligt wird, mit Evidenz nachweisen, daß es die Tendenz hat, das Glücksaldo in der Welt zu vergrößern, und darum werden auch Handlungen, welche wesentlich andere Ziele als die Beglückung anderer verfolgen, sittlich mehr oder weniger gebilligt, je nachdem sich herausstellt, daß sie neben diesen anderen Zielen auch das Glück anderer mitberücksichtigt oder nicht mitberücksichtigt haben. Daß man also bei großer Not mehr als sonst zu helfen verpflichtet ist; daß man den Gesetzen gehorchen soll, außer wo überwiegende Interessen davon abraten; daß begründete Erwartungen möglichst zu erfüllen sind; daß das Nichthalten eines Versprechens um so verwerflicher ist, je mehr dadurch andere benachteiligt werden; daß endlich Diebstahl und Zinsen verboten oder zugelassen werden, je nachdem sie als schadenbringend anerkannt werden oder nicht, — dies alles läßt sich nicht nur aus dem Utilismus, sondern aus jeder ethischen Theorie, welche der Menschenliebe einen wichtigen Platz unter den Tugenden einräumt, gleich einwandfrei erklären. Es darf demnach nicht als eine Bestätigung der utilistischen Hypothese insbesondere angeführt werden.

Nicht ganz so einfach liegt die Sache in bezug auf einige andere Fälle, welche gleichfalls von Sidgwick als Zeugnisse für die Übereinstimmung zwischen Utilismus und Common Sense angeführt worden sind: die besonderen Ansprüche von Freunden und Verwandten, die Pflicht der Dankbarkeit, die Abschwächung der Verpflichtung zu helfen bei selbstverschuldeter Not, die Nichtbelohnung von Diensten, welche auch ohne Lohn geleistet werden (Kapitalbildung), endlich die Ungleichheit der Pflichten für die verschiedenen Geschlechter und Professionen. Wenn wir die hier vorliegenden Verhältnisse gleichsam von außen (also ohne uns in die Gemütslage der handelnden und beurteilenden Personen zu versetzen) betrachten, gewinnen wir in der Tat den Eindruck, daß die intuitiven Entscheidungen des sittlichen Be-

Digitized by Google

wußtseins auffallend gut den Forderungen der utilistischen Theorie entsprechen. Aber die nähere Untersuchung bestätigt diesen Eindruck nur zum Teil. Wenn wir uns wirklich in die betreffenden Fälle hineindenken, also uns dieselben möglichst anschaulich vorstellen und von den dabei auftretenden Gedanken und Gefühlen uns Rechenschaft zu geben versuchen, so finden wir fast überall, daß dabei doch ganz andere als die von Sidgwick hervorgehobenen Faktoren die Hauptrolle spielen. Warum finden wir es z. B. bedenklich, wenn einer seine Freunde und Verwandten in der Not sich selbst überläßt? Ich denke: im wesentlichen deshalb, weil wir uns sagen, wenn er diesen nicht hilft, so werde er erst recht anderen nicht helfen, und ihn deshalb für einen gründlichen Egoisten halten. Wir setzen also stillschweigend die natürliche Zuneigung zu Verwandten und Freunden voraus, und nehmen an, daß die sittlichen Neigungen außerordentlich schwach sein müssen, wenn sie, mit dieser natürlichen Zuneigung verbunden, den Menschen noch nicht zum Helfen bewegen können. Ob aber für die Gemeinschaft mehr Nutzen herauskommt, wenn man seinen Verwandten, als wenn man anderen hilft, kommt dabei gar nicht in Frage. Warum fordern wir von dem Wohltäter, daß er auf Dank verzichten, und zugleich von dem Bewohltätigten, daß er sich dankbar zeigen soll? Offenbar, weil der erstere sonst nur den eigenen Vorteil gesucht haben würde, und weil der zweite besser als andere wissen kann, wie sehr jener Liebe und Hilfe verdient. Warum werden wir bei selbstverschuldeter Not weniger als sonst bereit sein, helfend einzugreifen? Das kann verschiedene Gründe haben, je nachdem die Schuld auf der intellektuellen oder auf der Willensseite liegt: in jenem Fall fürchten wir vielleicht, daß unsere Hilfe dauernd wenig nützen wird, in diesem denken wir außerdem an ein Spekulieren auf unsere Freigebigkeit. Warum halten wir das Aufspeichern von Kapitalien nicht für besonders lobenswert? Sicher nicht, weil Lob hier praktisch unnötig ist, denn in anderen Fällen (S. 190) halten wir mit einem ebenso unnötigen Lob nicht zurück; sondern einfach, weil hier das Resultat zwar im allgemeinen Interesse, das Motiv aber meistenteils rein egoistisch ist. Und warum, endlich, fordern wir von Frauen insbesondere Keuschheit, von Männern dagegen Mut? Sollte es nicht wesentlich deshalb sein, weil wir bei jenen

Digitized by Google

mit Rücksicht auf ihre Emotionalität und ihre körperliche Schwäche die Furcht, bei diesen, wegen ihrer vorausgesetzten stärkeren sexuellen Bedürfnisse und der größeren Leichtigkeit, dieselben zu befriedigen, die Unkeuschheit verständlicher finden als beim anderen Geschlecht? Eben deshalb wird zwar Unkeuschheit bei der Frau, Feigheit beim Manne schärfer verurteilt, zugleich aber Sittenstrenge beim Manne und Mut bei der Frau, weil schwerer zu erringen und weniger zu erwarten, höher gelobt. Diese letztere Tatsache ist zu wenig beachtet worden; sie wäre unerklärlich, wenn die Ungleichheit der Maßstäbe, wie die Utilisten behaupten, nur auf dem verschiedenen praktischen Nutzen, welchen die betreffenden Eigenschaften bei beiden Geschlechtern für die Gemeinschaft haben, beruhen sollte. Schließlich spielt bei alledem auch die früher (S. 143) erwähnte Abstumpfung eine Rolle: Eigenschaften, welche man bei einer Gruppe durchschnittlich stark oder schwach vertreten findet, lassen, wenn sie bei einem Mitglied dieser Gruppe fehlen bzw. vorkommen, die zugehörige Reaktion intensiver hervortreten, als sonst der Fall ist. Auf diesen Faktor lassen sich wohl auch die ungleichen Forderungen, welche an Angehörige verschiedener Professionen gestellt werden, im wesentlichen zurückführen.

Man wolle nun gefälligst bedenken, daß diese Darlegungen nicht theoretische Behauptungen oder Konstruktionen bieten wollen, sondern Ergebnisse von Gedankenexperimenten, welche der sich für die Sache interessierende Leser nachmachen und kontrollieren soll. Die Bedeutung solcher Experimente ist, wie für die Ethik überhaupt, auch für die vorliegenden Fragen eine sehr große: schließlich kann nur die Selbstbesinnung des sittlich urteilenden Menschen darüber entscheiden, welche Momente ein gegebenes Urteil bedingen und welche für dasselbe indifferent sind. Allerdings könnte man gegen die Beweiskraft jener Experimente anführen, daß diejenigen Momente, welche ursprünglich (ontogenetisch oder phylogenetisch) einem Werturteil zugrunde liegen, jetzt nicht mehr im Bewußtsein hervorzutreten brauchen. Das wäre richtig; und wenn jene Experimente nur lehrten, daß wir uns beim Zustandekommen der betreffenden Urteile keiner utilistischen Erwägungen bewußt sind, wären sie sicher nicht beweisend. Aber sie lehren noch etwas mehr, nämlich, daß wir uns anderer, nicht utilistischer Erwägungen,

Digitized by Google

welche jene Urteile begründen, bewußt sind oder bewußt werden können. Sollte die Selbstbesinnung anderer dieses Ergebnis bestätigen, so würde das beweisen, erstens, daß die utilistische Erklärung der einschlägigen Fälle jedenfalls nicht die einzig mögliche ist, und zweitens, daß die uns zugänglichen Tatsachen entschieden auf eine andere Erklärung hinweisen. Und damit wären dann die positiven Instanzen, welche der Utilismus den früher erörterten negativen noch gegenüberzustellen hatte, als bloß zufällige Koinzidenzen nachgewiesen.

23. Die intuitivistischen Hypothesen. Intuitivistisch nennen wir nach obigem solche ethische Hypothesen, nach welchen die sittliche Beurteilung einer Handlung oder Neigung nicht auf der Vorstellung irgend welcher davon zu erwartender Folgen, sondern auf der unmittelbaren Einsicht, daß dieselben an und für sich wertvoll oder verwerflich sind, beruht. Nachdem wir im vorhergehenden gefunden haben, erstens, daß man sich beim sittlichen Urteilen nicht nur einer Begründung durch Nützlichkeitsrücksichten in keiner Weise bewußt ist, sondern auch eine solche sehr entschieden als nicht zur Sache gehörig empfindet, und zweitens, daß auch inhaltlich zwischen den Forderungen der Nützlichkeitshypothesen und den Wertschätzungen des sittlichen Bewußtseins nur künstlich eine Übereinstimmung vorgetäuscht werden kann, bleibt kaum etwas anderes übrig, als in jener Richtung die Lösung des vorliegenden Problems zu suchen.

Allerdings pflegt unsere Zeit nicht vorzugsweise in jene Richtung zu schauen. Sowohl die Tendenzen der allgemeinen Naturwissenschaft wie insbesondere diejenigen der Entwicklungstheorie drängen auf genetische Erklärungen, auf die Zurückführung besonderer auf allgemeine Gesetzmäßigkeiten hin, und diese Tendenzen sind methodisch auch durchaus zu billigen. Principia praeter necessitatem non multiplicanda. Damit ist aber auch schon gesagt, daß man, wo es nötig ist, die Vielheit der Prinzipien dennoch hinzunehmen hat, sei es auch mit dem Vorbehalt, später für die besonderen und wenig durchsichtigen eine Zurückführung auf allgemeinere und durchsichtigere zu suchen. So macht man es auch in der Naturwissenschaft: man hält sich eben an Gesetze wie diejenigen der Vererbung oder der Gravitation,

Digitized by Google

solange es nicht gelungen ist, dieselben aus tieferliegenden Gesetzen verständlich zu machen. Ganz besonders aber auf dem Gebiete des Seelenlebens ist ein solches Sichbescheiden noch überall am Platze, denn hier ist noch gar nicht abzusehen, wie es auch nur möglich sein sollte, der Vielheit der Prinzipien loszuwerden. Die Naturwissenschaft kann ihr mechanisches Ideal aufstellen, weil sie von allen Daten in bezug auf die Außenwelt nur die mechanischen berücksichtigt, und die qualitative Eigenart der übrigen als etwas bloß der Wahrnehmung, nicht dem Gegenstande der Wahrnehmung Anhaftendes zur Seite schiebt. In den Wahrnehmungen, also im Seelenleben, ist aber diese qualitative Eigenart jedenfalls gegeben, und hier läßt sie sich nicht noch einmal zur Seite schieben. Schließlich brauchen wir demnach für jede einzelne Empfindungsqualität noch eine eigene Gesetzlichkeit: wie es kommt, daß bestimmte Lichtstrahlen die Empfindung der roten, andere diejenige der blauen Farbe, bestimmte chemische Reize den süßen, andere den bitteren Geschmack auslösen usw., läßt sich nirgends auf eine allgemeinere Gesetzlichkeit zurückführen. Und ebenso verhält es sich mit allen sonstigen qualitativ verschiedenen Bewußtseinserscheinungen. Unter diesen Umständen hat aber die Psychologie gewiß keinen Grund, dem durchaus eigenartigen, unmittelbar als von allen anderen verschieden aufgefaßten Phänomen der sittlichen Wertschätzung von vornherein eine eigene Gesetzlichkeit zu versagen.

Das Suchen nach einem eigenen, mit den uns zurzeit zur Verfügung stehenden Mitteln nicht weiter reduzierbaren Kriterium der sittlichen Beurteilung ist also als durchaus berechtigt anzuerkennen. Es braucht kaum ausdrücklich bemerkt zu werden, daß ein solches Kriterium keineswegs als „angeborener Begriff" im eigentlichen Sinne zu fassen wäre; vielmehr würde von ihm gelten, was Kant in der Inauguraldissertation von den theoretischen Vernunftbegriffen sagte: „quaerenda sunt . . . in ipsa natura intellectus puri, non tanquam conceptus connati, sed e legibus menti insitis (attendendo ad ejus actiones occasione experientiae) abstracti, adeoque acquisiti"[1]). Das heißt also: angeboren ist die Gesetzlichkeit des sittlichen Reagierens, kraft deren die Vorstellung bestimmter Handlungen oder vorherrschender Neigungen die Gefühle der Billigung

[1]) Werke (Rosenkranz) I, S. 313.

Digitized by Google

oder Mißbilligung hervorruft; aus der Erfahrung dieser einzelnen Reaktionen ist dann nachträglich das Kriterium, also das allgemeine Merkmal, welches die Billigung oder Mißbilligung bedingt, zu abstrahieren. So verhält es sich auch in Logik, Erkenntnistheorie und Ästhetik, und so verhält es sich schließlich, mutatis mutandis, in allen empirischen Wissenschaften.

Übrigens kann man Intuitivist in der Ethik sein und dennoch auf die Auffindung eines allgemeinen Prinzips innerhalb derselben verzichten: also sich mit der Anerkennung einer Vielheit von unverbundenen, jede für sich unmittelbar evidenten Tugenden begnügen, oder sogar der Entscheidung des Gewissens für jeden einzelnen Fall die höchste, auf kein allgemeineres Kriterium zurückführbare Autorität beimessen. Das hieße aber auf halbem Wege stehen bleiben; denn, wie früher schon bemerkt wurde, macht die Tatsache, daß alle jene Tugenden eine gleiche Reaktion auslösen und einem gemeinsamen Begriffe, eben demjenigen der Tugend oder des sittlich Guten, untergeordnet werden, es in hohem Grade wahrscheinlich, daß sie auch etwas Gemeinsames an sich haben. Und da dieses Gemeinsame sich in den gegebenen oder zu erwartenden Folgen nicht entdecken ließ, muß wenigstens versucht werden, es in den betreffenden Neigungen selbst zu finden.

24. Die Pflichttheorie. Allerdings kann diese Aufgabe als eine sehr schwierige, fast hoffnungslose erscheinen. Die Überlegung, daß so verschiedene Neigungen wie Menschenliebe, Wahrhaftigkeit und Keuschheit sämtlich unbedingt als Tugenden anerkannt werden, ganz besonders aber die andere, daß die sittlichen Forderungen verschiedener Völker und Zeiten oft den Eindruck machen, himmelweit auseinanderzugehen, hat schon viele veranlaßt, die Möglichkeit, dieses Chaos auf ein einheitliches Prinzip zurückzuführen, als ausgeschlossen zu betrachten. Wenn aber inhaltlich die sittlich gebilligten Handlungen nichts gemeinsam haben, so bleibt doch das gemeinsame formale Merkmal zurück, daß sie sämtlich um des Guten oder des Pflichtmäßigen willen gewählt worden sind. Und so könnte man denn fragen und hat man gefragt, ob nicht hier, also in der Motivierung der Handlung durch das Pflichtbewußtsein, das gesuchte Kriterium zur Unterscheidung von gut und böse zu finden

Digitized by Google

sei. Gut müßte dann alles Handeln heißen, welches mit Rücksicht auf die erkannte Pflicht, böse, welches dieser erkannten Pflicht entgegen erfolgt, während alles andere, wobei die Pflichtvorstellung in keiner Weise mitspielt, als sittlich indifferent zu bezeichnen wäre. Wir haben diese Theorie schon früher (§ 15) gestreift; damals aber ihre Zulässigkeit unentschieden gelassen und nur betont, daß sie nicht, wie einige gemeint haben, mit dem Determinismus unverträglich wäre. Es wird jetzt unsere Aufgabe sein, sie näher zu prüfen.

Dabei ist nun vor allem eine wichtige Unterscheidung zu machen[1]). Man kann jenen Satz, daß alles sittlich zu billigende Handeln um des Guten oder um der Pflicht willen getan sein soll, zuerst so auffassen, daß es um eines Zieles willen getan sein soll, welches als gut anzuerkennen, also pflichtgemäß ist; und man kann denselben zweitens so auffassen, daß dieses Ziel, um dessen Willen die Handlung gewählt wird, in letzter Instanz die eigene Pflichterfüllung des Handelnden sein soll. Das sind grundverschiedene Dinge: nach der ersteren Auffassung bin ich sittlich, sofern ich als Ziel wähle, was meine Pflicht ist, nach der zweiten nur, sofern ich es wähle, weil es meine Pflicht ist; nach jener könnte der Blick des vollkommen sittlichen Menschen ausschließlich auf objektive Werte, nach dieser müßte er ebenso ausschließlich auf die eigene Person als Subjekt der Pflicht gerichtet sein. Halten wir uns zunächst an die erstere Auffassung, so besagt die Pflichttheorie in diesem Sinne nichts weiter, als was wir in § 10 ausführlich erörtert haben: daß es nämlich für die sittliche Beurteilung nicht auf die Handlung, sondern auf die Motive ankommt; daß also, damit eine Handlung Wert haben soll, das sittliche Ziel um seiner selbst willen, und nicht als Mittel zu einem anderen Zwecke (etwa dem eigenen Vorteil) verfolgt werden muß. In diesem Sinne ist also die Theorie unbedenklich zu akzeptieren; aber in diesem Sinne bringt sie uns auch kaum viel weiter. Und zwar ebensowenig theoretisch wie praktisch. Theoretisch nicht, weil sie noch immer die verschiedenen sittlichen Ziele unverbunden nebeneinander stehen läßt, also keine Erklärung hat für die Tatsache, daß das sittliche Bewußtsein in allen diesen Zielen etwas Gemeinsames findet, kraft dessen es dieselben eben als gut oder pflicht-

[1]) Vgl. E. Becher, Die Grundfrage der Ethik. Köln 1907, S. 59—63.

Digitized by Google

mäßig bezeichnet. Und praktisch ebensowenig, weil sie die Entscheidung darüber, was in einem gegebenen Falle Pflicht ist, vollständig dem individuellen Gewissen überläßt, und also in denjenigen Fällen, wo die Stimme des Gewissens sich nur unsicher oder bei verschiedenen Personen verschieden vernehmen läßt, keine Hilfe bieten kann.

Das wird nun allerdings anders, wenn wir die Pflichttheorie in dem zweiten oben unterschiedenen Sinne auffassen, also annehmen, daß ein Handeln nur sittlich heißen kann, sofern es durch die Vorstellung der Pflicht als solcher motiviert ist, d. h. also, sofern dabei dem Handelnden als letztes Ziel die eigene Pflichterfüllung vorschwebt. Das war, wie wir S. 127 bis 128 gesehen haben, die Meinung Kants; für ihn darf, wenn eine Wohltat sittlichen Wert haben soll, im Momente der Entscheidung nicht der Gedanke an Leid und Glück des Bewohltätigten, sondern nur derjenige an die eigene Pflicht, zu helfen, das Bewußtsein einnehmen; verdient Wahrhaftigkeit nur dann Hochachtung, wenn nicht die Vorstellung von der Wahrheit an und für sich, sondern diejenige von der Pflichtmäßigkeit des Wahrheitsprechens das Wahrheitsprechen motiviert, und so überall. Indem also nach dieser Theorie alles als sittlich anerkannte und anzuerkennende Handeln einer bestimmten Neigung, nämlich derjenigen zur Pflichterfüllung, unterzuordnen wäre, würde sie uns allerdings theoretisch und praktisch weiter bringen, wenn sie sich in der Tat bewähren sollte. Dies ist nun nach unseren früheren Erörterungen (S. 128—129) von Kant hauptsächlich deshalb angenommen worden, weil er alle Neigungen außer derjenigen zur Pflichterfüllung als in letzter Instanz auf das eigene Wohl gerichtet auffaßte, also alle nicht aus Pflicht erfolgenden Handlungen auf ein „Vergnügen" oder „Ergötzen", welches man an diesen Handlungen oder deren Folgen fände, zurückführen zu müssen glaubte. Die Unzulässigkeit dieser Auffassung wurde a. a. O. ausführlich nachgewiesen. Wer aus spontaner Liebe, natürlichem geradem Sinn, direktem Widerwillen gegen das Gemeine, etwas tut oder unterläßt, denkt dabei genau so wenig an irgend welche zu erwartende Lust oder Unlust, wie der Pflichtmensch Kants; er ist eben vollständig von der Vorstellung der vorliegenden objektiven Verhältnisse in Anspruch genommen, und hat momentan

Digitized by Google

sich selbst vergessen. Sollte man aber hiergegen anführen, daß doch wenigstens nachträglich, je nachdem er so oder anders handelt, er sich über seine Handlung und deren Folgen freuen oder betrüben wird, so wäre darauf zu erwidern, erstens, daß diese Freude und diese Betrübnis, weil nicht vorher vorgestellt, auch nicht das Motiv, sondern nur einen ungewollten Nebenerfolg seines Handelns bilden, und zweitens, daß solche ungewollte hedonistische Nebenerfolge, in den bekannten Formen der Selbstzufriedenheit und der Reue, sich auch der vollbrachten bzw. verletzten Pflicht vielfach anschließen. Gewiß gibt es Personen, welche sich an dem Bewußtsein ihrer eigenen Wohltätigkeit oder Sittsamkeit ergötzen, aber ebensosehr auch andere, denen der Gedanke an ihre korrekte Pflichterfüllung eine Quelle stetigen Selbstgefallens ist. Sowohl die Pflicht- wie die spontane sittliche Handlung können also hedonistische Elemente in sich aufnehmen; sowohl diese wie jene ist aber an und für sich von solchen hedonistischen Elementen frei. Und endlich kann die spontane sittliche Handlung ebensosehr, braucht sie aber ebensowenig wie die Pflichthandlung das Ergebnis eines inneren Kampfes zu sein. Es wäre gewiß nicht richtig, die Pflichterfüllung als unter allen Umständen schwierig und mit peinlichen Opfern verbunden vorzustellen: so verhält es sich nur, wo die Pflichtneigung mit anderen starken Neigungen in Konflikt gerät; aber so verhält es sich auch, wo sonstige Neigungen (etwa Wahrheitsliebe und Eigennutz, oder Ehrgeiz und Genußsucht) einander gegenüberstehen. Kurz, die Pflichtneigung unterscheidet sich von den anderen Neigungen, wie diese unter sich, nur durch die Eigenart des zugehörigen Motivs; das Monopol der Selbstlosigkeit aber darf sie, diesen anderen Neigungen gegenüber, keineswegs für sich in Anspruch nehmen.

Ebensowenig wie dieses, darf ein zweites von Kant angeführtes Argument als entscheidend angesehen werden, nach welchem der Mensch nur beim Handeln aus Pflicht wirklich sich selbst zu diesem Handeln bestimme, dagegen überall sonst sich durch äußere Einflüsse beherrschen lasse. „Wenn der Wille . . ., indem er über sich selbst hinausgeht, in der Beschaffenheit irgend eines seiner Objekte das Gesetz sucht, daß ihn bestimmen soll, so kommt jederzeit Heteronomie heraus. Der Wille gibt alsdann sich nicht selbst, sondern

Digitized by Google

das Objekt durch sein Verhältnis zum Willen gibt diesem das Gesetz"[1]). Das ist unrichtig: auch wenn der Wille sich objektive Ziele setzt, macht er selbst es sich zum Gesetze, diesen Zielen nachzustreben. Allerdings wird die einzelne Handlung, in welcher das Gesetz zur Ausführung gelangt, durch „das Objekt" mit bestimmt, da doch eben der gegebene Fall die Veranlassung zur Anwendung des Gesetzes liefern muß: so verhält es sich aber auch mit dem Pflichtgesetz. Wer das Wohl seiner Mitmenschen fördern will, wird sein Handeln davon abhängig machen müssen, ob es Mitmenschen, welche Hilfe brauchen und denen er helfen kann, gibt; aber auch die von Kant a priori deduzierte Pflicht, Depositen zurückzuerstatten, kann sich nur betätigen, sofern ein Depositum vorliegt. Hier wie dort spricht sich in der Regel („ich will den Menschen helfen" oder „ich will meine Pflicht tun") nichts anderes aus als die allgemeine eigene Willensrichtung des Subjekts, und hier wie dort muß sich die Anwendung der Regel nach den gegebenen Umständen richten. Wenn Kant einen Unterschied zu sehen glaubt, so spielen dabei wohl wieder dualistische Nachwirkungen eine Rolle: die Neigungen, die uns zu irgend einer Handlung „anreizen", uns „von der Natur ins Herz gelegt sind", werden als etwas Äußeres gedacht, die Pflichtneigung allein soll etwas Inneres sein. Tatsächlich ist uns aber die Pflichtneigung in genau dem nämlichen Sinne wie die anderen Neigungen von der Natur ins Herz gelegt, und wird eigenes und fremdes Wohl, Wahrheit und Gerechtigkeit in genau dem nämlichen Sinne wie Pflichtsbetrachtung von uns selbst gewollt. Aus dem Prinzip der Autonomie läßt sich also zugunsten der Pflichttheorie nichts ableiten; sondern wir haben selbständig zu untersuchen, ob in der Tat, wie Kant behauptet, nur das durch Pflichtvorstellungen motivierte Handeln, und nicht auch das auf objektive Werte gerichtete, sittliche Anerkennung verdient.

Befragen wir nun in dieser Sache wieder unsere höchste Autorität, das unbefangene sittliche Bewußtsein, so scheint es mir kaum zweifelhaft, daß dieses der spontanen, aus natürlichen Neigungen hervorgehenden Hilfsbereitschaft oder Wahrhaftigkeit keinen geringeren sittlichen Wert beimißt, als der durch Pflichterwägungen motivierten.

[1]) Werke (Rosenkranz) VIII. S. 72.

Digitized by Google

Es kommt nur darauf an, einigermaßen sorgfältig zu unterscheiden, und zwar nicht bloß, wie Kant, zwischen zweien, sondern zwischen drei verschiedenen Typen. A ist ein überaus sensitiver Mensch, der die Leiden und Freuden seiner Bekannten in der Phantasie fast ebenso stark erlebt, als diese selbst sie in der Wirklichkeit erleben: wenn er, um jene reflektierten Freuden für sich zu gewinnen und jene reflektierten Leiden los zu werden, ihnen Hilfe leistet, so sorgt er im Grunde nur für sich selbst, und sein Handeln hat keinen sittlichen Wert. B und C, welche sich beide stärkerer Nerven erfreuen, helfen auch, aber aus verschiedenen Gründen. B ist der Pflichtenmensch Kants; er steht hoch erhaben über fremden wie über eigenen Leiden und Freuden, und kümmert sich um dieselben nur insofern, als sie ihm Material zur Betätigung der Pflicht darbieten; er rechnet also aus, ob er, B, in diesem Falle nach dem Sittengesetze berufen sei, einzuschreiten oder nicht, und tut, wenn die Antwort bejahend ausfällt, alles was ihm geboten erscheint; nach der vollbrachten Tat fragt er sich nur, ob er seine Schuldigkeit getan hat, während dasjenige, was dabei für die Welt herausgekommen ist, ihn gleichgültig läßt. C endlich denkt überhaupt nicht an sich selbst, weder an sein Wohl oder Wehe, noch an seine Pflicht; aber die Vorstellung des unverdienten Leidens ruft bei ihm ohne Vermittlung den Gedanken hervor: hier soll geholfen werden, und zugleich den Entschluß, selbst Hand ans Werk zu legen. Die Vertreter dieses Typus hat Kant übersehen, jedoch kennt sie jeder aus der Erfahrung. Es sind im allgemeinen gesunde, kräftige Naturen, durchaus nicht empfindlich oder rührselig (eher das Gegenteil) welche es aber keineswegs als eine Pflicht, sondern einfach als eine natürliche Funktion empfinden, anderen mit Rat und Tat beizustehen, und dabei bedeutende Opfer nicht scheuen. Von solchen Personen müßte Kant, da sie bloß „aus Neigung" handeln, sagen, daß ihr Handeln „keinen wahren sittlichen Wert hat", zwar „Lob und Aufmunterung, aber nicht Hochschätzung verdient"; und ebenso müßte er über die einfache Geradheit eines Menschen urteilen, dem von Natur alle Falschheit zuwider ist, und der es eben deswegen, trotz schwerer Versuchung, nicht übers Herz bringen kann, die geringste Unwahrheit zu sagen oder sich anders zu zeigen als er ist. Das sittliche Bewußtsein des Volkes ist keineswegs dieser Meinung; wenn es die Typen B und

Digitized by Google

C miteinander zu vergleichen hat, wird es sogar zweifeln, welcher von beiden die entschiedenste Hochschätzung verdient. Es wird sicher der Pflichttreue einen großen sittlichen Wert beilegen, aber doch aus den ausgeprägteren Formen derselben eine gewisse Engherzigkeit und Peinlichkeit herausfühlen, welche mit der Blickweite und der Spontaneität des anderen Typus unvorteilhaft kontrastiert. Es kann nützlich sein, etwas genauer zu untersuchen, inwiefern dieses Gefühl begründet ist.

Wo steckt also der eigentliche Unterschied zwischen B und C, zwischen Pflichterfüllung und freier Sittlichkeit? Beide haben miteinander gemein, daß sie gut handeln um des Guten willen, daß also ihr Wollen sich auf die sittlichen Ziele als solche richtet, und dieselben in keiner Weise, weder direkt noch indirekt, dem eigenen Wohle dienstbar macht. Der Unterschied kann verschieden begründet sein. Vielleicht ist B (was für Kant selbst sicher gilt) bloß mehr theoretisch beanlagt als C, empfindet er also in stärkerem Grade das Bedürfnis, sich von seinen Zielen Rechenschaft zu geben, dieselben auf allgemeine Formeln zu bringen: das wird sich daran zeigen, daß er nicht nur für sittliche, sondern auch für rein praktische, das Gebiet der eigenen Interessen nicht überschreitende Fragen Maximen aufstellt, und in jedem einzelnen Fall nach diesen Maximen entscheidet. Wenn es sich so verhält, ist offenbar der Unterschied zwischen B und C mehr intellektueller als sittlicher Natur, und fällt mit dem Unterschiede zwischen diskursivem und intuitivem Denken wesentlich zusammen. Zweitens ist denkbar, daß sittliche und hedonistische Neigungen einander bei B schroffer als bei C gegenüberstehen; daß also der erstere mehr als der zweite die Gefahr empfindet, sich von jenen hedonistischen Neigungen zu einem unüberlegten Entschluß hinreißen zu lassen, welcher Gefahr er dann dadurch, daß er ein für allemal jeden denkbaren Fall einer unverbrüchlichen Regel unterordnet, vorzubeugen sucht. Auch in diesem Fall hat der Unterschied keine direkte sittliche Bedeutung: zur Sicherung sittlichen Handelns trifft der eine gewisse Maßregeln, der andere nicht, weil eben nur jener diese Maßregeln braucht. Es kann aber noch ein dritter Fall vorkommen: B kann sich seine letzten Ziele enger gesteckt haben als C, indem es für ihn nicht auf die Verwirklichung objektiver Werte überhaupt, sondern auf die Verwirklichung objektiver Werte

Digitized by Google

durch ihn ankommt; genauer: indem dasjenige, was er verwirklichen will, in letzter Instanz nur seine eigene sittliche Vollkommenheit ist. Das wäre gewiß ein bedeutender sittlicher Unterschied, aber derselbe spräche nicht im Vorteil des B. Allerdings kann es scheinen, als ob es sich anders verhielte: die sittliche Vollkommenheit, könnte man glauben, ist doch wohl das höchste Ziel, welches einer erstreben kann. Und sie ist auch in der Tat das höchste Ziel, welches einer für sich erstreben kann. Wer aber diese sittliche Vollkommenheit ausschließlich oder vorwiegend für sich erstrebt; wer bei jedem Dilemma nur fragt: wie halte ich meine Hände rein? und die anderen für ihre eigene Reinheit sorgen läßt; wer also in letzter Instanz nur an sich und nicht an der Welt arbeitet, — der steht sittlich auf einem Niveau, welches man als die höchste Form des Egoismus bezeichnen kann, jedenfalls aber noch als Egoismus bezeichnen muß. Wenn die Despotie des Ich, die Konzentration des Denkens und Wollens auf die eigene Person der Grund und das Wesen aller Unsittlichkeit ist, und wenn umgekehrt das Sichvergessen und Sich-zum-Opfer-bringen, die bedingungslose Hingabe seiner selbst an höhere Werte, den Gipfel der Sittlichkeit bedeutet, so muß es als eine sonderbare Verquickung von Sittlichkeit und Unsittlichkeit, als ein Triumph der Unsittlichkeit in der Sittlichkeit selbst erscheinen, wenn alle Kräfte der Realisierung höchster Werte zugewendet werden, — aber nur der Realisierung derselben in der eigenen Person. Darum macht die Pflichtenmoral, wie oben angedeutet wurde, so häufig den Eindruck des Engen und Peinlichen, und darum kann sie unmöglich das letzte Wort der Ethik sein. Die höchste Sittlichkeit, welche sich ganz vom Ich befreit hätte, würde sich um die eigene Vollkommenheit nicht mehr kümmern, als um diejenige der anderen, und eben dadurch die erstere erreicht haben. Aber auch, wo im Leben die Forderungen der freien und der Pflichtenmoral einander widerstreiten, werden wir die höhere Sittlichkeit daran erkennen, daß sie nicht nur neben dem eigenen Wohl, sondern auch neben der eigenen Vollkommenheit, diejenigen anderer als gleichberechtigt ins Auge faßt. Man denke sich etwa einen Mann, welcher einen Kreis, für dessen sittliche Erhebung er mit Erfolg gewirkt hat und noch wirken kann, sich selbst überlassen sollte, weil er dort

Digitized by Google

Dinge hört oder sieht, welche die Reinheit seines Gedankenlebens beeinträchtigen; wäre es nicht besser, wenn er sich sagte: auf mich kommt es schließlich nicht allein an, ich werde für die anderen tun was ich kann, und später mit mir selbst fertig zu werden versuchen! Oder man denke auch nur an die übermäßig gewissenhaften Menschen, welche es mit ihrer Seele machen wie die Hypochonder mit ihrem Körper, sich fortwährend beachten, alle ihre Kräfte der Ausmerzung eines kleinen Fehlers zuwenden, ihre Reue kultivieren, — und währenddessen die Gelegenheit, anderen Gutes zu erweisen, an sich vorübergehen lassen. Es ist überall der nämliche Gegensatz zwischen sittlichem Subjektivismus und sittlichem Objektivismus, zwischen der Neigung, sich als letztes Ziel oder als Mittel zu einem wichtigeren und höheren Ziele zu betrachten, zwischen dem überwiegenden Interesse für das eigene Selbst und der freien Verteilung dieses Interesses über alles dem Handeln dargebotene Material. Im Vergleiche mit dem Streben nach eigenem Glück ist die sittliche Pflege des eigenen Selbst gewiß löblich und ehrenwert; vergleichen wir sie aber mit der Arbeit für das Glück des Ganzen, so steht sie nach einer Seite mindestens ebenso weit unter, wie nach der anderen Seite über derselben. Das höchste Kriterium, an welchem wir alle Sittlichkeit zu messen hätten, vermag sie sicher nicht abzugeben[1]).

25. Die ästhetischen Theorien. Den schroffen und einseitigen Pflichttheorien, welche nur ein einziges Motiv als sittlich berechtigt gelten lassen und in der Unterdrückung sämtlicher anders gerichteter Neigungen das Ideal der Sittlichkeit erblicken, stehen andere, welche wir als ästhetische Theorien bezeichnen wollen, schnurstracks gegenüber. Als Vertreter solcher Theorien mag für das Altertum Aristoteles, und mögen für die neuere Zeit Shaftesbury und Schiller genannt werden; ihnen allen ist der Grundgedanke gemeinsam, daß der Maßstab sittlichen Wertes nicht in dem ausschließlichen Übergewicht einer, sondern vielmehr in dem harmonischen Gleichgewichte

[1]) Auffallend deutlich zeigt sich der Konflikt zwischen der Pflichttheorie und den Tatsachen des sittlichen Bewußtseins bei Hensel (Hauptprobleme der Ethik, 2. Aufl., Leipzig 1913, S. 117—126), welcher, da er nach der Pflichttheorie die spontane Liebe nicht als „sittlich" anerkennen kann, sich jetzt damit hilft, sie als „heilig" zu bezeichnen und der Religion statt der Ethik zu überweisen.

Digitized by Google

sämtlicher Neigungen zu suchen ist. Indem sie also nicht die einzelnen Neigungen an und für sich, sondern nur das Maß und das Verhältnis derselben als sittlich wertvoll anerkennen, und indem sie die daraus hervorgehende Harmonie in eine mehr oder weniger enge Beziehung zu derjenigen stellen, welche uns in schönen Naturgegenständen und Kunstwerken entgegentritt, bekunden sie sämtlich die Tendenz, die Ethik mit der Ästhetik zu verbinden oder sogar derselben unterzuordnen.

Daß in der Geschichte der Philosophie von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart diese Tendenz stets wieder aufs neue hervortritt, ist nicht befremdlich. Die ethische und die ästhetische Beurteilung zeigen sich in mehrfacher Hinsicht nahe verwandt: beide bieten sich als eine unmittelbare, von allen Rücksichten auf praktische Folgen unabhängige dar, und beide beanspruchen, in Unterscheidung von der hedonistischen Beurteilung, Allgemeingültigkeit. Aus dieser Verwandtschaft erklärt sich auch, daß die Sprache, obgleich sie für jede der beiden Reaktionen eine eigene Terminologie geschaffen hat, dennoch keineswegs die betreffenden Namen strenge auseinander hält: wir reden ohne Bedenken von einem guten Gemälde oder einem schlechten Drama, wie umgekehrt von einer schönen Tat oder einem häßlichen Charakter, und sind uns dabei kaum einer Inkongruenz bewußt. Auch fehlt es, neben jener formalen, keineswegs an einer inhaltlichen Übereinstimmung. Jede Tugend läßt sich, wie Aristoteles ausführt, als die Mitte zwischen zwei Lastern beschreiben: die Tapferkeit entfernt sich in gleichem Maße von der Feigheit wie von der Tollkühnheit, die Selbstbeherrschung von der Stumpfheit wie von der Genußsucht, die Freigebigkeit vom Geiz wie von der Verschwendung usw.; überall werden die Extreme verdammt, und erscheint das Maßhalten als die Bedingung der höchsten Sittlichkeit: dieses Maßhalten ist aber zugleich die Bedingung der ästhetischen Wohlgefälligkeit. Des weiteren hat ein Leben, in welchem die auf das eigene Wohl gerichteten Neigungen, wegen ihrer mäßigen Intensität und der dauernden Nachwirkung sittlicher Motivvorstellungen, nicht mit Gewalt bekämpft und unterdrückt zu werden brauchen, sondern sich überall leicht und wie von selbst den höheren Neigungen unterordnen, sowohl ethischen Wert wie ästhetischen Reiz; während umgekehrt nicht nur die Schlaffheit, welche jeder Versuchung unterliegt, und der

Digitized by Google

unberechenbare Wechsel zwischen Gutem und Bösem, sondern auch die gewaltsame Durchführung einer einzigen Tugend auf Kosten aller anderen, aus beiden Gesichtspunkten unbefriedigt läßt. Es ist demnach nicht zu verwundern, wenn insbesondere ästhetisch veranlagte Naturen dazu kommen, das sittliche Leben als ein Kunstwerk, das Gewissen als einen auf die allgemeine Lebensführung angewendeten künstlerischen Geschmack, und die „schöne Seele", in welcher Sinnlichkeit und Vernunft sich nicht mehr feindlich gegenüberstehen, sondern harmonisch zum Aufbau des Lebens zusammenwirken, als das höchste Ideal der Sittlichkeit zu betrachten.

Trotzdem stoßen diese Ansichten bei genauerer Untersuchung auf kaum überwindliche Schwierigkeiten. Um dies einzusehen, ist zunächst zu bedenken, daß nicht notwendig überall, wo von Maß und Harmonie die Rede sein kann, diese im ästhetischen Sinne zu fassen sind. Damit eine Speise schmackhaft, eine Arznei heilsam, ein Talent brauchbar sein soll, müssen die einzelnen Bestandteile derselben in passenden Verhältnissen miteinander verbunden sein; dennoch wird niemand diese passenden Verhältnisse als ästhetische bezeichnen. So ist auch daraus, daß keine sittliche Neigung rückhaltlos durchgeführt werden darf, sondern jede sich mit allen anderen abfinden und unter Umständen denselben nachgeben soll, noch keineswegs zu schließen, daß dabei ästhetische Gesichtspunkte maßgebend sind. Direkt gegen die Wahrscheinlichkeit, daß die sittliche Beurteilung sich auf eine ästhetische würde zurückführen lassen, spricht sodann der verschiedene Charakter der beiderseitigen Gefühlsreaktionen. Die Gefühle der Hochschätzung und der Empörung, mit welchen wir dem sittlich Guten oder Bösen begegnen, sind uns in der Selbstwahrnehmung als durchaus verschieden von denjenigen des Gefallens und Mißfallens, welche wir dem Schönen oder Häßlichen gegenüber empfinden, gegeben; es wäre aber unverständlich, wenn rein formale Verhältnisse, welche überall sonst nur die bekannten ästhetischen Gefühle auslösen, auf einmal eine ganz andersartige Reaktion hervorrufen sollten, wenn sie an dem besonderen Material menschlicher Handlungen auftreten. Aber auch, wenn wir hiervon absehen, stellt sich bei genauerem Zusehen heraus, daß die ethische und die ästhetische Beurteilung sich keines-

Digitized by Google

wegs so genau decken, wie jene Beispiele es vermuten ließen. Ein harmonisches, ästhetisch wohlgefälliges Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Neigungen findet sich auf sehr verschiedenen sittlichen Niveaus, indem dabei sowohl die niedrigeren wie die höheren Neigungen die Führung übernehmen können; es findet sich sogar dort, wo nur einzelne Neigungen mit ungehemmter Energie sich betätigen, und dem ganzen Leben ihr einheitliches Gepräge aufdrücken. Dies ist aber nicht weniger der Fall beim egoistischen Kraftmenschen, der sich bei der Verfolgung seiner Ziele durch keine Gewissensbisse beirren läßt und jeden Widerstand niederschlägt, als beim hochherzigen Idealisten, dem die Interessen anderer Menschen, des Staates oder der Menschheit nicht Zeit lassen, an die eigenen zu denken. In jedem dieser beiden Fälle bedingt die Einheit der Willensrichtung, welche sich in der unendlichen Verschiedenheit der einzelnen Handlungen kundgibt, das Fehlen von inneren Konflikten und Widersprüchen, einen gleich hohen ästhetischen Reiz; für die sittliche Beurteilung dagegen bilden die Vertreter der beiden Typen die entschiedensten Gegensätze. Stellen wir dann diesen beiden Typen noch einen dritten zur Seite, denjenigen des aufrichtig das Gute wollenden, aber stets wieder seinen Leidenschaften erliegenden Menschen, dessen Leben zwischen dem Höchsten und dem Niedrigsten hin und her schwankt und in keinem von beiden volle Befriedigung findet, — so haben wir in diesem Typus ästhetisch den entschiedenen Gegensatz zu den beiden vorigen; die sittliche Beurteilung aber wird demselben ebenso entschieden einen Platz zwischen den beiden vorigen anweisen müssen. Es ist demnach weit davon entfernt, daß der ethische und der ästhetische Wert eines Menschen sich decken oder auch nur parallel variieren sollten. Allerdings könnte man, um die vorliegende Theorie zu retten, behaupten, daß für die ästhetische Beurteilung nicht bloß die innere, sondern auch die äußere Harmonie, diejenige zwischen Individuum und Gesellschaft, in Betracht zu ziehen sei: bei dem egoistischen Kraftmenschen gebe es zwar keine Konflikte zwischen den Neigungen, um so mehr aber solche mit anderen Menschen, und darum mißfalle er sowohl ästhetisch wie ethisch. Aber dieser Behauptung widersprechen direkt die Ergebnisse der Selbstwahrnehmung. So wenig wie wir die Schönheit eines Raubtieres verkennen, ob-

Digitized by Google

gleich dieselbe nur auf der vollkommenen Anpassung sämtlicher Organe an Ziele, welche für andere Tiere und Menschen gleich gefährlich sind, beruht, so wenig können wir auch dem geschlossenen Charakter eines Cesare Borgia oder Napoleon unsere ästhetische Bewunderung versagen, obgleich ihr rücksichtsloser Egoismus ethisch die schärfste Verurteilung rechtfertigt. Und eben diese Tatsache, daß wir einen identischen Menschen gleichzeitig ästhetisch bewundern und ethisch verdammen können, ohne dabei das Bewußtsein zu haben, daß diese beiden Urteile sich irgendwie widersprechen oder auch nur gegenseitig abschwächen, beweist, daß Sittlichkeit und Schönheit grundverschiedene Dinge sind, welche zwar zufällig zusammengehen können, von denen aber auf keinen Fall die eine sich auf die andere zurückführen läßt.

26. Die logische Theorie. Sowie dasjenige, was man gut und böse nennt, einigen als ein verkanntes oder umgetauftes Schönes und Häßliches erschienen ist, so haben andere geglaubt, es ohne Rest auf die Begriffe des Wahren und Falschen zurückführen zu können. Die ersten Versuche, in dieser Weise die sittliche Beurteilung der logischen unterzuordnen, finden sich bereits in der antiken Philosophie (hauptsächlich bei den Stoikern); systematisch durchgeführt und in Einzelheiten ausgearbeitet sind dieselben aber erst von einigen englischen Ethikern des 18. Jahrhunderts: Cudworth, Clarke, Wollaston u. a. Unsere Erörterung wird sich vorwiegend an den letzteren[1]) anschließen.

Der Grundgedanke Wollastons ist folgender: in jeder Handlung kommt ein Urteil zum Ausdruck, und je nachdem dieses Urteil richtig oder falsch ist, ist die Handlung gut oder böse. Alle Unsittlichkeit schließt also einen logischen Widerspruch in sich: die Handlung besagt etwas, welches der Wirklichkeit nicht entspricht, und darum ist sie unsittlich. In welchem Sinne eine Handlung der Wirklichkeit entsprechen oder nicht entsprechen kann, erhellt aus folgenden Beispielen. Wenn etwa im Krieg eine Heeresabteilung eine andere unter Feuer nimmt, so ist diese Handlung durchaus gleich-

[1]) Wollaston, The Religion of Nature delineated, 5th Ed. London 1731.

Digitized by Google

bedeutend mit dem ausgesprochenen Satze: das sind Feinde, und also, wie dieser, wahr oder falsch; die Verfolgung des Cicero durch Popilius Laenas ist dem Sinne nach equivalent mit der Behauptung, daß Cicero ein schlechter Mensch sei, den anderen irgendwie beleidigt oder wenigstens ihm nicht wohlgetan habe, und widerspricht also der Wahrheit. In gleicher Weise gehört das tatsächliche Verfügen über eine Sache genau so mit dem Eigentumsrecht über diese Sache zusammen, wie die Worte: diese Sache ist mein; wer Zeuge davon ist, daß einer Schafe verkäuft, wird daraus mit gleicher Sicherheit folgern, daß die Schafe demselben gehören, wie wenn es ausdrücklich gesagt wäre. So ist auch die Nichterfüllung eines Vertrages oder eines Versprechens logisch gleichwertig mit der Leugnung der Tatsache, daß ein Vertrag vorliegt oder ein Versprechen gegeben ist; und so kann man seinen Glauben ebensowohl durch Handlungen (etwa durch das Verehren fremder Götter) verleugnen, wie durch Worte. In allen diesen Fällen ist dasjenige, was die Handlung bedeutet, durch die Natur der Sache gegeben; in anderen dagegen beruht es auf willkürlicher Feststellung, ähnlich wie die Bedeutung der Wörter: so wenn etwa bei den Juden das Bedecken, bei den Christen dagegen das Entblößen des Hauptes als ein Zeichen religiöser Verehrung gilt; aber auch diese Handlungen drücken wieder etwas aus, welches auch in Worten gesagt werden könnte, und, ebenso wie diese, wahr oder falsch sein kann. Überall findet sich die nämliche Sachlage wieder: das Handeln ist gleichsam ein Reden in einer eigenen Sprache, und indem es als solches mit dem wirklichen Tatbestande übereinstimmen oder demselben widersprechen kann, unterliegt es der logischen Beurteilung. Und überall folgt auch dieser logischen Beurteilung die moralische. Das Behandeln von Freunden, als ob es Feinde wären, die Verfolgung Unschuldiger, Diebstahl und Vertragsbruch, die Teilnahme an religiösen Handlungen ohne entsprechende Überzeugung, sind unsittlich, weil und insofern sie eine Unwahrheit bedeuten, und ebenso verhält es sich in allen anderen Fällen. Undankbarkeit ist unsittlich, weil sie die empfangenen Wohltaten leugnet, Grausamkeit gegen Tiere, weil sie diese Tiere wie gefühllose Gegenstände behandelt, also ihre Schmerzempfindlichkeit verneint, Hilfeverweigerung, weil sie entweder die Hilfsbedürftigkeit oder das eigene Vermögen, helfend einzugreifen, fälschlich in

Digitized by Google

Abrede stellt, usw. Von allen unsittlichen Handlungen ergibt sich, daß sie im Grunde Lügen sind, und eben als Lügen sind sie sittlich verwerflich. Und so ist denn die logische Theorie eigentlich dadurch charakterisiert, daß sie, in gleicher Weise wie der Utilismus die Menschenliebe, nun ihrerseits die Wahrhaftigkeit zur zentralen und einzigen Tugend erhebt, und alles, was man des weiteren als Tugend bezeichnet, ohne Rest auf diese Wahrhaftigkeit glaubt zurückführen zu können.

Die logische Theorie hat etwas sehr Bestechendes; sie läßt sich scheinbar ohne jeden Zwang auf eine große Vielheit von ethischen Tatsachen anwenden, und das von ihr gebotene Kriterium hat an und für sich eine große Evidenz. Auch lehrt die Selbstbesinnung, daß man sich bei der Verurteilung einer unsittlichen Handlung wirklich eines Widerspruchs zwischen dieser Handlung und etwas anderem, welches sich auf die gegebene Sachlage bezieht, mehr oder weniger deutlich bewußt ist; und es liegt nahe, dieses andere einfach mit der gegebenen Sachlage selbst zu identifizieren. Dennoch wird hierbei ein fundamentaler Fehler begangen: die Handlung widerspricht nicht der Sachlage an und für sich, sondern sie widerspricht einer Folgerung, welche sich aus dieser Sachlage in Verbindung mit den bereits vorausgesetzten, aber nicht klar und deutlich zu Bewußtsein gebrachten sittlichen Kriterien ergibt[1]). Wenn man von Popilius Laenas annimmt, daß er die Pflichten der Dankbarkeit und der Gerechtigkeit anerkennt und danach zu handeln strebt, dann allerdings ergibt sich ein schroffer Widerspruch; wie aber, wenn er dieser Pflichten spottet und nur den eigenen Vorteil sucht? Man wird, meint

[1]) Dieser Fehler ist von durchaus gleicher Art wie derjenige, welcher von den vorkantischen Erkenntnistheoretikern in bezug auf die Philosophie der Geometrie begangen wurde. Diese Erkenntnistheoretiker waren der Meinung, daß die Sätze der Geometrie sich ausschließlich aus Definitionen beweisen lassen, demzufolge denn jede Abweichung von denselben einen inneren Widerspruch enthalten müßte, und die Geometrie als eine analytische Wissenschaft zu betrachten wäre. Dabei wurde jedoch übersehen, daß außer den Definitionen der geometrischen Figuren noch etwas anderes, nämlich die geometrischen Axiome, stillschweigend vorausgesetzt wurde, und daß Abweichungen von den geometrischen Lehrsätzen nicht jenen Definitionen an und für sich, sondern bloß Folgerungen aus den Definitionen und den Axiomen widersprechen würden.

Digitized by Google

Wollaston, sein Verhalten allgemein so verstehen, daß Cicero ihn irgendwie gekränkt habe; es ist aber hinzuzusetzen: weil und insofern in der betreffenden Gesellschaft die sittliche Vorschrift gilt, ohne erlittene Unbill keinem etwas zuleide zu tun. Abstrahiert man aber von dieser Vorschrift (und man muß davon abstrahieren, da doch die sittlichen Verhältnisse erst durch die logischen begründet werden sollen und also nicht vorausgesetzt werden dürfen), so bleibt nur übrig, daß der Tod Ciceros Popilius Laenas irgendwie nutzen konnte, und der Widerspruch ist verschwunden. Betrachten wir noch ein anderes Beispiel. Wenn ein Reicher sich weigert, einen Bedürftigen zu unterstützen, so läßt sich diese Weigerung in mehrfacher Weise deuten: entweder so, daß der eine keiner Hilfe bedarf oder der andere nicht imstande ist, ihm zu helfen, oder auch so, daß zwar der Arme arm und der Reiche reich, letzterer aber zugleich ein entschiedener Egoist ist, der sich um fremde Leiden nicht kümmert. Und die erstere Deutung dringt sich wieder nur dann als die natürlichere auf, wenn wir einen gewissen Grad des Wohlwollens und der Sittlichkeit als selbstverständlich voraussetzen. Wenn also die Handlungen, ähnlich wie Wörter und Sätze, etwas „bedeuten", so ist doch diese Bedeutung mehr oder weniger unbestimmt; und dies hängt damit zusammen, daß die Feststellung dieser Bedeutung schließlich darauf hinausläuft, die wahrscheinlichen Motive für die Handlung zu bestimmen. Diese wahrscheinlichen Motive sind aber verschiedene, je nachdem wir der Bestimmung derselben die eine oder die andere Vorstellung vom Charakter der handelnden Person zugrunde legen: wenn wir hören, daß einer einen anderen bekämpft und verfolgt, so werden wir uns die motivierende Sachlage ganz verschieden denken, je nachdem wir den ersteren als einen Ehrenmann oder als einen Schurken kennen. Die petitio principii der Vertreter der logischen Theorie besteht nun darin, daß sie überall ausschließlich diejenigen Motive in Betracht ziehen, welche einen Ehrenmann zur vorliegenden Handlung hätten bringen können. Selbstverständlich kommt dann ein Widerspruch heraus, wenn der Täter zufällig ein Schurke und

Sowie hier die geometrischen Axiome, werden aber in der Ethik von den Vertretern der logischen Theorien die Kriterien der sittlichen Beurteilung stillschweigend vorausgesetzt und übersehen.

Digitized by Google

die Sachlage eine solche ist, welche eben nur einem Schurken Motive zu jener Handlung liefern konnte. Stellt man sich aber von vornherein, statt auf den Standpunkt des Ehrenmannes, auf denjenigen des Schurken, so müßte sich die ganze Ethik umkehren: alles Sittliche müßte unsittlich, alles Unsittliche sittlich erscheinen. Der Schurke würde ja, wenn er etwa von einer großmütigen Stiftung hörte, folgenderweise argumentieren: diese Handlung ist gleichwertig mit dem Satze, daß der Stifter für sich von der Stiftung einen Vorteil zu erwarten hat, welcher ihn für seinen jetzigen Verlust reichlich entschädigt, dieser Satz ist falsch, also ist seine Handlung unsittlich. Und diese Argumentation wäre, wenn nicht die sittlichen Unterschiede bereits vorausgesetzt werden, genau soviel wert wie diejenige der in Frage stehenden Theorie.

Abschließend wäre also noch einmal daran zu erinnern, daß, wie bereits in § 4 betont wurde, die Logik an und für sich niemals Kenntnisse begründen, sondern nur dieselben aus anderen Kenntnissen ableiten kann. Der Schlußprozeß ist bloß formeller Natur, und bedarf überall als Anknüpfungspunkt materieller Daten. Sowie für die Geometrie die Raumvorstellung, muß man für die Ethik das sittliche Bewußtsein vor aller Beweisführung bereits mitbringen; sowenig wie einem unräumlichen Wesen jene, würde man einem Wesen ohne jede sittliche Anlage diese Wissenschaft durch Vernunftschlüsse andemonstrieren können.

27. Die Objektivitätstheorie[1]). Die logische Theorie mußte als ungenügend verworfen werden: unsittliche wie sittliche Handlungen sind das logisch notwendige Produkt gegebener Charak-

[1]) Der Grundgedanke der nachfolgenden Theorie findet sich bereits angedeutet bei Brentano (Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis, Leipzig 1889), klar und deutlich ausgesprochen bei Lipps (Die ethischen Grundfragen, Hamburg 1905). Beide Bücher habe ich erst kennen gelernt, als das Manuskript zum gegenwärtigen Werke fertig war; ich freue mich ganz besonders über die Übereinstimmung mit Lipps, welche sich, trotz mehr oder weniger wichtiger Abweichungen in der Anwendung, auch auf manche Einzelheiten, nicht nur in bezug auf die jetzt vorliegende Frage, erstreckt.

Digitized by Google

tere und Umstande, und nur sofern man in die gegebenen Umstände sich andere als die gegebenen Charaktere hineindenkt, kann scheinbar ein Widerspruch zwischen beiden herauskommen. Trotzdem drängt sich die Vermutung auf, daß diese logische Theorie einen wertvollen Kern in sich enthält, welchen man vielleicht nur ans Licht zu ziehen brauchte, um eine sichere Begründung der Ethik wenigstens anzubahnen. Daß alles sittliche Handeln in gewissem Sinne ein vernunftgemäßes Handeln ist, erscheint nicht nur dem natürlichen Denken als plausibel, sondern ist auch in der Geschichte stets wieder mit Nachdruck behauptet oder doch stillschweigend vorausgesetzt worden. Die Meinung Sokrates', daß alle Tugend auf Einsicht beruht, das stoische „κατὰ λογὸν ζῆν", der bei allen Rationalisten beliebte Gegensatz zwischen dem „vernünftigen" sittlichen Wollen und den blinden Trieben, das Wort Pascals: „travaillons à bien penser, voilà le principe de la morale", die Verwendung des Wortes „raison" bei den Enzyklopädisten, der Kantsche Begriff der „praktischen Vernunft", — diese alle beweisen, wie stark und entschieden man zu jeder Zeit ein Vernunftelement in der Sittlichkeit herausgefühlt hat, wenn es auch meistens nicht oder nur mangelhaft gelang, dieses Vernunftelement begrifflich festzulegen. Noch leichter kann man sich vielleicht der betreffenden Auffassung von der entgegengesetzten Seite annähern. Die Unsittlichkeit, insbesondere das Verbrechen, ist bekanntlich von Kurella durch die beiden Merkmale der „Souveränität des Ichs" und der „Souveränität des Augenblicks" charakterisiert worden; denkt man sich hinein in dasjenige, was diese Formeln besagen, so scheint es evident, daß das gemeinte Opfern allgemeiner oder dauernder zugunsten besonderer oder vorübergehender Interessen mit vollem Rechte als vernunftwidrig bezeichnet werden kann. Daß also Vernunft und Sittlichkeit etwas miteinander zu tun haben, ist uns in mehrfacher Weise als dunkle, im Kantschen Sinne „verworrene" Einsicht gegeben; es fragt sich, ob wir diese Einsicht wenigstens so weit aufklären können, daß sie sich mit den Tatsachen vergleichen läßt.

In bezug auf diese Frage ist nun erstens unverrücklich daran festzuhalten, daß die hier gemeinte Vernunftmäßigkeit und Vernunftwidrigkeit mit demjenigen, was in der formalen Logik so genannt wird, nicht einfach identisch sein kann. Weder darf dem

Digitized by Google

sittlichen Handeln in einem anderen Sinne als allem Geschehen überhaupt logische Notwendigkeit zugeschrieben werden, noch impliziert das unsittliche Handeln, an und für sich betrachtet, einen logischen Widerspruch. Wenn hier ein Widerspruch vorliegt, so kann es kein innerer, sondern nur ein Widerspruch mit etwas anderem sein; wo haben wir aber dieses andere zu suchen? Achten wir noch einmal auf jene „Souveränität des Ichs und des Augenblicks", und fragen wir, warum dieselbe uns als vernunftwidrig erscheint; die Antwort wird dann wohl lauten müssen: wir nennen dieselbe vernunftwidrig, insofern sie einen einzigen Augenblick oder ein einziges Individuum, welche an sich nicht wichtiger sind als andere Augenblicke oder andere Individuen, dennoch soviel höher als diese bewertet. Und das entgegengesetzte, die Zukunft und die Umwelt mit berücksichtigende Verhalten nennen wir vernunftmäßig, insofern es dasjenige, was objektiv betrachtet gleichen Wert hat, auch tatsächlich als ein Gleichwertiges ansieht und behandelt. Soweit diese Antwort reicht, hieße also das unsittliche Handeln vernunftwidrig, weil es durch engbeschränkte und subjektive, das sittliche dagegen vernunftmäßig, weil es durch weite und objektive Gesichtspunkte beherrscht wird; und in der Tat läßt sich verstehen, daß die Sprache in dieser Weise jene dem Gebiete des theoretischen Denkens entnommenen Namen auf das Gebiet des praktischen Handelns übertragen hat. Allerdings ist, wie Simmel[1]) bemerkt, nicht einzusehen, „was die Willenstat, meinen Vorteil für den eines anderen oder einer Gemeinschaft aufzugeben, mit dem Vermögen, aus gewissen Prämissen einen Schluß zu ziehen, gemeinsam hat"; zum beweiskräftigen Schluß gehört aber, außer der logischen Folgerichtigkeit, auch noch die Vollständigkeit der Prämissen, und in weitaus den meisten Fällen, wo einer unvernünftig urteilt oder sich (innerhalb des eigenen Interessengebietes) unvernünftig benimmt, trägt daran nicht ein eigentlicher Schlußfehler, sondern vielmehr die Unvollständigkeit und Einseitigkeit der ins Auge gefaßten Prämissen die Schuld. Aus diesem Gesichtspunkte aber erscheint es nicht mehr als unverständlich, daß die Sprache eine Verwandtschaft zwischen dem vernünftigen Denken und dem objektiv bestimmten Handeln

[1]) A. a. O., I, S. 98—99.

Digitized by Google

herausgefühlt hat: diese beiden haben eben das wesentliche Merkmal gemeinsam, daß sie alle verfügbaren Daten in gleichem Maße zur Geltung gelangen lassen, daß sie also prinzipiell von allen persönlichen Wünschen und Vorurteilen zu abstrahieren und einen überindividuellen Standpunkt einzunehmen versuchen. Man könnte also doch, wenngleich in einem anderen Sinne als Kant, von einer praktischen Vernunft neben der theoretischen reden, wobei das tertium comparationis eben in jener Beiseitestellung aller subjektiv bedingten Beschränkung zu suchen wäre. Um Mißverständnisse zu vermeiden, wollen wir aber lieber dem Worte Vernunft seine theoretische Bedeutung lassen; die eben jetzt in unserem Gesichtskreis aufgetauchte Vermutung, daß das objektiv bestimmte Handeln überall das sittliche Handeln ist, soll also nicht als Vernünftigkeits- oder Vernunftmäßigkeits-, sondern als Objektivitätshypothese angedeutet werden.

Es gilt nun vor allem, diese Hypothese scharf zu formulieren. Sie geht davon aus, daß die Motive, die sich bei einem praktischen Dilemma gegenüberstehen, entweder aus einem engeren, zeitlich oder individuell beschränkten, oder aus einem weiteren, von dieser zeitlichen und individuellen Beschränkung freieren Gesichtspunkte als wertvoll erscheinen können; und sie nimmt an, daß der Gegensatz zwischen Unsittlichkeit und Sittlichkeit durchgängig mit demjenigen zwischen der Empfänglichkeit für jene engeren, subjektiven und für diese weiteren, objektiven Motive zusammenfällt. Vollkommen sittlich wäre also derjenige, welcher sich bei allen seinen Entscheidungen ins Zentrum der Dinge versetzte und von hier aus das Gewicht der jeweilig vorliegenden Motive bestimmte; also jede Person, jedes Ding, jedes Verhältnis nach ihrem eigenen Werte, unabhängig von dem Maße, in welchem dieselben seinen besonderen Wünschen oder Interessen dienen oder schädigen könnten, behandelte. Umgekehrt wäre alle Unsittlichkeit auf das Vorwalten persönlicher vor sachlichen, besonderer vor allgemeinen Gesichtspunkten zurückzuführen; sie wäre also nichts weiter als Enge, Beschränktheit, Kleinlichkeit des Wollens und Strebens, und beruhte allgemein darauf, daß das eigene Ich oder gar ein kurzer Moment desselben praktisch zum Mittelpunkt der Welt gemacht wird. Ethische Gesinnung wäre, nach dem schönen

Digitized by Google

Worte Stumpfs[1]), sachliche Gesinnung; sie ließe sich auch bestimmen als praktische Weite des Blicks oder Umfang der Interessen, welcher selbstverständlich mit der theoretischen Weite des Blicks oder dem Umfang der Kenntnisse und Einsichten nicht verwechselt werden darf (s. u. S. 256—258). Indem solcherweise die vorliegende Hypothese den Gegensatz zwischen sachlichen und persönlichen, universellen und individuellen Gesichtspunkten und Bestrebungen zur Grundlage der Ethik macht, berührt sie sich mit dem altorientalischen, mitunter auch in der griechischen Philosophie auftauchenden Gedanken, daß der Abfall des Teiles vom Ganzen die Wurzel aller Sünde in sich enthält; sowie auch mit der pantheistisch-mystischen Lehre, nach welcher alles Streben sowie alles Wissen sich schließlich nur auf Gott beziehen kann, dieses Streben aber insofern unvollkommen und unsittlich heißen muß, als es partieller Natur ist, also auf einzelnes in Gott, statt auf Gott überhaupt sich richtet. Es ist jedoch ausdrücklich zu betonen, daß das Objektivitätsprinzip in der hier vorliegenden Form von der religiösen Grundlage, auf welcher jene Lehren sich aufbauen, durchaus unabhängig ist, sich mit derselben zwar verbinden läßt, aber dieselbe in keiner Weise voraussetzt.

Soviel über den allgemeinen Inhalt des einschlägigen Prinzips; wir haben jetzt zu untersuchen, was sich in der Ethik damit machen läßt. Das heißt also: inwiefern sich dieses Prinzip fähig erweist, von den gesamten Tatsachen der sittlichen Beurteilung nach Richtung und Intensität Rechenschaft abzulegen.

Am einfachsten gestaltet sich die Beantwortung dieser Frage in bezug auf die Tugend der Wahrhaftigkeit, welche man kurz als Objektivität in den Aussagen, oder auch als Objektivität in bezug auf Dinge und Verhältnisse überhaupt bezeichnen könnte. Die Wahrheit sprechen heißt nichts weiter, als sich in seinen Aussagen durch die eigene Natur der Dinge, worüber man spricht, bestimmen lassen, sich also diesen Dingen gegenüber auf einen durchaus objektiven Standpunkt stellen, rein sachlich über dieselben reden. Und mit dieser Wahrhaftigkeit im Reden hängt die Wahrhaftigkeit im Denken, die Wahrhaftigkeit gegenüber sich selbst, aufs engste zu-

[1]) Stumpf, Vom ethischen Skeptizismus, Leipzig 1909, S. 24.

Digitized by Google

sammen, welche darin besteht, daß man auch beim Aufbau seiner eigenen Ansichten alle bekannten Gründe gleichmäßig zum Worte gelangen, sich nicht durch Sympathien oder Antipathien, Hoffnung oder Furcht dazu bestechen läßt, die einen aufzunehmen und festzuhalten, sich gegen die anderen abzuschließen, und solcherweise willkürlich in das eigene, objektive Verhältnis derselben einzugreifen. Diese Wahrhaftigkeit, sowohl im Denken wie im Reden, ist also für die Objektivitätstheorie nicht ein Mittel zu anderweitigen Zwecken, sondern eine primäre und selbständige, allen anderen durchaus ebenbürtige und ebenwertige Haupttugend; und die Theorie befindet sich dabei in voller Übereinstimmung mit dem natürlichen sittlichen Bewußtsein, welches stets die utilistische Begründung der Pflicht zur Wahrhaftigkeit als eine Entwürdigung derselben empfinden wird. Ceteris paribus ist, an und für sich und unbedingt, Wahrheitsprechen gegenüber sich selbst und anderen besser als Lügen: so urteilt mit axiomatischer Evidenz das sittliche Bewußtsein; und nach dem Objektivitätsprinzip ist diese Evidenz einfach dadurch zu erklären und zu begründen, daß die unparteiliche, von allen Nebenrücksichten freie Versenkung in das Objekt, welche das Wahrheitsprechen bezeugt, an und für sich etwas sittlich Wertvolles, und sogar das allgemeine und wesentliche Merkmal alles sittlich Wertvollen ist. Allerdings begründet dieses Merkmal noch viele andere sittliche Werte neben demjenigen des Wahrheitsprechens; es kann daher die Pflicht des Wahrheitsprechens mit anderen Pflichten in Kollision geraten und mitunter diesen weichen müssen: keineswegs ist aber die erstere den letzteren untergeordnet und müßte also etwa überall die Menschenliebe die Wahrhaftigkeit besiegen; sondern beide stehen selbständig nebeneinander, und die Ansprüche beider sind in jedem Konfliktsfall an dem gemeinsamen Kriterium zu messen. In welcher Weise dies geschehen kann, wird später (§ 30) zu untersuchen sein. Hier wäre nur noch nachzutragen, daß neben den genannten auch noch mehrere andere Tugenden, welche in mehr oder weniger enger Beziehung zum Wohl und Wehe der Gesamtheit stehen und daher häufig rein utilistisch begründet werden, schließlich zum größten Teil auf der Tugend der Wahrhaftigkeit beruhen und auch als solche sittlich gewertet werden. So verhält es sich beispielsweise mit der Pünktlichkeit in der Erfüllung

Digitized by Google

von Versprechen, mit der Zuverlässigkeit in Geldangelegenheiten, mit Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Echtheit in jeder Hinsicht; was sich am deutlichsten daran zeigt, daß die betreffenden Eigenschaften auch dort, wo nur verschwindend geringe Interessen auf dem Spiele stehen, dennoch unbedingt als wertvoll anerkannt, und auch von gewissenhaften Menschen ebenso treu wie sonst betätigt werden. Wer etwa grundsätzlich auch unbedeutender Zolldefraudationen an der Grenze sich enthält, oder sich besondere Mühe gibt, seine Steuerangaben genau der Wahrheit entsprechend einzurichten, der wird in den meisten Fällen bei genauer Selbstbesinnung finden, daß weder der Gedanke an den infinitesimalen Schaden, den ein abweichendes Handeln dem Staate oder dessen Angehörigen bringen würde, noch eine zum blinden Mechanismus erstarrte Gewohnheit, sondern daß einfach die direkte Scheu vor der Unwahrheit ihn veranlaßt hat, sich lieber einige Unannehmlichkeiten gefallen zu lassen, als eine nicht ganz richtige Angabe zu machen. Aus gleichen Gründen wird etwa der sittlich höherstehende Mensch, auch wo er die üblichen Höflichkeitsformeln verwendet (S. 208 bis 209), dieselben dennoch in einer Abstufung verwenden, welche derjenigen seiner wirklichen Gefühle möglichst genau entspricht, und also möglichst wenig zu Mißdeutungen Veranlassung geben kann. Überall wird, Konfliktsfälle vorbehalten, dasjenige Denken, Reden und Handeln sittlich am höchsten gewertet, welches dem Ideale der Wahrheit am nächsten kommt, also der objektiven Sachlage, welche es auf irgend welche Weise zum Ausdruck bringen soll, am besten entspricht.

Etwas länger werden wir uns bei den Tugenden aufzuhalten haben, welche sich speziell auf unser Verhalten anderen Menschen und lebenden Wesen gegenüber beziehen, und welche unter die beiden Namen Liebe oder Wohlwollen und Gerechtigkeit zusammengefaßt zu werden pflegen. Allerdings liegt auch hier der Zusammenhang mit dem Objektivitätsprinzip auf der Hand. Sich auf einen objektiven Standpunkt stellen, heißt, die Dinge vom Zentrum, nicht von der zufälligen Stelle, welche man selbst einnimmt, aus betrachten; eigene Interessen und Wünsche nicht bloß deshalb, weil es die eigenen sind, mehr gelten lassen als andere; sich selbst und andere nach dem gleichen Maßstabe

Digitized by Google

theoretisch beurteilen und praktisch behandeln. Das stimmt aber genau zu demjenigen, was zu jeder Zeit als das Ideal der Gerechtigkeit anerkannt worden ist, und es stimmt auch zum Hauptgebot der christlichen Moral: seine Nächsten zu lieben wie sich selbst. Wie dieses, fordert die vorliegende Theorie als Bedingung sittlicher Vollkommenheit, die Wünsche, Interessen und Ansprüche anderer unter gleichen Bedingungen auch in gleichem Maße gelten zu lassen wie die eigenen, also zwischen sich und diesen anderen praktisch nicht anders zu unterscheiden, als auch zwischen beliebigen anderen unterschieden werden müßte. Der Richtung nach befindet sie sich demnach in voller Übereinstimmung mit allgemein als gültig anerkannten sittlichen Kriterien; es fragt sich, ob diese Übereinstimmung sich auch auf die Umstände erstreckt, welche nach dem Ausspruch des sittlichen Bewußtseins eine Verstärkung oder eine Einschränkung der Pflicht der Menschenliebe mit sich führen.

Hier kann nun wenigstens über den prinzipiellen Standpunkt, auf welchen sich die Objektivitätstheorie bei der Beurteilung solcher Verstärkungen und Einschränkungen zu stellen hat, kein Zweifel bestehen: nur sofern dieselben in objektiven Verhältnissen begründet, also für jeden anderen einsichtigen Menschen ebenso evident sind wie für den Handelnden selbst, sind sie als berechtigt anzuerkennen. Das heißt aber, daß nur der eigene Wert der für irgend eine Hilfeleistung in Betracht kommenden Personen, sowie das Maß ihrer Bedürfnisse, nicht aber ihre besonderen Beziehungen zur eigenen Person, aus sittlichem Gesichtspunkt das Verhalten ihnen gegenüber bestimmen dürfen. Diese Forderungen werden wir also mit den tatsächlichen Wertschätzungen des sittlichen Bewußtseins zu vergleichen und an denselben zu prüfen haben.

Achten wir zunächst auf die an letzter Stelle genannte Forderung, die Ablehnung jeder Berücksichtigung persönlicher Beziehungen, so scheint hier ein entschiedener Widerspruch mit Auffassungen, welche für das sittliche Bewußtsein evident sind, vorzuliegen. Denn tatsächlich wird meistenteils auf die Liebe für Mitglieder eines mit dem Handelnden eng verbundenen Kreises (Familie, Klasse, Nation) viel mehr Nachdruck gelegt, als

Digitized by Google

auf diejenige für andere, und werden demgemäß Neigungen wie Verwandtenliebe und Patriotismus als wesentliche und unaufhebbare Bestandstücke der Sittlichkeit betrachtet. Der Widerspruch ist jedoch, wie ich glaube, nur ein scheinbarer, durch vorübergehende Verhältnisse vorgetäuschter. Die Sache liegt eben so, daß auf der bis dahin erreichten Stufe sittlicher und intellektueller Entwicklung die Erweiterung des theoretischen wie des praktischen Blicks über die engeren Gemeinschaften hinaus noch etwas verhältnismäßig Seltenes ist; konkrete, anschauliche, umfassende Vorstellungen hat fast jeder in vollem Maße nur von dem Werte und den Bedürfnissen der Personen aus seiner näheren Umgebung, in geringerem Maße von seinen Volksgenossen; und die mit diesen Vorstellungen gegebenen Motive werden sich daher unverhältnismäßig viel häufiger und stärker ihm aufdrängen als andere, welche sich auf Fremde beziehen. Seine Eltern und Verwandte, seinen Kreis und sein Volk mehr zu lieben als andere, ist demnach natürlich, aber es ist darum nicht sittlich. Eben weil es natürlich ist, wird man aber, wo jene engere Liebe sich unterdurchschnittlich betätigt, nicht sofort eine weitere, sondern vielmehr einen Mangel an Liebe überhaupt voraussetzen. Man wird also von demjenigen, der sich in wichtigen Angelegenheiten den Wünschen seiner Eltern widersetzt, oder seine weniger bemittelten Verwandten nur mäßig unterstützt, oder sich nicht speziell für die Zukunft seines Volkes oder seiner Rasse begeistert, immer zuerst (und meistens mit Recht) annehmen, daß es ihm an praktischer Blickweite mangelt, daß er sich also nur um das eigene Wohl und Wehe kümmert, und ihn darum verurteilen. Daß es sich auch anders verhalten kann, daß das Interesse für die Gruppe nicht nur durch das Interesse für das eigene Ich, sondern auch durch das Interesse für das Ganze zurückgedrängt sein kann, daran wird man um so weniger denken, in je geringerem Maße man selbst solcher weiteren und weitesten Interessen fähig ist; sofern man aber daran denkt, und sofern man sich wirklich vergegenwärtigen kann was damit gemeint ist, wird man auch die höhere damit gegebene Stufe der Sittlichkeit nicht verkennen. Das zeigt sich besonders deutlich in Konfliktsfällen: wenn eine Mutter ein fremdes Kind zu den ihrigen in ihr Haus aufgenommen hat, so wird man es gewiß höher schätzen, wenn sie dieses Kind genau

Digitized by Google

so wie die eigenen behandelt, als wenn sie es zwar gehörig versorgt, jedoch kleine Überraschungen, Leckerbissen, Ausflüge nur den eigenen Kindern zuteil werden läßt; und wenn ein Vater seinen persönlichen Einfluß dazu verwendet, die eigenen Söhne auf Kosten anderer gleichberechtigter vorwärts zu bringen, so wird das von niemand gutgeheißen werden. Dem entspricht es auch, daß der Kreis, auf welchen sich die gefühlten und geforderten Verpflichtungen beschränken, im Laufe der Geschichte sich allmählich und regelmäßig erweitert, daß also der Stammes- und Lokalpatriotismus sich zum größten Teil in den Nationalpatriotismus aufgelöst hat, und dieser längst angefangen hat, sich in den Humanismus aufzulösen. Das erhabene Wort des Ibsenschen Brand: „ich wäg' den Feind und mein Geschlecht mit einerlei Gewicht, wie's recht", und das andere aus dem Evangelium: „wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, Schwester und Mutter", werden stets den höchsten, allerdings nur von wenigen zu ersteigenden Gipfel sittlicher Vollkommenheit darstellen.

Ungefähr ebenso verhält es sich mit der Tugend der Dankbarkeit, welche wie die Verwandten- und Vaterlandsliebe auf persönlichen Beziehungen zu beruhen scheint, und dennoch vom sittlichen Bewußtsein hochgewertet und entschieden gefordert wird. Die Pflicht zur Dankbarkeit beruht, je nach Umständen, auf einem zweifachen Grunde: wer Wohltaten angenommen hat, welche nicht aus Liebe, sondern in der Erwartung von Gegenleistungen erwiesen wurden, hat einfach einen Vertrag abgeschlossen und hat sich (S. 243—244) an denselben zu halten; wer aber aus reiner Liebe ohne Anspruch auf Gegenleistungen bewohltätigt worden ist, hat besser als andere Gelegenheit gehabt, den sittlichen Wert des Wohltäters kennen zu lernen, und ist ihm darum auch selbst zur Liebe verpflichtet. Aber diese Verpflichtung würde prinzipiell in gleichem Maße vorliegen, wenn nicht er, sondern ein anderer der Gegenstand jener uneigennützigen Wohltaten gewesen wäre. Nur deshalb hat man Grund, von ihm insbesondere diese Liebe zu erwarten und zu fordern, weil man voraussetzen darf, daß die Tatsachen, welche dieselbe begründen, ihm besser bekannt und lebhafter gegenwärtig seien als anderen. Die eigentliche Dankbarkeit, welche nur oder vorzugsweise den liebt, von dem sie selbst Wohltaten empfangen hat, muß also

Digitized by Google

die Objektivitätstheorie für eine unvollkommene Sittlichkeit, für ein Mischprodukt sittlicher und egoistischer Neigungen erklären. Wo sie vorkommt, bezeugt sie sowohl Verständnis und Gefühl für sittliche Werte wie Beschränkung des Blicks auf die eigenen Erlebnisse; wo sie zurücktritt, kann sowohl das Fehlen dieser Beschränkung, wie der Mangel an jenem Verständnis und an jenem Gefühl daran schuld sein. Und nur indem man (wieder vielfach mit Recht) das letztere voraussetzt, erscheint die Undankbarkeit als tadelnswert. Wenn aber die Objektivitätstheorie die Dankbarkeit als solche nicht als eine reine Tugend anerkennt, so bedeutet dies nicht, daß sie weniger, sondern daß sie mehr fordert, nämlich Verehrung und Liebe für alles Gute, unabhängig davon, ob dies der reagierenden Person oder anderen zum Vorteil gereicht hat. Auch für diese Forderung kann sie sich schließlich auf ein Wort Jesu berufen, welches genau das nämliche besagt: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan."

Soviel über die von der Objektivitätstheorie geforderte Nichtberücksichtigung persönlicher Beziehungen; wir haben jetzt zu untersuchen, welche Gesichtspunkte, dieser Theorie zufolge, bei der Abstufung unseres Verhaltens unseren Mitmenschen und anderen fühlenden Wesen gegenüber wohl berücksichtigt zu werden verdienen.

Ein erster solcher Gesichtspunkt ist selbstverständlich das Maß der Bedürfnisse. Daß, objektiv betrachtet, der Wunsch eines Schwerleidenden nach ärztlicher Hilfe, die Bitte eines Verhungernden um Unterstützung, mehr Berücksichtigung verdienen als diejenigen eines Leichterkrankten oder eines Wohlsituierten, daß also überall, ceteris paribus, die kleineren Interessen den größeren weichen müssen, ist ohne weiteres ersichtlich. Wir können dies auch so ausdrücken, daß für die objektive Betrachtung alle Ungleichheit in der Verteilung von Lust und Unlust an und für sich ein Übel ist: wenn die Bedürfnisse aller, wie das Objektivitätsprinzip es will, gleich schwer wiegen, kann die Arbeit sich nur auf eine möglichst gleichmäßige Befriedigung derselben richten. Und daraus ergeben sich denn die Tugenden der Unparteilichkeit, der Ritterlichkeit (welche eben darin besteht, die eigene Kraft dem Schwächeren gegenüber nicht zu gebrauchen oder sogar in den Dienst dieses Schwächeren zu stellen)

Digitized by Google

und der ausgleichenden Gerechtigkeit überhaupt. Neben dieser ausgleichenden steht aber die lohnende und strafende Gerechtigkeit; und auch sie muß erklärt werden.

In bezug auf diese eigentliche, als Selbstzweck gedachte lohnende und strafende Gerechtigkeit habe ich nun früher (S. 203—206) schon bemerkt, daß es sicher nicht angeht, dieselbe einfach außerhalb der Ethik zu stellen. Die Forderung, daß Glück und Unglück dem Verdienste, also dem sittlichen Wert oder Unwert entsprechend verteilt sein sollen, hat für das unbefangene sittliche Bewußtsein eine so allgemeine und entschiedene Evidenz wie kaum eine andere; und sogar diejenigen, welche infolge einer mißverständlichen Auffassung des Determinismus die Selbstbestimmung und das Verdienst leugnen, pflegen unbedenklich zuzugeben, daß, wenn es eine Selbstbestimmung gäbe, das Gute belohnt und das Böse bestraft werden müßte. Des weiteren wird, wieder sofern es eine wirkliche Selbstbestimmung geben sollte, jene Forderung eben in ihrer unbedingten Form allgemein als eine sittliche empfunden; während dagegen ein entsprechendes, aber utilistisch motiviertes Handeln, welches also darauf ausgeht, durch Verheißung von Lohn zur Tugend zu verlocken, oder dem einen ein Leid zufügt, damit die anderen angenehmer leben können, ebenso allgemein den schwersten sittlichen Bedenken unterliegt. Solche Tatsachen sollten doch diejenigen, welche kurzerhand jene erstere Forderung für sittlich unzulässig, dieses letztere Verhalten dagegen für sittlich geboten erklären, einigermaßen stutzig machen. Jedenfalls werden wir, die wir als letzten Prüfstein für ethische Theorien nur die sittlichen Erfahrungen anerkennen, untersuchen müssen, ob die Objektivitätstheorie auf die einschlägigen Erfahrungen einiges Licht sollte werfen können.

Dazu wäre denn an erster Stelle zu bemerken, daß die Objektivitätstheorie wenigstens nicht, wie der Utilismus, eine Abstufung des Verhaltens nach dem inneren Wert der Personen, auf welche dasselbe sich richtet, ausschließt. Sie fordert zwar unparteiliche, darum aber noch keineswegs gleiche Behandlung verschiedener Menschen oder fühlender Wesen; sie schreibt vor, die Dinge aus einem möglichst umfassenden Standpunkte zu betrachten und danach zu handeln: für diesen möglichst umfassenden Standpunkt verschwinden aber zwar die Unterschiede,

Digitized by Google

welche sich aus ihren Beziehungen zum Handelnden ergeben, nicht aber die Wertunterschiede in den Dingen selbst. Daß also nicht alle, sondern nur die Gleichen gleich, dagegen die Ungleichen ungleich zu behandeln sind: bessere Menschen anders als schlechtere, Tiere anders als Menschen, jeder nach seinem Wert, kann vom Standpunkte dieser Theorie sofort als plausibel erscheinen. Es fragt sich nur, wo wir den Maßstab, nach welchem wir unser Handeln dem Werte der betreffenden Personen anzupassen haben, hernehmen sollen. Oder mit anderen Worten: ob sich der objektiven Betrachtung ein solcher Maßstab als logisch notwendig darbietet, und ob sich dieser Maßstab in den gegebenen Äußerungen des sittlichen Bewußtseins wiedererkennen läßt.

Es will mir nun scheinen, als ob in der Tat jene Glückseligkeit, welche das sittliche Bewußtsein für die Guten, und jene Unglückseligkeit, welche es für die Bösen fordert, sich in einer Weise näher bestimmen ließen, wodurch die dieser Forderung anhaftende Evidenz sich als eine logisch notwendige erkennen läßt. Wir haben früher (S. 60—61) gesehen, daß ein wichtiger Teil der tatsächlich vorliegenden Lust und Unlust nur auf der Befriedigung bzw. Nichtbefriedigung gegebener Wünsche beruht; von dieser Lust und Unlust erhellt aber mit apriorischer Evidenz, daß jene für die Guten, sofern sie gut sind, diese für die Bösen, sofern sie böse sind, mit Recht zu fordern ist. Wer überhaupt sittliche Unterschiede anerkennt, erklärt damit einiges Wollen für berechtigt, anderes für unberechtigt; es liegt aber im Begriff des guten und berechtigten Wollens, daß es Befriedigung —, des bösen und unberechtigten Wollens, daß es keine Befriedigung verdient. Und da nun jene Befriedigung notwendig Lust, diese Nichtbefriedigung notwendig Unlust mit sich führt, folgt, daß wenigstens diese Lust und Unlust ethisch unzertrennlich mit der Sittlichkeit bzw. Unsittlichkeit zusammengehören. Es wäre also zu fragen, ob nicht die Forderung der lohnenden und strafenden Gerechtigkeit, sofern sie eine sittliche Forderung ist, eben auf diese Lust und Unlust sich beziehen sollte.

Allerdings sieht es zunächst nicht danach aus. Die im Leben vorliegenden Äußerungen des Gerechtigkeitstriebes richten sich, scheint es, auf Glück und Unglück überhaupt, nicht ausschließlich

Digitized by Google

auf Glück und Unglück aus der Befriedigung sittlicher bzw. der Nichtbefriedigung unsittlicher Wünsche; auch ist wohl sicher, daß zu diesen Äußerungen rein praktische Motive (Unschädlichmachung, Abschreckung oder Bestechung) jedenfalls ein gut Teil beitragen. Wenn aber dieser Teil das Ganze wäre, bliebe der sittliche Wert unerklärt, welcher der lohnenden und strafenden Gerechtigkeit unbezweifelbar anhaftet. Individuum, Staat und Gesellschaft reagieren tausendfach auf nützliche oder schädliche Ereignisse behufs Verstärkung des Nutzens oder Abwendung des Schadens, ohne daß doch ihrem Handeln auch nur ein Schatten derjenigen Dignität zukäme, welche wir in der Gerechtigkeit anerkennen; und auch die Gerechtigkeit geht sofort dieser Dignität verlustig, wenn wir sie utilistisch begründet denken. Es muß also in der Forderung, daß Sittlichkeit und Glück zusammengehen sollen, neben dem Nutzen noch ein anderes, spezifisch sittliches Moment liegen; und da wir nun gefunden haben, daß es wirklich einen ethisch durchsichtigen Zusammenhang zwischen Sittlichkeit und (einer besonderen Art von) Lust gibt, muß untersucht werden, ob nicht dieser Zusammenhang von den einschlägigen Tatsachen des sittlichen Bewußtseins Rechenschaft geben kann.

Die Hypothese, welche wir zu prüfen haben, wäre also diese: daß der sittliche Wert der lohnenden und strafenden Gerechtigkeit auf allen Stufen (also auch bereits auf derjenigen des primitiven Racheinstinktes) ausschließlich auf dem Gedanken beruht, daß nur das sittliche Wollen befriedigt zu werden verdient[1]). Von diesem Gedanken hätten wir also anzunehmen, daß derselbe bereits den Reaktionen des primitiven Menschen und des Kindes, sofern diese als sittlich berechtigt empfunden werden, zugrunde liegt, jedoch (ähnlich wie etwa die mathematischen Axiome und das Kausalitätsprinzip) zunächst noch rein intuitiv, unzergliedert und ohne klares Bewußtsein; und wir hätten zu fragen, ob sich aus dieser Annahme erstens jene primitiven, sodann auch die bei höherer Entwicklung erfolgenden Reaktionen des Gerechtigkeitstriebes erklären lassen. Dazu wäre denn folgen-

[1]) Lipps (a. a. O. S. 309—315) sucht die Erklärung anderswo: nämlich in der sittlichen Einwirkung der Strafe auf den Verbrecher. Mit der Forderung einer solchen Einwirkung, überall wo dieselbe möglich ist, bin ich durchaus

Digitized by Google

des zu bedenken. Der primitive Mensch ist noch überwiegend egoistisch, und wird also fast ausschließlich von demjenigen, was ihm persönlich Wohl oder Wehe bereitet, einen starken Eindruck bekommen; er vermag sich in das Gedanken- und Gefühlsleben anderer nur mangelhaft zu versetzen, und wird demnach überall die nächstliegende und gröbste Deutung vorziehen; er denkt wesentlich anthropomorphistisch, und wird also jene Deutung auch auf Tiere und leblose Gegenstände anwenden; es fehlt ihm das Vermögen der Analyse, er wird also jeden nur als ein unteilbares Ganzes auffassen und beurteilen; er ist endlich überwiegend primärfunktionierend, und demnach außerstande, seinen gegenwärtigen Eindruck auf Grund früherer Erfahrungen zu ergänzen, zu mäßigen oder auch nur zu suspendieren. Darum wird er alles, was ihm widerfährt, sofort und ausschließlich auf ein entsprechendes gutes oder böses Wollen zurückführen, dieses gute oder böse Wollen nicht als eine Seite, sondern als das ganze Wesen des Täters auffassen, und denselben dementsprechend behandeln. Das ist aber genau der Standpunkt der primitiven Rache und der primitiven Dankbarkeit, welchem wir nicht nur bei Kindern regelmäßig, sondern auch bei sehr emotionellen Primärfunktionierenden vorübergehend noch täglich begegnen. Von diesem Standpunkte aus vollzieht sich dann eine notwendige Entwicklung, wesentlich im Anschluß an diejenige der intellektuellen Fähigkeiten, in folgenden Stufen. Zunächst gibt man sich Rechenschaft davon, daß nicht alles, was nützt oder schadet, dies mit der Vorstellung und dem Willen des Nutzens und Schadens tut; demzufolge denn Tiere und leblose Dinge als Gegenstände sittlicher Reaktionen ausgeschieden werden, und diese Reaktionen auch Menschen gegenüber sich nicht mehr direkt an die Handlung, sondern an die aus dieser Handlung erschlossene Ge-

einverstanden (s. u. S. 254); was mich hindert, dieselbe als das Wesentliche in der strafenden Gerechtigkeit anzuerkennen, ist erstens ihre Unanwendbarkeit auf den Parallelfall der lohnenden Gerechtigkeit; zweitens die Tatsache, daß das sittliche Bewußtsein auch für den unverbesserlichen Verbrecher, sofern es die Unverbesserlichkeit nicht als krankhaft in dem § 12 besprochenen Sinne betrachtet, sehr entschieden Strafe, und gerade die schwerste Strafe, fordert; drittens der auch von Lipps hervorgehobene Umstand, daß „das Bewußtsein, eine Strafe sei verdient, sich nicht auf das für die Zukunft Zweckmäßige, sondern auf das in der Gegenwart Wirkliche bezieht.“ Übrigens wird das im Text vorgetragene Prinzip auch von Lipps (S. 184) anerkannt, nur nicht mit der Forderung der Vergeltung in Verbindung gebracht.

Digitized by Google

sinnung festknüpfen. Sodann läßt allmählich die einseitige Konzentration der Aufmerksamkeit auf eigene Erlebnisse nach; es wird stets mehr das gesamte Verhalten eines Menschen allen anderen gegenüber für die Beurteilung seines sittlichen Wertes in Betracht gezogen: die Reaktion verliert ihren exklusiv persönlichen Charakter. Und endlich führt das wachsende Vermögen der Analyse nicht nur zur Unterscheidung von Gradabstufungen des sittlichen Wertes, denen die Reaktion sich anzupassen hat, sondern auch zur Erkenntnis, daß im Wollen eines Menschen keine unteilbare Einheit, sondern ein Kampf zwischen Höherem und Niedrigerem, Gutem und Bösem sich offenbart, und daß darum auch die Reaktion keine einheitliche, sondern eine geteilte sein soll: helfend und fördernd, sofern das Wollen ein gutes, widerstehend und bekämpfend, sofern es ein böses Wollen ist. Man sieht, wie im Laufe dieser Entwicklung, welche sich bei Kindern noch Schritt für Schritt verfolgen läßt, die Reaktion sich stets genauer auf dasjenige Ziel konzentriert, welches ihr von jenem oben aufgestellten Prinzip vorgeschrieben wird. Allerdings ist diese Entwicklung noch keineswegs abgeschlossen; nur die ersteren Stufen derselben hat das sittliche Bewußtsein bereits hinter sich, aber auch die letztere hat es wenigstens schon angefangen zu ersteigen. Wenigstens bei den sittlich und geistig Höchstgebildeten wird man finden, daß sie sich gleich sehr scheuen, einem überwiegend guten Menschen durch Befriedigung seiner niedrigeren Neigungen Freude zu machen, wie einem überwiegend schlechten Menschen durch Nichtbefriedigung seiner höheren Neigungen Schmerz zu bereiten; daß also bei ihnen die Forderung der Vergeltung sich nicht mehr auf Glück und Unglück überhaupt richtet, sondern vielmehr auf Glück und Unglück im Zusammenhang mit den besonderen, jene Forderung begründenden Neigungen. Einem Habsüchtigen „geschieht eben recht", wenn eine Spekulation zu seinem Nachteil ausschlägt, einem eingebildeten Menschen, wenn er eine Erniedrigung erfährt; andererseits einem selbstlosen Forscher, wenn er durch eine wichtige Entdeckung Ruhm erwirbt, oder einem gewissenhaften Familienvater, wenn er Freude an seinen Kindern erlebt. Dagegen empfindet man es als außerhalb des Gebietes der Gerechtigkeit liegend, wenn jene ersteren etwa von Krank-

Digitized by Google

heiten heimgesucht werden, oder wenn diese letzteren große Erbschaften machen. In solchen Erfahrungen des sittlichen Bewußtseins bereitet sich, wie mir scheint, der Abschluß jener Entwicklung vor. Überschauen wir diese Entwicklung, so finden wir dieselbe überall von der Forderung, sittliche Neigungen zu befriedigen, unsittliche nicht, beherrscht. Diese Forderung liegt bereits der primitiven Rache zugrunde, und erteilt derselben erst das Bewußtsein der sittlichen Berechtigung, genau so wie die logischen Gesetze dem primitiven Denken zugrunde liegen und demselben das Bewußtsein der Wahrheit erteilen; sowie aber aus dem primitiven Denken die logischen Gesetze, kann sich auch aus der primitiven Rache die Forderung, welche sie in sich enthält, erst allmählich zu begrifflicher Klarheit emporarbeiten. In Verbindung mit falschen oder ungenügend zergliederten Vorstellungen von der Sachlage kann sie, wie jene Gesetze, zu Ergebnissen führen, welche später als Irrtümer erkannt werden; je mehr aber der analytische Blick sich schärft, um so sicherer wird sie auch als eine selbstverständliche Folgerung aus den ethischen Grundtatsachen anerkannt werden[1]). — Daß damit ein wesentlicher und wichtiger Teil der im Begriffe der vergeltenden Gerechtigkeit zusammengefaßten sittlichen Forderungen eine befriedigende Erklärung gefunden hat, glaube ich annehmen zu dürfen; ob aber das Ganze derselben, scheint mir nicht mehr so sicher wie früher. Insbesondere der allgemein verbreitete Gedanke, daß durch die Strafe das Verbrechen „gesühnt", also die Schuld gewissermaßen getilgt wird, bedarf wohl noch weiterer Aufklärung, welche ich jedoch zur Zeit noch nicht zu bieten vermag.

[1]) Es ist ausdrücklich zu betonen, daß Obiges nicht ohne weiteres über die Berechtigung der Maßnahmen entscheidet, durch welche der Staat gemeingefährlichen Handlungen vorzubeugen sucht. Der Staat hat für die Befriedigung sittlicher und die Nichtbefriedigung unsittlicher Neigungen die allgemeinen Bedingungen zu schaffen, verfügt aber nicht über die Mittel, sie im einzelnen zu gewährleisten. Mit Rücksicht auf jene Aufgabe wird er sich häufig genötigt finden, aus Motiven, welche mit dem sittlichen Wert oder Unwert der betreffenden Individuen nichts zu tun haben, in deren Lustbilanz einzugreifen (Steuererhebung, Dienstpflicht, Einsperrung Geistesgestörter usw.). Aus solchen Motiven wird er auch gegen gemeingefährliche Handlungen überhaupt, unabhängig davon, ob dieselben aus sittlichen oder aus unsittlichen Neigungen entspringen, einschreiten müssen, und dazu vielfach der Verknüpfung von unan-

Digitized by Google

Wenn nun aber nach alledem die Objektivitätstheorie nur vorschreibt, allen Menschen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sie nach ihrem Verdienste zu behandeln, wo bleibt dann, wird man fragen, die verzeihende Liebe, wo die christlichen Tugenden der Sanftmut und Milde? Ich antworte: soweit diese Tugenden wirklich Tugenden sind, sind sie in der Gerechtigkeit bereits mit enthalten. Denn welche ist die Sachlage in nahezu allen Fällen, wo das sittliche Bewußtsein aufrichtige Verzeihung der Schulden schätzt oder fordert? Wir haben es in diesen Fällen erstens fast immer mit Schulden zu tun, welche speziell gegen die Person, welche verzeihen soll, begangen worden sind; die Forderung läuft also darauf hinaus, den persönlichen Faktor in der Reaktion auszuschalten, und eben dieses ist nach allem vorhergehenden die oberste Forderung der Gerechtigkeit. Zum zweiten wird das sittliche Bewußtsein überall, für sich und für andere, die Pflicht des Verzeihens damit begründen, daß eine vollständigere Kenntnis oder ein vollständigeres Inbetrachtziehen aller Umstände die Schuld beträchtlich kleiner würde erscheinen lassen. Dies kann, wie wir früher (§ 12) ausführlich gesehen haben, aus sehr verschiedenen Gründen der Fall sein, und es

genehmen Folgen mit jenen Handlungen, sei es zur Unschädlichmachung, sei es zur Abschreckung, bedürfen. Was man im allgemeinen die Strafjustiz nennt, deckt sich demnach keineswegs mit der Vergeltung im obigen Sinne, sondern umfaßt wesentlich mehr; dennoch hat der Staat bei den betreffende Maßnahmen mindestens in doppelter Hinsicht der aufgestellten Forderung Rechnung zu tragen. Erstens dadurch, daß möglichst scharf zwischen eigentlichen Strafen und bloß praktisch gebotenen Sicherheitsmaßregeln unterschieden wird. Diese Unterscheidung kann eine bloße Wortfrage scheinen; jedoch nur so lange, als man sich auf einen exklusiv hedonistischen Standpunkt stellt, also annimmt, es komme nur darauf an ob, nicht in welcher Weise und mit welcher Begründung man einem Unannehmliches zufügt. Für das Rechtsbewußtsein des Volkes ist sie es sicher nicht: dieses Rechtsbewußtsein kann es verstehen und billigen, daß gemeingefährliche Personen (Fanatiker für irgendeine Idee, Anarchisten, Suffragettes) außer Stand gesetzt werden Schaden zu stiften, aber nimmermehr, daß ihnen, sofern sie aus sittlichen Motiven gehandelt haben, durch ein Strafurteil der Makel des Verbrechers aufgedruckt wird. Zweitens aber kann und soll der Staat auch die eigentlichen Strafen so einrichten, daß dieselben möglichst wenig der Betätigung und Entwicklung höherer, sittlicher Neigungen (Liebe zu den Angehörigen, Wißbegierde) im Wege stehen, vielmehr mit allen Mitteln dieselben zu fördern suchen. Zur Erfüllung beider Forderungen sind in den letzten Jahrzehnten bereits wichtige Ansätze gemacht worden; es kommt nur darauf an, diese Forderungen auch im Prinzip anzuerkennen und überall konsequent durchzuführen.

Digitized by Google

ist wohl sicher, daß wir aus solchen Gründen nahezu jeden, den wir jetzt verurteilen, in einem milderen Lichte sehen würden, wenn wir alles von ihm wüßten, was überhaupt von ihm zu wissen ist. Aber die Mäßigung unseres Urteils, welche daraus erfolgen würde (sowie selbstverständlich auch die Vorwegnahme derselben auf Grund der allgemeinen Einsicht, daß es sich fast immer so verhält) wäre offenbar schon wieder eine Forderung der Gerechtigkeit. Es gibt also ohne Zweifel ein Verzeihen, welches hohen sittlichen Wert beanspruchen kann; dasselbe entwickelt sich auf dem Boden einer umfassenden Menschenkenntnis und eines hochausgebildeten Vermögens der Einfühlung, und hat seine letzten Wurzeln in der tiefempfundenen Scheu, auch nur im kleinsten unrecht zu tun. Aber es ist etwas durchaus anderes, einen Menschen nicht verurteilen zu wollen, ehe man ihn erkannt, also neben oder hinter dem Bösen auch das etwaige Gute ans Licht gezogen und berücksichtigt hat, — etwas anderes, über das Böse hinwegzusehen, es zu beurteilen und zu behandeln als ob es ein Nichts oder gar ein Gutes wäre. Und eben dieses, oder etwas, was demselben zum Verwechseln ähnlich sieht, wird häufig unter dem Namen der verzeihenden Liebe und der Milde des Urteils gewertet, angepriesen und gefordert. Das ist aber nicht nur ethisch unrichtig, sondern auch gefährlich. Es ist ethisch unrichtig, weil es als Tugend preist, was schließlich, in einer oder der anderen Weise, ein Mangel und eine Schwäche ist. Jene „Milde des Urteils", welche überall nur entschuldigen und beschönigen will, kann alles mögliche bedeuten: Schlaffheit, Dummheit, Menschenfurcht, Neigung um mit allen lieb Kind zu sein, Mangel an sittlichem Gefühl, und vielleicht dies alles zusammen; es wäre durchaus verfehlt, sie mit der wohlbegründeten und echt sittlichen Berücksichtigung möglicher Fehlerquellen zusammenzuwerfen. Und es wäre auch gefährlich. Denn wenn einer nach jeder freien Äußerung sittlichen Unwillens stets wieder daran gemahnt wird, daß er doch mild urteilen soll, so wird das sittliche Bewußtsein nicht gestärkt und entwickelt, sondern gebrochen und zurückgedrängt; und was dabei herauskommt, ist entweder ethische Skepsis oder Verwilderung des sittlichen Urteils. Wer sich der Lehre fügt, gibt die eigene klare Einsicht und damit den festen Boden für die Evidenz der sittlichen Wertung auf; wer

Digitized by Google

sich widersetzt, läuft Gefahr, weiterhin nicht nur die Grenzen der Milde, sondern auch diejenigen der Gerechtigkeit unbeachtet zu lassen. Nicht mit der Forderung eines milderen, sondern mit derjenigen eines gerechteren Urteils soll man der Neigung zu übermäßig scharfer Kritik entgegentreten. Daß man gerecht sein soll, sieht jeder ein; daß man aber dem Schlechten gegenüber, sofern es schlecht ist, zur Milde verpflichtet sei, kann nur dadurch, daß man diese Bedingung übersieht, als sittlich begründet erscheinen.

Nach allem vorhergehenden wird es vielleicht kaum mehr nötig sein zu bemerken, daß die Objektivitätstheorie keineswegs, wie man mißverständlicherweise glauben könnte, nur diejenigen Handlungen als sittlich wertvoll anerkennt, bei welchen der Handelnde an die Gesamtheit der Menschen oder der fühlenden Wesen überhaupt gedacht hätte; vielmehr kann sie ohne Schwierigkeit bereits der aufopfernden Hingabe an eine oder an wenige Personen den höchsten Wert beilegen. Denn sie fordert nur, daß in jedem besonderen Fall die besonderen dabei vorliegenden Verhältnisse aus einem allgemeinen, unpersönlichen, objektiven Gesichtspunkte betrachtet und gewertet werden; daß man also sich selbst als solchen aus der Überlegung ausschaltet, die eigenen Interessen nicht schwerer wiegen läßt als diejenigen anderer, und Verhältnissen, wobei man selbst beteiligt ist, in der gleichen Weise gegenübersteht, wie wenn man nicht dabei beteiligt wäre. Objektivität in diesem Sinne kann aber im engsten ebensowohl wie im weitesten Kreise, sie kann sogar einer einzigen Person gegenüber betätigt werden. Es hängt ja nur zum kleinsten Teil von unserem Willen ab, vor welche Dilemmen wir gestellt werden; die Möglichkeiten, zwischen denen wir zu wählen haben, der Umfang der dabei in Betracht kommenden Interessen werden uns durch die Umstände gegeben: wir können uns nur bestreben, aus jenen Möglichkeiten jedesmal die objektiv beste zu wählen, und eben in der Intensität und Konsequenz dieses Strebens zeigt sich das Maß unserer Sittlichkeit. Schon aus diesem Grunde ist, wie früher bemerkt wurde, dasjenige, was wir von den Menschen erwarten und fordern, je nach Amt und Stellung derselben ein Verschiedenes: der Arzt und der Priester, der Gelehrte und der Soldat finden sich vor durchaus verschiedene Wahlen gestellt

Digitized by Google

und betätigen in entsprechend verschiedener Weise ihre Sittlichkeit. In irgend welcher Weise hat aber jeder Mensch ohne Ausnahme, tagtäglich, im großen oder im kleinen, eigene und fremde Rechte und Interessen gegeneinander abzuwägen, und er handelt sittlich in demjenigen Maße, in welchem er die ersteren nicht schwerer wiegen läßt als die letzteren. Und in der nämlichen Weise wie die äußeren Umstände, bedingen auch die intellektuellen Fähigkeiten und der Umfang des Wissens Ungleichheiten in der Wirkungssphäre, welche für den sittlichen Wert des Handelns genau so gleichgültig sind wie jene anderen. Es kommt ja für das Maß der Sittlichkeit nur auf die praktische, nicht auf die theoretische Blickweite, nur auf die Richtung des Wollens, nicht auf die Ausbildung des Denkens an; ein Handeln gemäß der gegebenen, sei es auch äußerst mangelhaften Erkenntnis der vorliegenden Werte, frei von der egoistischen Beschränkung, ist aber für das Kind und für den Idioten ebensowohl möglich wie für den Gelehrten. Das Kind, welches seinen Kuchen freiwillig mit seinem Gefährten teilt, zeigt Objektivität und praktische Blickweite; der Gelehrte, dem seine Arbeiten nur ein Mittel sind, um in der Welt vorwärts zu kommen, läßt beide vermissen. Auch für die vorliegende Lehre gilt das Wort: was kein Verstand des Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt. Aber nicht nur in bezug auf wissenschaftliche Kenntnisse, auch in bezug auf die unmittelbar gegebene Wirklichkeit kann der theoretische Blick beliebig eingeengt sein, während doch dasjenige, was derselbe umfaßt, hinreichende Gelegenheit bietet, um die Weite des praktischen Blicks zu offenbaren. Für manchen Chauvinisten gibt es nur sein Land, für manchen Politiker nur seine Partei, für manche Mutter nur ihr Kind; wir würden vermutlich anders urteilen und den theoretischen Gesichtskreis jener beschränkt nennen; auch kann der letzte Ursprung dieser Beschränkung in einem Mangel an Objektivität zu suchen sein: falls aber die betreffenden Personen für Land, Partei oder Kind willig Glück und Leben opfern, werden wir ihnen unsere Bewunderung nicht versagen. Es kommt eben wieder für die sittliche Beurteilung nicht darauf an, welche Motive in den Gesichtskreis treten (das hängt nicht vom Willen, sondern von zahllosen inneren und äußeren Umständen ab), sondern nur

Digitized by Google

darauf, wie auf diese Motive reagiert wird, ob und in welchem Maße eigenes Wohl und Wehe den in diesen Motiven mit Recht oder Unrecht anerkannten Werten untergeordnet oder übergeordnet wird. Selbstverständlich wird mit zunehmenden Kenntnissen und Einsichten der Gesichtskreis sich erweitern; wer aber als Kind mit seinen Leckerbissen nicht gekargt, als Jüngling für das Vaterland gekämpft, und als Mann seine Kräfte in den Dienst allgemeiner Menschheitsideale gestellt hat, ist dabei sittlich der gleiche geblieben.

Noch einem anderen Mißverständnis ist hier in aller Kürze zu begegnen. Man hat geglaubt, die von mir vertretene ethische Hypothese als eine intellektualistische bezeichnen zu müssen, welche die emotionelle und volitionelle Seite des sittlichen Bewußtseins vernachlässige und nur ein nüchternes Abwägen eigener und fremder Interessen gelten lasse. Das eine ist so unrichtig wie das andere. Was nach dieser Hypothese den sittlichen vom unsittlichen Menschen unterscheidet, ist doch offenbar keine Eigenschaft des Verstandes, sondern ausschließlich eine solche des Fühlens und Wollens; was sie mit Objektivität, praktischer Blickweite u. dgl. meint, ist keineswegs Weite der Kenntnisse oder Einsichten, sondern ausschließlich Weite des Herzens: Empfänglichkeit für die Ansprüche anderer wie für die eigenen, „Liebe zum Nächsten wie zu sich selbst". Und auch das zweite beruht auf einem Irrtum. Die Frage, ob einer die sich gegenüberstehenden Interessen nüchtern abwägt oder intuitiv zwischen denselben entscheidet, ist eine solche des Temperaments, nicht des Charakters; das eine wird man vom Phlegmatiker, das andere vom Choleriker zu erwarten haben; beide können aber dabei gleich sittlich sein[1]).

Zusammenfassend können wir also sagen, daß dasjenige, welches sich aus dem Objektivitätsprinzip in bezug auf das Handeln den Mitmenschen und sonstigen fühlenden Wesen gegenüber folgern läßt, die Beurteilungen des sittlichen Bewußtseins in allen wesentlichen Stücken zu erklären und, eben weil es dieselben erklärt, auch aus ihren eigenen Voraussetzungen zu korrigieren vermag. Das Objektivitätsprinzip fordert überall, es fordert aber

[1]) Über diese und andere Kritiken des vorliegenden Buches vgl. meinen Artikel: Methoden en theorieën op het gebied der ethiek. Theologisch Tijdschrift LI, S. 1—38.

Digitized by Google

auch nichts weiter, als daß der Mensch anderen nicht als Partei, sondern als Richter gegenüberstehe; sofern er dies aber tut, wird auch die aufgeklärte öffentliche Meinung sowie sein eigenes Gewissen ihm recht geben. Was dabei für die Gemeinschaft herauskommt, ob Großes oder Kleines, materielle Vorteile, intellektuelle Fortschritte oder sittliche Erhebung, etwas oder nichts, Nutzen oder Schaden, mag sehr wichtig sein, aber es gehört einer anderen Dimension an und hat mit dem sittlichen Werte des betreffenden Menschen nichts zu tun. Die sittliche Beurteilung richtet sich überall nicht auf die inhaltlichen Ziele, sondern auf die formale Eigenart des Wollens; nicht darum wird in letzter Instanz das Verhalten anderen gegenüber als gut beurteilt, weil es auf die Verwirklichung bestimmter Werte (Lust, Glück, Aufklärung, Tugend) ausgeht, sondern weil es diese Werte in möglichst weitem Umfang, für den ganzen kleineren oder größeren Kreis, den es übersieht und innerhalb dessen es wirken kann, zu verwirklichen sucht. Und umgekehrt ist alle Sünde anderen gegenüber Sünde nur deshalb, weil und insofern der Handelnde die Grenzen seines praktischen Gesichtskreises enger gezogen hat als sein theoretischer Gesichtskreis reicht; also von den ihm zu Gebote stehenden Motiven nur oder vorzugsweise diejenigen berücksichtigt hat welche sich auf sein beschränktes Ich oder auf damit näher Zusammenhängendes beziehen. Das sittliche Ideal ist also nicht, dieses Ich zu kasteien oder abzutöten, womit ihm doch wieder eine Sonderstellung eingeräumt wäre; sondern gerade umgekehrt: die Wünsche und Bedürfnisse desselben in gleichem Maße, aber auch nur in gleichem Maße, wie diejenigen anderer zu berücksichtigen. Der Egoismus ist unbedingt —, und in letzter Instanz ist nichts anderes als der Egoismus sittlich zu verwerfen[1]); die

[1]) Was Haß und Bosheit anbelangt, welche vielfach dem Egoismus zur Seite gestellt werden, so ist zunächst zwischen diesen beiden scharf zu unterscheiden, indem zwar beide sich fremdes Leid zum Ziel setzen, jedoch mit durchaus verschiedener Begründung und Gefühlsbetonung. Dem Haß liegt immer die (richtige oder falsche) Überzeugung von der Schlechtigkeit seines Gegenstandes zugrunde; er trägt demnach, mag auch jene Überzeugung aus der allereinseitigsten Berücksichtigung und Deutung persönlicher Erfahrungen entstanden sein, stets ein Element der Gerechtigkeit in sich. Daher zeigt sich, wer wirklich hassen kann, im allgemeinen auch der Liebe fähig. Dagegen halte ich die Bosheit (die Neigung,

Digitized by Google

sittliche Grundneigung, welche diesem Egoismus gegenübersteht, ist aber nur ungenau als Altruismus, sie ist erschöpfend nur als Universalismus zu bezeichnen. Der Altruismus böte nicht nur, wie häufig bemerkt worden ist[2]), praktische Schwierigkeiten, insofern eine Welt, in welcher jeder nur geben und keiner empfangen wollte, schwerlich bestehen könnte; aber er ist, als letztes Prinzip gefaßt, auch irrationell, und überhaupt nur als krankhafte Übertreibung des Universalismus denkbar. Allerdings wird man einen, der überall die eigenen Interessen weniger als diejenigen anderer gelten läßt, sittlich hoch bewerten, und zwar mit Recht: denn ein solches Verhalten kann entweder darauf beruhen, daß er aus übermäßiger Furcht, dem anderen nicht sein volles Recht zu geben, lieber etwas vom eigenen opfert, oder aber auf einer zur Gewohnheit gewordenen Tendenz, sich solchermaßen den Ansprüchen anderer hinzugeben, daß man dabei die eigenen vollständig aus den Augen verliert. In beiden Fällen bekundet es eine im höchsten Grade objektive Willensrichtung, wenn auch der Draußenstehende manchmal Veranlassung finden wird zu sagen: du solltest doch auch einmal an dich selbst denken. — Von jenem Universalismus haben wir sodann gesehen, daß er sich, je nach Umständen und Bildungsgrad, sowohl im kleinsten wie im größten betätigen kann, ohne im ersteren Fall sittlich weniger zu gelten als im zweiten; der Tendenz nach umfaßt er aber das Ganze, und mit jeder Erweiterung der individuellen Wissens- und Machtsphäre wird er einen größeren Teil dieses Ganzen in sich aufnehmen. Wo der Endpunkt dieser Entwicklung liegt, und ob dieselbe überhaupt einen Endpunkt hat, bleibt im Schoße der Ewigkeit verborgen.

Halb mit der Wertschätzung der Wahrhaftigkeit, halb mit derjenigen der Menschenliebe hängt die ungleiche sittliche

anderen ohne Veranlassung ihrerseits ein Leid zuzufügen) für das Produkt eines übermäßigen Egoismus, indem entweder die Vorstellung des gesteigerten Machtgefühles, oder die des durch den Kontrast verstärkten Bewußtseins eigenen Glückes, oder auch einfach die des emotionellen Funktionierens das Motiv abgibt, welches den Sieg über alle sittlichen Gegenmotive davonträgt. Dementsprechend wäre nur die Bosheit unbedingt, der Haß dagegen nur sofern zu seiner Begründung der Mangel an praktischer Blickweite beigetragen hat, sittlich zu verurteilen.

[2]) Hensel, Hauptprobleme der Ethik, Leipzig 1903, S. 74—75.

Digitized by Google

Bewertung verschiedener Lustarten zusammen, welche früher (S. 196—199) bereits berührt wurde. Daß die eingehende Beschäftigung mit Wissenschaft oder Kunst, obgleich rein rezeptiv und für andere ohne jeden Nutzen, dennoch sittlich soviel höher geschätzt wird als ein Leben für sinnliche Genüsse, erschien utilistisch als unbegreiflich; für die vorliegende Theorie aber bietet die Erklärung kaum Schwierigkeiten. In der Tat lehrt schon die einfache Selbstbesinnung, daß wir, wenn wir uns von jener Hochschätzung Rechenschaft zu geben versuchen, nicht oder kaum an irgend welchen Nutzen, sondern vorwiegend an die weiteren Interessen denken, welche sich in jenen Beschäftigungen äußern; daher denn auch jene Hochschätzung sich nicht am seltensten bei denjenigen findet, welche, selbst außerhalb der Kunst und der Wissenschaft stehend, für sich am wenigsten dabei gewinnen. Wer wissenschaftlich tätig ist, versenkt sich in die objektive Welt; wer sich mit Kunstwerken befaßt, denkt sich in fremdes Leben hinein, nimmt Anteil an den Freuden und Leiden anderer, sei es auch nur fingierter Personen; beide bezeugen eine objektivere Gesinnung als derjenige, dem die Genüsse des Gaumens über alles gehen. Wie bei dem oben (S. 227—230) besprochenen Pflichtmenschen, haben wir es allerdings auch hier (sofern die betreffenden Personen sich nur um Kunst oder Wissenschaft, nicht um das wirkliche Leben kümmern) mit einer eigentümlichen Verbindung von Sittlichkeit und Egoismus zu tun; der Unterschied zwischen den beiden Fällen läßt sich vielleicht kurz so andeuten, daß die objektiven Interessen dort nicht weit genug, hier nicht stark genug sind, um die egoistischen ganz zu besiegen. Weit über beiden steht derjenige, welcher für objektive Ziele arbeitet oder kämpft; ebensoweit unter ihnen aber der andere, dem seine Sinne die Welt sind. Und so urteilt auch das unbefangene sittliche Bewußtsein.

Und wie verhält es sich nun zuletzt mit demjenigen, was man Beherrschung der sinnlichen Triebe, insbesondere Keuschheit oder geschlechtliche Sittlichkeit zu nennen pflegt? Ich glaube, daß wir auch hier, um der Sache auf den Grund zu kommen, schwerlich das Objektivitätsprinzip werden entbehren können. Allerdings kann man auf viele bedenkliche Folgen hinweisen, welche die verschiedenen Formen der Ausschweifung

Digitized by Google

mit sich führen: der Ehebruch zerstört das Familienleben, die Prostitution verurteilt eine ganze Klasse von Frauen zu kaum erträglicher Sklaverei, vorübergehende „Verhältnisse" bieten keine Garantie für die Zukunft der Frau und für die Erziehung der Kinder; außerdem haben alle vielfach, in einer oder der anderen Weise, Lüge und Verstellung im Gefolge. Das ist sehr richtig, und es würde vielleicht genügen, um einen wohlwollenden und ehrlichen Mann nach reiflicher Erwägung von sexuellen Exzessen zurückzuhalten. Aber doch: ist das alles oder ist das auch nur das Wichtigste, was uns in sämtlichen Äußerungen der Frivolität und Laszivität sittlich abstößt? Stellen wir uns eine Gesellschaft vor, in welcher alle Männer Don Juans und alle Frauen Kurtisanen wären, wo aber der Staat die Sorge für Frauen und Kinder übernommen hätte, würden wir in derselben aus sittlichem Gesichtspunkt nicht etwas vermissen? Wir würden sicher etwas vermissen, und dieses Etwas läßt sich kurz beschreiben als der Respekt vor dem geschlechtlichen Verhältnis. Betrachten wir dieses geschlechtliche Verhältnis aus einem möglichst weiten, objektiven Standpunkte, aus demjenigen der Menschheit oder der Entwicklung des bewußten Lebens überhaupt, so erscheint es als etwas überaus Großes und Wichtiges, als die Bedingung nicht nur für die Erhaltung, sondern auch, mittels der Ehewahl und der Kindererziehung, für den regelmäßigen und unbegrenzten physischen, intellektuellen und moralischen Fortschritt des menschlichen Geschlechts. Der Trieb, welcher die Geschlechter zusammenführt, hat überindividuelle Bedeutung, und ist sich dunkler oder klarer, dieser überindividuellen Bedeutung bewußt: daher der Zug tiefen Ernstes, der allen seinen normalen Äußerungen anhaftet. Dagegen bedeutet alle Ausschweifung eine Erniedrigung des geschlechtlichen Verhältnisses, ein Herabziehen des Überindividuellen in die Sphäre des Individuellen, die Auffassung einer Funktion, welche die Welt zusammenhält und emporträgt, als ein bloßes Genußmittel. Aus diesem Grunde in letzter Instanz erscheint dem sittlichen Bewußtsein alles Spielen und Tändeln mit diesem Verhältnis, sei es im Handeln oder im Reden, als unwürdig und verächtlich, als ein Zeichen niedriger Gesinnung und beschränkten, ärmlichen Wollens. Es ist wieder das Kleinsehen großer Dinge, die Verengerung des Standpunktes, kurz

Digitized by Google

der Mangel an Objektivität, welcher dieser wie allen anderen Formen der Unsittlichkeit zugrunde liegt. Darum steht eine echte, große Leidenschaft, welche alle Bande zerreißt und unsägliches Leid in die Welt hineinbringt, dennoch sittlich soviel höher, als die platte Frivolität. Und darum erregen sexuelle Perversitäten, in welchen die Triebe sich ganz vom Boden der sie tragenden objektiven Verhältnisse losgelöst haben, einen so intensiven Widerwillen, während dagegen der geschlechtlichen Enthaltsamkeit, welche den Fortbestand der Gesellschaft in gleichem Maße gefährdet wie jene, kein Makel anhaftet, ja diese sogar häufig, wegen der damit verbundenen Vorstellung einer unbedingten Hingabe an höchste Ziele, als besonders verdienstlich betrachtet wird. Übrigens hat auch hier die landläufige Moral (immer wieder von ihren eigenen Prinzipien heraus!) noch manches zu lernen, oder doch sich zu klarerem Bewußtsein zu bringen. Denn daß etwa die sogenannte Vernunftheirat, nach dem obigen Maßstabe gemessen, genau so unsittlich ist wie jede andere Form der Unkeuschheit, kann schwerlich bestritten werden.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß der nämliche Gegensatz zwischen individuell-hedonistischer und objektiver Betrachtung, welcher in bezug auf das geschlechtliche Verhältnis vorliegt, auch in bezug auf andere Lebensfunktionen, wenngleich in schwächerem Maße, das sittliche Urteil beeinflußt. Auch beim Essen und Trinken steht der einfachen Befriedigung natürlicher und lebensdienlicher Bedürfnisse das Bestreben gegenüber, die betreffenden Funktionen als Mittel zur Erzeugung möglichst vieler und intensiver Lustempfindungen zu verwenden; und auch hier hat das sittliche Bewußtsein das letztere Verhalten stets als minderwertig im Vergleiche mit dem ersteren anerkannt, wie bereits die bekannte Erziehungsmaxime, man solle essen um zu leben, nicht aber leben um zu essen, beweist. Offenbar liegen hier die Verhältnisse ähnlich wie im vorigen Fall: auch die Nahrungsaufnahme hat als eine unerläßliche Bedingung für die Erhaltung des Lebens objektiven Wert, und erleidet dadurch, daß man sie dem Genusse des Augenblicks dienstbar macht, eine gewisse Erniedrigung. Indem aber diese Funktion direkt nur für das einzelne Leben, nicht für dasjenige der Gattung Bedeutung hat, muß naturgemäß ihre Würde als geringer, und ihr Mißbrauch als sittlich weniger verwerflich erscheinen, als dort der Fall war.

Digitized by Google

Im Anschluß an die letzteren Bemerkungen mag hier noch ein kurzes Wort über die „Pflichten gegen sich selbst", denen die Mäßigung im Essen und Trinken gewöhnlich zugerechnet wird, eingeschaltet werden. Bekanntlich haben Schopenhauer u. a. diesen Pflichten die sittliche Natur überhaupt abgesprochen, und sie bloß als Zweckmäßigkeitsvorschriften gelten gelassen; wogegen andere geglaubt haben, die Erfüllung derselben, ebensosehr wie diejenige der Pflichten gegen andere, als wesentliche Bestandstücke vollkommener Sittlichkeit fordern zu müssen. Das sittliche Bewußtsein spricht sich in dieser Sache wenig entschieden aus; einerseits wird man jedem gestatten, sofern nur seine eigenen Interessen im Spiele sind, sein Leben so einzurichten wie es ihm beliebt, andererseits jedoch eine evident unzweckmäßige Einrichtung desselben auch sittlich tadeln. Und dieser letzteren Auffassung scheint das Objektivitätsprinzip insofern beistimmen zu müssen, als nach einer früheren Bemerkung die „Souveränität des Augenblicks" nicht weniger unvernünftig scheint als die „Souveränität des Ichs" (S. 239—240). Vielleicht käme man der richtigen Auffassung am nächsten, indem man die „Pflichten gegen sich selbst" als die Sittlichkeit nicht des individuellen Gesamtcharakters, sondern seiner einzelnen Faktoren bezeichnete. Denn die einzelnen Willenstendenzen, welche jenen Charakter aufbauen, verhalten sich zum Individuum ähnlich wie die einzelnen Individuen zum größeren Ganzen; wie diese Individuen in letzter Instanz den Zielen des Ganzen, haben jene Willenstendenzen in erster Instanz den Zielen des Individuums sich unterzuordnen. Auf diese Unterordnung beziehen sich die „Pflichten gegen sich selbst", indem sie verbieten, daß eine einzelne, vorübergehend das Bewußtsein beherrschende Neigung sich auf Kosten des Ganzen durchsetzt. Doch wollen wir auf diese Analogie, deren Durchführung uns wieder nötigen würde, die Grenze zwischen Ethik und Metaphysik zu überschreiten, nicht weiter Gewicht legen; besser beschränken wir uns darauf, festzustellen, daß auch ein diätetisches Verhalten im weitesten Sinn, ähnlich wie Essen und Trinken, für die Erhaltung und normale Betätigung des Lebens objektiven Wert hat, und demnach von sittlichem Standpunkte zwar höheren Zielen, nicht aber den Gelüsten des Augenblicks geopfert werden darf.

Digitized by Google

Und damit wären wir denn zu Ende. Wenn wir im vorhergehenden nicht Wichtiges übersehen oder logische Fehler gemacht haben, so hat sich gezeigt, daß die sittliche Beurteilung überall, sei es auch meistens unbewußt, ein identisches Prinzip anwendet, nämlich das Objektivitätsprinzip. Überall wird gefragt, ob der Handelnde sich beim Treffen seiner Entscheidung auf einen persönlichen oder sachlichen, engeren oder weiteren Standpunkt gestellt hat; ob er also nur oder vorwiegend die eigenen Interessen, oder ob und in welchem Maße er auch Sonstiges: die Interessen anderer, die objektive Sachlage, den Wert der einschlägigen Verhältnisse für das Ganze, mitberücksichtigt hat. Und je nachdem das eine oder das andere der Fall zu sein scheint, wird die Handlung gebilligt oder mißbilligt. Was dabei als kategorischer Imperativ vorausgesetzt wird, müßte also lauten: betrachte überall die Dinge aus dem weitesten für dich erreichbaren Gesichtspunkte; oder kürzer (wenn wir ein Wollen in dem Grade „objektiv" nennen, in welchem es sich durch alle verfügbaren Motive, unabhängig davon, ob dieselben sich auf nahe oder entfernte, eigene oder fremde Ziele beziehen, gleichmäßig bestimmen läßt): wolle objektiv! Ist aber einmal diese Forderung aus der unübersehbaren Fülle der Erscheinungen des sittlichen Urteilens ans Licht gebracht worden, so offenbart sie auch sofort ihre Dignität als ein apriorisches Prinzip. Ähnlich wie die logischen Gesetze nur dadurch, daß man unter den Erscheinungen des logischen Denkens Umschau hält, zu klarem Bewußtsein erhoben werden können, dann aber für ihre Sicherheit nichts weiter mehr brauchen als ihre unmittelbare Evidenz, so findet auch das Objektivitätsprinzip, welches sich uns aus einer umständlichen Durchforschung der Tatsachen des sittlichen Urteilens ergeben hat, den letzten Grund seiner Evidenz in sich selbst. Seine Leistungsfähigkeit zur Erklärung der allgemein anerkannten speziellen Tugenden und der einzelnen sittlichen Reaktionen kann diese Evidenz bestätigen und vor individuellen Fehlern sicherstellen, aber dieselbe ist von der Einsicht in jene Leistungsfähigkeit unabhängig. Sie hat ihre Wurzeln in der Gesetzmäßigkeit des sittlichen Wertens, welche jeder einzelne im eigenen Bewußtsein erlebt und dann später im Bewußtsein anderer wiederfindet. Aus dieser allgemein menschlichen Gesetzmäßigkeit abstrahiert sich

Digitized by Google

dann das allgemein menschliche Ideal, welches wir im Objektivitätsprinzip zusammengefaßt haben. Daß auch der beste Mensch in seinem Wollen und Handeln hinter diesem Ideale weit zurückbleibt, versteht sich: dafür ist es eben ein Ideal. Aber alle Menschen vom besten bis zum schlechtesten sind nur darum besser oder schlechter, weil sie sich mehr oder weniger diesem Ideal annähern. Und nur weil dieses Ideal, dunkel geahnt oder deutlich erkannt, siegreich, kämpfend, oder von anderem zurückgedrängt, auf dem Boden jeder menschlichen Seele ruht, ist keiner von uns, auch der schlechteste nicht, unfähig zu allem Guten.

Digitized by Google

III. Die Anwendung im Leben.

28. Ethische Theorie und ethische Praxis. Eine Ethik brauchen wir nicht nur aus theoretischem, sondern auch aus praktischem Gesichtspunkte; nicht nur, um die Tatsachen der sittlichen Wertschätzung allgemeinen Gesetzen unterzuordnen und aus einem höchsten Prinzip zu verstehen, sondern auch, um im Einzelfall bei der Beurteilung anderer und der Einrichtung des eigenen Lebens uns vor Irrtümern möglichst zu hüten. Dem ersteren Ziele dürfte dasjenige, was wir im vorhergehenden über die Bedingungen und Kriterien der sittlichen Beurteilung ermittelt haben, im wesentlichen genügen; es erübrigt noch zu untersuchen, inwiefern es uns auch für die Erreichung des zweiten Zieles behilflich sein kann.

Dies ist nun, wie hier sofort bemerkt werden mag, sicher nicht in demjenigen Maße der Fall, wie wir es wünschen könnten. Das allgemeine Prinzip, welches, soweit wir sehen konnten, sämtlichen Tatsachen der sittlichen Beurteilung zugrunde liegt, ist formaler Natur; es besagt, daß man bei jedem Dilemma die streitenden Motive aus einem möglichst weiten, von individueller Beschränkung freien Standpunkte zu werten, und nach dieser Wertung seine Entscheidung zu treffen hat; damit ist aber noch keineswegs bestimmt, welches Gewicht jedes Motiv, von diesem Standpunkt betrachtet, in die Schale werfen soll. Allerdings läßt sich leicht einsehen, daß für die objektive Betrachtung Wahrheit, Menschheitsglück, sittliche Reinheit unbedingt höheren Wert beanspruchen als individuelle Lust; wie aber jene Werte sich zueinander verhalten, und ob also in einem gegebenen Konfliktsfall der eine dem anderen geopfert werden soll oder umgekehrt, läßt sich aus dem aufgestellten Prinzip nicht ohne weiteres ableiten, sondern wird sich erst auf Grund viel genauerer Untersuchungen, als zurzeit möglich sind, begriffsmäßig fest-

Digitized by Google

stellen lassen. Dennoch können uns, wie mir scheint, die gefundenen Resultate auch im Leben bereits in mehrfacher Hinsicht nützlich sein.

Dieser Nutzen ist zuerst ein negativer, welcher darin besteht, daß, sowie überall, auch hier die methodische Untersuchung und systematische Ordnung der Tatsachen allem Dogmatismus und Doktrinarismus einen Riegel vorschiebt. Auch um im Leben sicher zu gehen, muß man vor allem anderen lernen, den ethischen Theorien kritisch gegenüberzustehen, sowohl denjenigen, welche man aus der vorliegenden Literatur sich angeeignet hat, wie den anderen, nicht weniger gefährlichen, welche sich das Individuum aus seinen zufälligen und häufig einseitigen Erfahrungen, mehr oder weniger klar bewußt, selbst im Laufe seines Lebens aufbaut. Der gemeinsame Fehler fast aller dieser Theorien liegt darin, daß sie eine Tugend (bisweilen auch eine Neigung, welche überhaupt diesen Namen nicht verdient) für die Tugend erklären, und alle anderen entweder dieser einen unterordnen, oder auch einfach übersehen. Dies ist aber nicht nur, wie im vorhergehenden nachzuweisen versucht wurde, theoretisch unrichtig, sondern auch praktisch gefährlich: man denke etwa an das Wort Fichtes zu einem Manne, welcher zweifelte, ob er seiner todkranken Frau ihren Zustand offenbaren oder verhehlen sollte: „wenn deine Frau an der Wahrheit stirbt, so laß sie sterben"; oder an die Konsequenz des Utilismus, die Lust der befriedigten Grausamkeit und das Leiden des Opfers einander als gleichwertige kompensierende Momente gegenüberzustellen; oder endlich an den bestrickenden Einfluß, den die „Hammer- und Amboß"moral einiger Evolutionisten, die Herrenmoral Nietzsches u. dgl. auf manche suggestibele Geister ausüben. Was solchen Geistern nottut, ist nicht so sehr eine bessere Theorie, als die Einsicht in die Mängel der vorliegenden; ist einmal die falsche Theorie überwunden, so tut das natürliche sittliche Gefühl schon das Weitere. Wer keine Theorie hat, wird entweder die allgemein anerkannten Tugenden gelten lassen oder sein Gewissen zu Rate ziehen; wer dagegen eine Theorie für richtig hält, wird leicht glauben, jener beiden entraten und jede vorkommende Frage deduktiv zur sicheren Entscheidung bringen zu können. In dieser Neigung, deduktiv zu verfahren, obgleich die für die Feststellung

Digitized by Google

des Ausgangspunktes der Deduktion erforderten Daten nur noch sehr unvollständig vorliegen, steckt aber die große Gefahr für junge Menschen und junge Wissenschaften. Auch auf theoretischem Gebiet begegnet man stets wieder Anfängern und Halbgelehrten in irgend welchem Fache, welche jede Frage mit einer Berufung auf eine allgemeine Regel lösen zu können glauben, dabei aber vergessen, daß diese Regel nur eine Seite der Frage beherrscht, und daß die anderen Seiten derselben gleichfalls berücksichtigt werden müssen. Genau so verhält es sich aber in der Ethik. Ebensowenig wie anderswo, und mit Rücksicht auf die hohe Wichtigkeit der betreffenden Fragen noch weniger als anderswo, darf hier dem deduktiven Stadium vorgegriffen werden; vielmehr hat man sich davon zu durchdringen, daß eine Theorie, welche die halbe Wahrheit enthält, indem sie den Blick einseitig orientiert und einen Teil der verfügbaren Daten in den Hintergrund treten läßt, gefährlicher ist als keine Theorie. Die Ethik hat eben das deduktive Stadium noch nicht erreicht; auch wenn wir das oben aufgestellte Prinzip als richtig anerkennen, genügt dasselbe noch lange nicht, um für jeden einzelnen Fall das richtige Verhalten durch sichere Schlüsse zu bestimmen. Genau so wie der kundige Arzt bei einer schwierigen Diagnose manchmal seinem intuitiven Gesamteindruck größeren Wert beilegen wird als aller Theorie, wird auch in der Ethik, wenn irgendwo Intuition und bewußte Regel nicht zusammenstimmen, im allgemeinen mehr der ersteren als der letzteren zu trauen sein. Und darin liegt also der erste Nutzen einer geordneten Übersicht über die Tatsachen und Theorien der sittlichen Beurteilung, daß sie uns gegen diese Theorien mißtrauisch macht und uns veranlaßt, jene Tatsachen, also die einzelnen sittlichen Reaktionen, zwar auch als Gegenstände der Kritik, vor allem aber als wichtigste und letzte Erkenntnisquelle in ethischen Angelegenheiten rückhaltslos anzuerkennen.

29. Die Beurteilung anderer. Positiv behilflich kann uns die Einsicht in die Bedingungen und Kriterien sittlicher Wertschätzung vor allem sein bei der Beurteilung unserer Mitmenschen; und wer sich Rechenschaft davon gegeben hat, in welchem Maße der Verkehr zwischen den Menschen in engeren

Digitized by Google

und weiteren Kreisen durch falsche Beurteilungen getrübt und verunstaltet wird, wie gern die meisten Menschen anderen gegenüber gerecht sein möchten und wie schwer es ihnen häufig wird, der wird diesen Vorteil nicht gering schätzen. Jeden Tag sehen wir, wie verschiedene Personen über eine dritte verschieden urteilen, und sich, trotz redlichster Absichten, nicht verständigen können; einfach deshalb, weil jeder nur eine besondere Seite der beurteilten Person ins Auge faßt oder seine Meinung auf einen nicht analysierten Gesamteindruck aufbaut, während sich kein höherer Standpunkt finden läßt, von welchem sich dasjenige, was beide sehen, gemeinsam überschauen läßt. Hier bietet nun das oben aufgestellte Kriterium, falls es als richtig anerkannt wird, wenigstens prinzipiell einen sicheren Boden. Um über den sittlichen Wert einer Handlung (d. h. also: über dasjenige, was diese Handlung zur Beurteilung des sittlichen Wertes der Person beitragen kann) ins klare zu kommen, brauchen wir prinzipiell nur zwei Dinge zu wissen, nämlich erstens, welche nach der einen und welche nach der anderen Seite ziehenden Motivvorstellungen im Augenblicke der Entscheidung im Bewußtsein der betreffenden Person wirksam gewesen sind, und zweitens, ob sich die Person nach der Seite der engeren und mehr persönlichen, oder nach derjenigen der weiteren und mehr objektiven Motivvorstellungen hin entschieden hat. Wenn wir diese Fragen in bezug auf eine bestimmte Handlung genau und sicher beantworten könnten, so wäre damit über den sittlichen Wert dieser Handlung das Urteil gesprochen. Aber diese Fragen genau und sicher zu beantworten, ist meistens außerordentlich schwierig, und eben aus dieser Schwierigkeit entspringt zum allergrößten Teil die Fehlbarkeit und Unsicherheit der sittlichen Beurteilung. Steht einmal der Tatbestand fest, so wird das sittliche Urteil kaum zweifeln oder irren; nicht die sittliche Beurteilung selbst, sondern die Auffassung desjenigen, was sittlich beurteilt wird, bringt die Menschen und den Menschen mit sich in Streit. Gegeben sind uns ja überall nur die Handlung und einige äußere Umstände; Gegenstand der Beurteilung ist dagegen der Charakter, welcher zwar mit jenen, zugleich aber mit vielen anderen Faktoren funktionell zusammenhängt. Wir sind nun immer geneigt, diese anderen, nicht direkt gegebenen Faktoren aus uns selbst zu ergänzen,

Digitized by Google

also zuerst zu fragen, wie wir, unter Voraussetzung unserer sonstigen Kenntnisse, unserer intellektuellen Entwicklung und unseres Temperaments, die gegebene Sachlage auffassen würden, und sodann, was für einer der Handelnde gewesen sein muß, um bei dieser Auffassung der Sachlage so zu handeln, wie er es getan hat. Selbstverständlich ist diese Fragestellung irreführend: es käme vielmehr darauf an zu wissen, wie er die Sachlage aufgefaßt hat, und was für einer er gewesen sein muß, um auf seine Auffassung der Sachlage in der vorliegenden Weise zu reagieren; dazu müßten aber nicht unsere, sondern seine sonstigen Kenntnisse, seine intellektuelle Entwicklung, sein Temperament mit in Betracht gezogen werden. Die Handlung ist ja das Produkt aus dem Charakter und den wirksamen Motivvorstellungen: diese wirksamen Motivvorstellungen können aber unter identischen äußeren Umständen ganz andere sein bei dem einen wie bei dem anderen. Da aber die besondere Anlage und Bildungsstufe, welche die bei uns wirksamen Motivvorstellungen mitbedingen, uns nicht als gesonderte Bewußtseinsinhalte gegeben sind, pflegen wir sie einfach zu übersehen, und halten wir es für selbstverständlich, daß jeder die Sache genau so sehen muß wie wir; in welchem Umfang dies zutrifft, geht am deutlichsten daraus hervor, daß wir uns sogar in unsere eigenen früheren Motive häufig nicht mehr hineinzudenken vermögen, und absolut nicht mehr begreifen, wie wir unter den damals gegebenen Umständen so haben handeln können, wie wir es getan haben. Wenn wir also über andere gerecht urteilen sollen, müssen wir vor allem die Notwendigkeit einsehen und durch fortgesetzte Übung die Fähigkeit erwerben, uns in den Gedanken- und Gefühlskreis dieser anderen auch wirklich zu versetzen; also uns wenigstens in großen Zügen klar zu vergegenwärtigen, welche Motive in einem gegebenen Fall für sie verfügbar gewesen sind, und in welchem Maße diese Motive im Augenblick der Entscheidung bei ihnen tatsächlich gewirkt haben. Das ist auch in der Theorie leicht einzusehen, aber in der Praxis außerordentlich schwierig. Es ist von Wichtigkeit, daß man sich diese Schwierigkeit einmal klar zum Bewußtsein bringe, also einigermaßen eine Übersicht darüber gewinne, was man in letzter Instanz alles zu beachten hat, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, anderen gegenüber

Digitized by Google

Unrecht zu begehen. Und das wäre denn, neben jenem oben besprochenen negativen Vorteil ein zweiter Punkt, wo die Ethik, in Verbindung mit der Psychologie, für die Praxis des Lebens wertvolle Fingerzeige geben kann. Allerdings werden diese nicht eigentlich Neues bringen, sondern sich aufs engste bei demjenigen anschließen, was wir in § 12 über die allgemeinen Bedingungen der sittlichen Beurteilung erörtert haben. Während aber, wie dort gezeigt wurde, das entschiedene Fehlen dieser Bedingungen allgemein als ein ebenso entschiedenes Hindernis für die sittliche Zurechnung anerkannt wird, übersieht man sehr leicht die verschiedenen Grade, in welchen diese Bedingungen verwirklicht sein können. Diejenigen Fälle, welche uns so fremdartig anmuten, daß jeder Schluß von der Handlung auf den Charakter unmöglich scheint, ziehen unsere Aufmerksamkeit auf sich; an den anderen, welche uns näher, aber doch noch weit genug stehen, um unsere Schlüsse unzuverlässig zu machen, gehen wir vorüber, ohne ihre Eigenart zu beachten. Und eben diese Fälle, welche wir zu verstehen glauben, ohne sie doch wirklich zu verstehen, veranlassen am häufigsten ein ungerechtes Urteil. Um dieses zu vermeiden, müßten eigentlich überall die vorliegenden und wirksamen Motive genau bekannt sein; direkt lassen sich aber diese Motive nicht ermitteln, da der Handelnde häufig nicht geneigt und auch (sofern sie unbewußt wirken) nicht imstande sein wird, sie vollständig anzugeben. Unter diesen Umständen bleibt nur übrig, ist aber auch unbedingt nötig, sich von den allgemeinen Bedingungen Rechenschaft zu geben, kraft deren unter identischen äußeren Umständen dennoch dem einen andere Motive zur Verfügung stehen als dem anderen; das läuft aber im wesentlichen darauf hinaus, in der gegebenen Handlung den Charakterfaktor reinlich von den intellektuellen und Temperamentsfaktoren abzusondern. Denn das Individuum steht den äußeren Umständen nicht nur mit seinem besonderen Charakter, sondern auch mit seinen besonderen intellektuellen und Temperamentseigenschaften gegenüber; von diesen letzteren hängt es ab, welche Motive im Augenblicke der Entscheidung in seinem Bewußtsein wirken; nur dadurch, daß man sie mit in Anschlag bringt, wird man also wenigstens in großen Zügen seine Vorstellung von den tatsächlich wirksam gewesenen Motiven korrigieren und einen zuverlässigen Schluß auf den Charakter

Digitized by Google

gewährleisten können. Und es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die übergroße Mehrheit der ungerechten Beurteilungen zurückgehalten oder durch gerechtere ersetzt werden würden, wenn man es sich zur Gewohnheit machte, ständig und sorgfältig auf jene beiden Fehlerquellen zu achten.

An erster Stelle kämen also die störenden Umstände in Betracht, welche wesentlich intellektueller Natur sind, also auf das Wissen um und die Einsicht in die gegebene Sachlage sich beziehen. Dieselben sind sehr verschiedener Art. Zunächst ist natürlich an Unterschiede in den Daten zu denken, über welche der Handelnde und der Beurteilende in bezug auf den vorliegenden Fall verfügt. Man kann getrost sagen, daß solche Unterschiede überall und immer, in größerem oder geringerem Maße, vorauszusetzen sind; niemals werden jene beiden von den tatsächlichen Verhältnissen, welche für die Motivierung einer bestimmten Handlung in Betracht kommen, exakt die nämliche Kenntnis haben. Allerdings liegt darin, wenn die Unterschiede gewisse Grenzen nicht übersteigen, kein merklicher Nachteil, da doch auch das Maß unserer sittlichen Hochschätzung oder Verwerfung sich nicht exakt dosieren läßt; immerhin ist es von Wichtigkeit, sich mit jenem Gedanken durchaus vertraut zu machen, weil nur daraus die für gerechtes Urteilen unerläßliche Gewohnheit sich entwickeln kann, in jedem einzelnen Fall gleichsam instinktiv sich nicht so sehr nach Daten umzusehen, welche auf die äußeren Umstände selbst, als nach solchen, welche auf die Kenntnis dieser äußeren Umstände von seiten der handelnden Person sich beziehen. Jene äußeren Umstände selbst sind für die Beurteilung direkt irrelevant; bloß indirekt, sofern wir annehmen dürfen, daß sie zur Kenntnis der handelnden Person gelangt sind, beanspruchen sie Bedeutung. Wenn also etwa ein Vater seinen Sohn mit einer uns unnötig scheinenden Strenge erzieht; oder wenn einer seinen Einfluß verwendet, um einem Verwandten zu Ämtern oder Auszeichnungen zu verhelfen, welche derselbe nach unserer Meinung nicht verdient; oder wenn ein Wohlbegüterter in einem Falle, wo uns Hilfe dringend nötig erscheint, diese Hilfe verweigert; oder wenn einer über einen von uns hochgeschätzten Menschen, der ihm einmal unangenehm gewesen

Digitized by Google

ist, sich sehr scharf äußert, so liegt es allerdings sehr nahe, bei den betreffenden Personen ohne weiteres Hartherzigkeit, Nepotismus, Geiz bzw. kleinliche Rachsucht vorauszusetzen und sie deswegen sittlich zu verurteilen: um dies mit Recht tun zu können, müßten wir aber für jeden Fall zuerst untersucht haben, ob nicht vielleicht der Handelnde von den betreffenden Personen mehr oder weniger gewußt hat als wir, und demzufolge durch ganz andere Motive, als wir. voraussetzten, zu seinem Handeln bestimmt worden ist. Es ist doch auch möglich, daß jener Vater bei seinem Sohne die Keime gefährlicher Neigungen entdeckt hat, welche ihm Strenge zur Pflicht machen; daß jener andere über die Anlagen und Fähigkeiten seines Verwandten besser urteilen kann als wir; daß der dritte für andere, welche gleich sehr oder mehr der Hilfe bedürfen, zu sorgen oder zu sparen hatte; und daß der vierte an die früher erlittene Kränkung gar nicht gedacht, sondern aus uns unbekannten objektiven Daten nach bestem Wissen geurteilt hat. Und neben dem Plus oder Minus an wirklichen, kommt in gleichem Maße ein Plus oder Minus an vermeintlichen Kenntnissen in Betracht: der Handelnde kann falsche Berichte gehört oder falsche Schlüsse gezogen haben, oder die nämlichen Ursachen können auch die Vorstellung, welche wir selbst von der Sachlage haben, getrübt haben: in diesen Fällen muß selbstverständlich unsere Deutung der Handlung ebensosehr wie vorhin ihre Zuverlässigkeit einbüßen und eine ungerechte Beurteilung nach sich ziehen. Wenn aber in einer oder der anderen Weise, wie die obigen Beispiele bezeugen, sogar eine völlige Verkehrung der richtigen Verhältnisse stattfinden kann, indem dasjenige, welches uns als unsittlich erscheint, durchaus sittlich ist oder umgekehrt, kommt es natürlich noch viel häufiger vor, daß unsere mangelhafte Kenntnis der Motive Irrtümer in dem Maße unserer Anerkennung oder Verwerfung zur Folge hat: auch eine unbezweifelbar sittliche bzw. unsittliche Handlung würden wir fast immer mehr oder weniger schätzen bzw. verurteilen, wenn wir genau wüßten, was alles im Bewußtsein oder im Unterbewußtsein des Täters zu ihrem Zustandekommen beigesteuert hat. Wer einigermaßen gewöhnt ist, bei seinen eigenen Entschließungen das verwickelte Spiel der Motive zu beobachten, der weiß, wie außerordentlich schwierig es ist, sich davon zu vergewissern, ob auch einer ein-

Digitized by Google

fachen, scheinbar bloß sittlich motivierten Handlung nicht zugleich, und vielleicht zum größeren Teil, eigennützige Motive zugrunde liegen. Es ist fast lächerlich zu finden, wie, wenn man sich eigene Handlungen, welche von dieser eigennützigen Mitbegründung durchaus frei sind, zu erinnern versucht, nur sehr Vereinzeltes und dabei sehr Triviales die Probe zu bestehen vermag. Ein entsprechendes Resultat würde sich wohl auch ergeben, wenn man umgekehrt nach egoistischen Handlungen, zu welchen in keiner Weise ein sittliches Motiv mitgewirkt hätte, Umschau halten wollte. Und in beiden Fällen kann man sich leicht davon überzeugen, daß die große Mehrzahl jener mitwirkenden Motive dem Draußenstehenden notwendig durchaus verborgen bleiben. Unter diesen Umständen könnte man an der Möglichkeit, einen anderen gerecht zu beurteilen, ein für allemal verzweifeln; und muß man auch wirklich daran verzweifeln, sofern von diesem anderen nur eine oder einige wenige Handlungen zu Gebote stehen. Nur wenn man einen längere Zeit gekannt hat, kann man eine ungefähre Vorstellung davon gewinnen, wie schwer für denselben die einzelnen hedonistischen und die einzelnen sittlichen Ziele wiegen, und in welchem Maße diese beiden in Konfliktsfällen seine Wahl beeinflussen. Auf keinen Fall wird aber dieser Vorstellung zu trauen sein, wenn man sich nicht von der Schwierigkeit der Sache überzeugt hat, und sich dieselbe stets wieder klar und deutlich vor Augen stellt.

Diese Schwierigkeit wird nun zweitens noch dadurch vergrößert, daß, abgesehen von der verschiedenen Auffassung der gegebenen Sachlage an und für sich, jeder auch schon mit verschiedenen Voraussetzungen, welche in seiner ganzen Erfahrung begründet sind, an diese Sachlage herantritt. Auch hier werden die gröberen Fälle nicht so leicht übersehen: wenn einer auf Grund einer ökonomischen Theorie sich des Almosengebens enthält, oder kraft seiner religiösen oder politischen Überzeugung nicht zu Maßnahmen, welche uns heilsam vorkommen, beisteuert, so wird jeder begreifen, daß für die Beurteilung seines Verhaltens jene Theorien und Überzeugungen mit in Anschlag gebracht werden müssen. Aber auch hier sind wieder die störenden Umstände viel allgemeiner und reichen sie viel tiefer, als man gewöhnlich bedenkt. Zunächst kommen die Denkgewohnheiten in Betracht, welche durch Er-

Digitized by Google

ziehung, Verkehr, Lektüre gestiftet werden, und denen zufolge jeder von vornherein mehr oder weniger darauf eingestellt ist, die Handlungen der Menschen in einer bestimmten Weise zu deuten. Dies kann einfach darauf beruhen, daß man frühzeitig gelernt hat, die Menschen vorwiegend nach einem Gesichtspunkte einzuteilen, mag dies nun ein sittlicher (Wahrhaftigkeit, Selbstbeherrschung, Milde) oder ein außersittlicher (Nationalität, Religion, politische Richtung) sein, und nun bei den Vertretern der einen Gruppe nur Gutes, bei denen der anderen nur Böses vorauszusetzen: selbstverständlich werden dann diejenigen, welche nach verschiedenen Gesichtspunkten einzuteilen gelernt haben, sich gegenseitig schwer verstehen und ungerecht beurteilen. Es kann aber auch sein, daß einem von Jugend an die Tendenz eingeimpft worden ist, in den Menschen überhaupt gewisse Eigenschaften (etwa Selbstsucht oder Unzuverlässigkeit) zu erwarten, und diese Tendenz kann dadurch, daß sie zu einer unbewußten Selektion entsprechender Erfahrungen führt, sich selbst ins Unbegrenzte verstärken; womit dann eine neue Quelle von Irrtümern gegeben ist, welche unter Umständen leicht als sittliche Defekte gedeutet werden können. Endlich können, ebensowohl wie die Suggestion von außen, auch eigene Lebenserfahrungen solche einseitige und unbegründete Voraussetzungen festigen. Wer in seiner Kindheit (etwa wegen Körpergebrechen oder Ungeschicktheit oder Mangels an Adaptationsfähigkeit) viel geneckt und zum besten gehalten worden ist, wird vielleicht zeitlebens überall böse Absichten voraussetzen und auf den unschuldigsten Scherz scharf reagieren; wer ein schweres Unrecht erlitten hat, wodurch sein ganzes Leben vernichtet worden ist, büßt an seiner Empfindlichkeit für die Schädigung der Rechte anderer leicht etwas ein; wer seine Gefühle nicht zu äußern vermag, oder auch damit an unrechter Stelle anklopft und zurückgewiesen wird, zieht sich möglicherweise auf immer in sich selbst zurück; wer sich hoffnungslos schwach und unglücklich fühlt, dem kann es schwer werden, die Kraft und das Glück seiner Bekannten zu ertragen. In allen diesen Fällen können dann Äußerungen, Verhaltungsweisen, Handlungen herauskommen, welche entschieden auf Lieblosigkeit, Kaltsinn, Härte hinzuweisen scheinen, während doch tatsächlich nur einseitige, durch äußere Verhältnisse bedingte Stellungnahmen vorliegen, und vielleicht

Digitized by Google

im Inneren der Seele reiche Schätze von Liebe und Hingebung ungebraucht verkümmern. Wer soll sagen, wieviel Menschen uns auf einmal in einem ganz anderen Lichte erscheinen, und wieviel andere wir wenigstens bedeutend milder beurteilen würden, wenn auch nur für einen Augenblick ihre ganze Vergangenheit für uns aufgerollt werden könnte? Niemand kann es sagen, aber es ist nötig, fortwährend daran zu denken.

Als ein dritter und letzter intellektueller Faktor, welcher leicht für einen moralischen gehalten werden und dadurch das Urteil irreführen kann, wäre dann noch die allgemeine Beschränktheit des Vorstellungs- und Motivkreises zu nennen, welche zwar in mangelnder praktischer Blickweite, also nach § 27 in einem sittlichen Defekt, begründet sein kann, keineswegs aber darin begründet zu sein braucht. Vielmehr können erstens Vorurteile, sodann und insbesondere auch Mangel an Phantasie sowie Routine des Denkens, Ursache davon sein, daß einer nur an seinen engeren oder engsten Kreis denkt, während alles andere für ihn einfach nicht existiert. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, wie durchaus gleichgültig und fremd viele ihren Dienstboten gegenüberstehen, welche während langer Zeit mit ihnen unter einem Dache gelebt haben, ohne daß es ihnen jemals in den Sinn gekommen ist, daß dieselben auch ein eigenes Innenleben haben, für welches sie möglicherweise noch etwas anderes brauchen könnten als Wohnung, Kost und Lohn. Dennoch werden die nämlichen Personen sich vielleicht ihren Standesgenossen gegenüber durch Liebe und Hilfsbereitschaft auszeichnen, und auch in außergewöhnlichen Umständen, etwa Krankheiten oder Unglücksfällen, den Dienstboten gegenüber zu unverpflichteter Hilfe bereit sein: sie haben bloß nicht daran gedacht, daß sie auch sonst, über die kontraktmäßigen Bestimmungen hinaus, etwas für dieselben tun könnten und sollten. Ebenso verhält es sich, wenn eine Mutter ganz durch ihr Kind, ein Politiker ausschließlich durch die Interessen seiner Partei oder seines Landes, oder auch beide nur durch naheliegende, nicht durch entferntere Interessen der Gegenstände ihrer Fürsorge in Anspruch genommen werden: weder die eine noch der andere handelt dadurch, daß er andere als die ins Auge gefaßten Interessen vernachlässigt, wirklich unsittlich, da doch diese anderen Interessen, eben weil sie nicht ins Auge gefaßt werden,

Digitized by Google

sich auch nicht mit den ersteren messen können. Und sogar ein Wesen, in dessen Gesichtskreis niemals andere als auf eigenes Wohl und Wehe bezügliche Motive auftauchten, und welches demnach ausschließlich nach diesen Motiven handelte, würde man nicht egoistisch, sondern nur egozentrisch, und darum auch nicht unsittlich nennen können; womit unser Verhalten Kindern und Tieren gegenüber, bei denen die Sache wirklich so liegt, übereinstimmt. Es ist aber zu bedenken, daß etwas Ähnliches auch bei erwachsenen Menschen nicht so ganz selten zutrifft: einem jeden dringen sich die eigenen Interessen am ersten und am stärksten auf, und das Vergessen derjenigen anderer kann ebensowohl auf Trägheit des Denkens und Mangel an Phantasie, wie auf eigentlichem Egoismus beruhen.

Was nun aber sämtliche hier besprochene Fälle gemeinsam haben, ist dieses: daß in denselben überall der Fehler, soweit wir urteilen können, nicht im Charakter liegt, sondern in den Motiven. In einer oder der anderen Weise, zufolge äußerer Umstände oder innerer Veranlagung, einseitiger Erziehung oder besonderer Lebenserfahrungen, Mangels an Verstand oder Mangels an Phantasie, erscheint dem Handelnden die Sachlage anders als dem Beurteilenden; und dieser Unterschied genügt, um zu erklären, daß jener anders gehandelt hat, als dieser für sittlich gefordert hält. Die Handlung kann uns demnach nur über die intellektuellen Fähigkeiten, über den Vorstellungsschatz und den Vorstellungsverlauf des Täters etwas lehren, dagegen nichts über seinen Charakter. Und damit büßt sie ihre Bedeutung für die sittliche Beurteilung ein. Man kann versuchen, den Täter zu belehren oder zu erziehen; aber man darf ihn nicht verurteilen.

Daß übrigens die hier berührten Fehlerquellen ebensowohl zu einer unberechtigten Überschätzung als zu einer unberechtigten Unterschätzung anderer führen können, versteht sich von selbst, und braucht wohl nicht durch eigene Beispiele erläutert zu werden.

An zweiter Stelle wäre der Charakterfaktor von einigen anderen Faktoren abzusondern, welche sämtlich mit demjenigen, was man Temperament zu nennen pflegt, zu schaffen haben, und von denen die wichtigsten (Primär- bzw. Sekundärfunktion

Digitized by Google

der Vorstellungen, Emotionalität, Aktivität) hier kurz in ihrer Bedeutung für die Ethik dargestellt werden sollen.

Unter Primärfunktion versteht man diejenige psychische (assoziative, emotionelle, motivierende usw.) Wirksamkeit, welche Vorstellungen ausüben, solange sie im Bewußtsein vorliegen, unter Sekundärfunktion dagegen diejenige, welche sie später, nachdem sie dem Bewußtsein entschwunden sind, erfahrungsgemäß noch immer betätigen[1]). Es liegen in dieser Hinsicht große individuelle Verschiedenheiten vor: während der eine ganz den Eindrücken des Augenblicks hingegeben ist und in seinem Denken, Fühlen und Handeln nur durch diese bestimmt wird, üben bei dem anderen frühere Erfahrungen eine lange Nachwirkung aus, derzufolge sich vielleicht seine ganze Vorgeschichte an der Gestaltung seines jetzigen Bewußtseinsinhaltes irgendwie mit beteiligt. Selbstverständlich sind diese, wie alle anderen individuellen Unterschiede, gradueller Natur: bei keinem fehlt jene Nachwirkung ganz, und bei keinem erstreckt sie sich gleichmäßig auf alle Erfahrungen; zwischen dem Maximum und dem Minimum lassen sich alle erdenklichen Grade des Umfangs, der Dauer und der Intensität derselben feststellen. Hier haben wir nur zu untersuchen, inwiefern diese Unterschiede speziell unser Handeln beeinflussen, und dadurch den Schein von Charakterunterschieden vortäuschen können.

In dieser Hinsicht hat nun zunächst die psychologische, auf biographischem und Enquetematerial sich stützende Untersuchung die interessante Tatsache ans Licht gebracht, daß von den Primärfunktionierenden merklich häufiger als von den Sekundärfunktionierenden Verhaltungsweisen berichtet werden, welche man im allgemeinen als sichere Zeichen sittlicher Minderwertigkeit auffassen würde. Die Primärfunktionierenden sind fast viermal so häufig sexuell ausschweifend (12,6% gegenüber 3,2%) und dem Trunke ergeben (1,8% gegenüber 0,5%) als die Sekundärfunktionierenden; sie sind merklich seltener glaubwürdig (41,7% gegenüber 75,5%) und zuverlässig in Geldangelegenheiten (68,3% gegenüber 90,3%), viel häufiger lügnerisch (7,2% gegenüber 2,0%) usw.[2]). Wie sind nun diese

[1]) O. Groß, Die cerebrale Sekundärfunktion, Leipzig 1902.

[2]) Heymans und Wiersma, Beiträge zur speziellen Psychologie, Zeitschr. f. Psych., Bd. 51, S. 1—72.

Digitized by Google

Tatsachen zu erklären? Sollen wir zwischen der überwiegenden Primärfunktion und der Intensität der betreffenden Neigungen ein mysteriöses Band voraussetzen, demzufolge die Primärfunktionierenden als solche sich für sinnliche Befriedigungen stärker, für Wahrheit und Ehrlichkeit schwächer interessierten als andere, oder umgekehrt bei den mit jenen bösen Neigungen Behafteten die aus dem Bewußtsein entschwundenen Vorstellungen schneller als sonst ihre Wirksamkeit einbüßten? Wir brauchen, wie mir scheint, solcher schwerverständlicher Hypothesen nicht, um von dem vorliegenden Tatbestande Rechenschaft geben zu können; vielmehr läßt sich ohne Mühe einsehen, daß, auch wenn die sittlichen und unsittlichen Neigungen durchschnittlich bei den Primärfunktionierenden nach gleichen Verhältnissen wie bei den Sekundärfunktionierenden verteilt sind, dennoch die ersteren merklich häufiger den erwähnten Versuchungen unterliegen müssen als die letzteren. Die Erklärung liegt einfach darin, daß bei den Primärfunktionierenden als solchen zu jeder Entscheidung nur die tatsächlich im Bewußtsein vorliegenden Motivvorstellungen mitwirken, während bei den Sekundärfunktionierenden auch die anderen, welche augenblicklich aus dem Bewußtsein verdrängt worden sind, noch ihr Gewicht in die Schale werfen können. Denken wir uns also einen überwiegend Primär- und einen überwiegend Sekundärfunktionierenden, welche beide in gleichem Maße für sinnliche Genüsse empfänglich sind und auch beide dieser Empfänglichkeit gleich starke sittliche Neigungen gegenüberzustellen haben, so wird dennoch der erstere größere Chancen haben als der letztere, einer gegebenen Versuchung zum Opfer zu fallen. Denn im Augenblicke, wo die Versuchung an sie herantritt, werden zwar beide leicht dergestalt von derselben in Anspruch genommen werden, daß die Gegenmotive (Vorstellungen sittlicher Werte und Unwerte, guter Vorsätze und Versprechungen, wahrscheinlicher Folgen für sich und andere) zeitweilig aus dem Bewußtsein verschwinden: bei dem einen werden aber diese Gegenmotive dadurch gleichzeitig ihre Wirksamkeit einstellen, bei dem anderen dagegen werden sie eine Nachwirkung ausüben, welche das Versuchungsmotiv hemmt, von sofortigem Handeln zurückhält und eine Konfrontation sämtlicher Motive möglich macht. Ebenso in bezug

Digitized by Google

auf andere Handlungen. Wenn der Primärfunktionierende sich vor eine Schwierigkeit gestellt findet, welcher er durch eine leicht sich darbietende Unwahrheit ausweichen kann; wenn er sich zu etwas verbinden soll, wovon eine nähere Überlegung ihm sagen würde, daß er es vielleicht nicht wird erfüllen können; oder wenn er auch nur in der Gesellschaft durch eine geistreiche Bosheit einen vorübergehenden Erfolg haben, oder durch Schweigen, wo Reden Pflicht wäre, eine kleine Störung vermeiden kann —, so werden ihm überall zur Bekämpfung der sich aufdrängenden eigennützigen Motive weniger starke Hilfstruppen aus dem Unbewußten zur Seite stehen, als worüber unter gleichen Umständen der Sekundärfunktionierende verfügt. Und so wird er denn, auch ohne im Grunde schlechter zu sein als dieser, häufiger straucheln; sein Maß der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit wird ihm weniger dazu dienen, Fehltritte zu vermeiden, als dieselben nachher zu bereuen. Jedesmal, beim Handeln und beim Bereuen, ist nur die eine Hälfte der Motive im Bewußtsein gegenwärtig und wirksam; die anderen sind nicht besiegt, sondern bloß zeitweilig ausgeschaltet worden; und so fehlt denn die Möglichkeit, über das Stärkeverhältnis sittlicher und unsittlicher Neigungen aus der einzelnen Handlung etwas Sicheres zu ermitteln. Nur eine fortgesetzte Beobachtung kann ein annähernd gerechtes sittliches Urteil gewährleisten. Dabei wird erstens die Frage ins Auge zu fassen sein, ob auch mit Vorbedacht, oder ob nur dort, wo die Gelegenheit sich ungesucht darbietet, gesündigt wird; und zweitens die andere, ob nur oder vorwiegend eigennützige, oder ob auch sittliche Motive, wenn sie durch zufällige Umstände dem betreffenden Menschen einmal aufgedrängt werden, ihn zu gleich unüberlegtem Handeln wie jene veranlassen. Man denke wieder an jenen holländischen Dichter, der sich durch Augenblickseindrücke stets wieder zu Rücksichtslosigkeiten und sogar zu grausamen Handlungen, durch andere Augenblickseindrücke aber gleich sehr zu bedeutenden Opfern im Interesse anderer hinreißen ließ: solchen Personen gegenüber kann sicher aus dem Handeln nur auf ein unglückliches Temperament, nicht auf einen schlechten Charakter geschlossen werden.

Die Gefahren, welche aus dem Übergewicht der Primärfunktion für das sittliche Handeln hervorgehen, können sich noch

Digitized by Google

bedeutend verstärken, wenn mit dieser überwiegenden Primärfunktion ein hohes Maß der Emotionalität verbunden ist: so sinkt etwa, wenn wir aus den Ergebnissen der oben erwähnten Enquete einerseits die Personen zusammensuchen, welche sich durch Primärfunktion und Emotionalität, und andererseits diejenigen, welche sich durch Sekundärfunktion und Nichtemotionalität auszeichnen, der Prozentsatz für Glaubwürdigkeit dort auf 37,4 herab, während er hier bis 81,1 steigt. Auch dies braucht nicht zu befremden: jede stärkere Gemütsbewegung führt ja eine krampfhafte Konzentration auf den verursachenden Eindruck mit sich, und verhindert alle sonstigen Motive erst recht, ins Bewußtsein zu treten oder sekundär auf dasselbe einzuwirken. Außerdem sind die Emotionellen zur Furcht und zur Eitelkeit prädisponiert, und diese beiden finden im Leben wohl am häufigsten Situationen vor, welche die Versuchung zur Abweichung von der strengen Wahrheit nahelegen; es kommt hinzu, daß die Emotionalität vielfach mit einer beweglichen und lebhaften Phantasie einhergeht, welche leicht eine Aushilfe darbietet, und überhaupt die Tendenz hat, den Unterschied zwischen wahren und falschen Vorstellungen abzuschwächen. Es treten demnach an diese Menschen tatsächlich häufigere und stärkere Versuchungen zur Lüge heran als an andere: bei gleich starker Neigung zur Wahrheit werden sie also auch häufiger als jene der Versuchung unterliegen, und wenn sie derselben häufiger unterliegen, wäre es unrecht, sie darum sittlich niedriger als jene anderen zu bewerten. Umgekehrt wird man ihnen, wenn sie trotz ihres Temperaments sich durch Wahrhaftigkeit auszeichnen, diese Tugend doppelt hoch anrechnen müssen. Ähnlich kann es sich auf anderen Gebieten verhalten. Allerdings führt die Emotionalität auch Korrelationen mit sich, welche für das sittliche Handeln günstig sind, wie etwa (aus naheliegenden Gründen) Mitleid und ehrliches Hervortreten; wo sie aber gewisse Grenzen übersteigt, wird sie stets wieder die Gefahr nahelegen, daß ein übermächtiges Gefühl zeitweilig auch das stärkste Pflichtmotiv zu völliger Unwirksamkeit abzuschwächen vermag. Wer kennt nicht jene Naturen, welche im allgemeinen vielleicht sittlich stark reagieren, auch in einem gegebenen Konfliktsfall deutlich einsehen, was die Pflicht erheischt; für welche aber beim Heranrücken der Entscheidung, oder auch erst im letzten Augenblick, die egoistischen Motivvorstellungen alle Kraft in sich auf-

Digitized by Google

zusaugen, die sittlichen zu unwesentlichen Schemen zu verblassen scheinen, und welche demnach schließlich, wie von einer Zwangsvorstellung getrieben, auch der als bindend erkannten Pflicht nur ein „ich kann nicht" entgegenzusetzen haben. Von solchen Menschen wird bisweilen gesagt, sie seien edel in den Gefühlen, egoistisch im Handeln; es wird aber häufig vergessen, daß jene Gefühle durchaus echt, und dennoch in der Versuchung stets wieder unwirksam sein können. Man denke etwa an den bekannten Fall des jungen Rousseau, welcher ein Dienstmädchen eines Diebstahls beschuldigte, den er selbst begangen hatte. Dennoch war Rousseau durchaus kein abgefeimter Egoist; nur durch die eigene Gefahr so durchaus in Anspruch genommen, daß Rechtsgefühl, Wahrheitssinn, Mitleid, von denen ihm keines fehlte, bis zur völligen Wirkungslosigkeit zurückgedrängt wurden. Solchen Fällen, wenn auch nur selten so schlimm, begegnet man besonders in den Biographien „Nervöser" (primärfunktionierender Emotioneller mit geringer Aktivität) sehr häufig; und nach der Enquete beträgt der Prozentsatz für Widersprüche zwischen Überzeugung und Handeln bei diesen Nervösen 43,7 (bei der gegenüberstehenden Gruppe der „Phlegmatiker" dagegen nur 4,6). Alle diese Leute werden häufig ohne weiteres als Heuchler beurteilt; es ist auch sehr möglich, daß sie es sind, aber sie brauchen es nicht zu sein. Zur Erklärung jener Widersprüche genügt ihre Temperamentsanlage; um über ihren Charakter urteilen zu können, sind mehr Daten erforderlich. Dazu wird man erstens zu untersuchen haben, ob jenen als verwerflich anerkannten Handlungen auch (wie bei Rousseau) echte und dauernde Reue, besonders der Versuch, das Geschehene möglichst wieder gutzumachen, nachfolgt; sodann ob der Täter, sowie dort fremde über eigene, auch wohl einmal eigene über fremde oder wenigstens entferntere über näherliegende eigene Interessen aus den Augen verliert; drittens und ganz besonders, wie er sich verhält, wenn schwächere egoistische und sittliche Motive, welche im Bewußtsein nebeneinander Platz finden, sich gegenüberstehen. Im allgemeinen wird ein im Grunde sittlicher Mensch, welcher nur infolge seines unglücklichen Temperamentes anderen Unrecht tut oder Schaden zufügt, auch sich selbst unter Umständen ungerecht beurteilen und schädigen; je mehr dies der Fall ist, um so sicherer ist an-

Digitized by Google

zunehmen, daß nicht ein Mangel an Objektivität des Wollens (Egoismus), sondern nur eine durch Primärfunktion und Emotionalität bedingte Einschränkung des theoretischen Gesichtsfeldes (Egozentrismus) seinem Handeln zugrunde liegt. Und um so mehr wird auch, statt Verurteilung, Mitleid und Hilfe am Platze sein.

Endlich mag, so selbstverständlich es ist, doch noch kurz daran erinnert werden, daß nicht nur die Emotionalität im allgemeinen, sondern auch die größere oder geringere Empfänglichkeit für besondere Gefühle zur irrtümlichen Deutung und ungerechten Beurteilung der Handlungen anderer Veranlassung geben kann. Wenn einer eigene Lust oder Bequemlichkeit für höhere Ziele geopfert hat oder umgekehrt, so weist dies sicher auf Sittlichkeit bzw. Egoismus hin; aber es kann in sehr verschiedenem Maße darauf hinweisen, je nachdem das Opfer, um welches es sich handelt, für die betreffende Person größere oder geringere Bedeutung hat. Wenn ein Kind einen Leckerbissen einem anderen überläßt, so müßte man, um über den sittlichen Wert dieser Handlung urteilen zu können, zuerst wissen, ob es ihm selbst sehr nach diesem Leckerbissen gelüstet hat oder nicht; wenn es einem schwer oder nicht gelingt, sich irgend ein Reizmittel (Alkohol, Morphium) abzugewöhnen, so läßt sich daraus über das Maß der auf die Abgewöhnung verwendeten Willenskraft nur etwas ermitteln, wenn man das Maß des mit der Enthaltung verbundenen Leidens mit in Anschlag bringen kann. Das versteht sich, wie gesagt, eigentlich von selbst, es wird aber häufig nicht oder doch nicht genug daran gedacht. In den meisten Fällen beurteilt man den Lust- oder Unlustwert der Motive, welche für irgend welche Entscheidung in Betracht kommen, entweder nach der eigenen, oder nach der durchschnittlichen Empfindlichkeit für dieselben; es kommt aber nur darauf an, wieviel Lust oder Unlust sie für die handelnde Person bedeuten, und dies kann mehr oder weniger, unter Umständen sehr viel mehr oder weniger sein als für andere. Wie überall, soll man auch hier im Interesse einer gerechten Beurteilung versuchen, sich ganz, aber auch ganz, in den anderen hineinzudenken; nicht einen Teil seiner eigenen Natur mit hinüberzunehmen und ohne weiteres bei dem anderen vorauszusetzen. Dazu hat man aber wieder, wenn die Sache irgend wichtig ist, fleißig nach weiteren Daten

Digitized by Google

zu suchen; also erstens nachzusehen, in welchem Maße auch anderen hedonistischen Motiven nachgegeben oder nicht nachgegeben wird; zweitens für den vorliegenden Fall aus Worten und anderen Ausdruckserscheinungen (mit Berücksichtigung ihrer aus anderen Fällen erschlossenen Zuverlässigkeit) die Intensität der mitspielenden Gefühle zu erraten zu versuchen; und drittens sich davon zu überzeugen, ob diese Gefühle die gleiche Motivkraft offenbaren, wenn denselben nicht fremde, sondern entferntere eigene Interessen gegenüberstehen. Wenn also etwa jener Trunksüchtige, welcher angesichts des stetigen Rückgangs seiner Familie sich dennoch das Trinken nicht abgewöhnen konnte, sofort damit aufhört, wenn es sich für seine eigene Gesundheit als gefährlich erweist, so wird man die Macht der Leidenschaft sicher nicht mehr als einen Entschuldigungsgrund für sein früheres Verhalten ansehen können. In solchen Fällen wie diesen sind also für die sittliche Beurteilung durchaus ähnliche Methoden anwendbar, wie in der Physik bei der sogenannten Substitutionswägung. Wie dort zwei Gegenstände, welche sich nicht unmittelbar gegeneinander abwägen lassen, an einem dritten identischen gemessen werden, so läßt sich hier die Motivkraft eigener und fremder Interessen nicht direkt unter sich, wohl aber jede mit derjenigen der herrschenden Leidenschaft vergleichen. Und dadurch kann dann das Stärkeverhältnis der entsprechenden Neigungen und der sittliche Wert der betreffenden Person genauer bestimmt werden, als sonst möglich gewesen wäre.

Neben Primärfunktion und Emotionalität wäre dann an dritter Stelle auch noch das Maß der Aktivität in Betracht zu ziehen. Die Tatsache, daß es verschiedenen Menschen in sehr verschiedenem Maße leicht oder schwer fällt, sich in Bewegung zu versetzen, irgendwie Hand ans Werk zu legen, läßt sich nicht verkennen; etwas zu tun, ist für den einen Lebensbedürfnis, natürliche Funktion, für den anderen dagegen eine schwere Aufgabe, deren Erfüllung für jede einzelne Phase wieder eine neue darauf gerichtete Willensanstrengung erfordert. Es führt hier eine ununterbrochene Kette von der Manie und Hypomanie mit ihrem unermüdlichen Bewegungsdrang zum sanguinischen, zum gemischten, zum sentimentalen Typus, und endlich zum melancholischen Stupor mit dem Gefühle des „Zentnergewichtes auf

Digitized by Google

Gliedern und Zunge". Aus diesen Unterschieden müssen aber schon direkt, auch bei völliger Gleichheit der Empfänglichkeit für weitere und engere Motive, Unterschiede im Handeln hervorgehen, welche leicht den Schein einer Charakterverschiedenheit vortäuschen. Es gehört hierzu schon der bekannte Gegensatz zwischen emotionellem und volitionellem Mitleid, also die Tatsache, daß die Teilnahme an fremdem Leid sich bei einigen vorwiegend in Mitleiden und Mittrauern ohne tätiges Eingreifen, bei anderen dagegen in kräftigem Helfen ohne starke Gefühlsäußerungen offenbart. Mit Unrecht würde man annehmen (was besonders in der Richtung der Kantschen Ethik liegt), daß aus sittlichem Gesichtspunkt die erstere Reaktion notwendig niedriger als die zweite zu bewerten ist. Vielmehr ist vollkommen denkbar, daß der Wunsch zu helfen und die Bereitwilligkeit, dafür ein Opfer zu bringen, bei dem einen genau so groß ist wie bei dem anderen: nur hat jener es sowohl schwieriger, sich auf geeignete Hilfsmittel zu besinnen (weil infolge seiner geringen Aktivität sein Denken eben nicht darauf eingestellt ist, Mittel zu irgend welchem Zwecke auszudenken), als dieselben praktisch ins Werk zu setzen. Sein Zurückbleiben hinter jenem in tatsächlichen Hilfeleistungen beweist also eben so wenig gegen seinen guten Willen, wie die kleineren Gaben eines Armen im Vergleiche mit einem Reichen auf ein geringeres Maß an Freigebigkeit hinweisen; will man sich aber über das Maß jenes guten Willens ein zuverlässiges Urteil bilden, so wird man wieder die Mühe, welche sich einer für andere gibt, mit derjenigen zu vergleichen haben, welche er sich im eigenen Interesse gefallen läßt. — Nach der bereits mehrfach erwähnten Enquete wird aber durch Mangel an Aktivität nicht nur die Betätigung des Mitleids und der Hilfsbereitschaft, sondern auch diejenige der meisten anderen Tugenden auffallend beschränkt: so ergeben sich etwa für Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit in Geldsachen bei den Aktiven die Prozentsätze 69,6, 74,4 und 87,8, bei den Nichtaktiven dagegen die anderen 48,6, 64,1 und 68,9, während umgekehrt von jenen 0,4 bzw. 3,0%, von diesen 2,3 bzw. 13,2% als trunksüchtig bzw. ausschweifend bezeichnet werden. Auch diese Ergebnisse sind, wie ich glaube, nicht so zu deuten, daß die Aktivität mit jenen Neigungen direkt zusammenhängen sollte, sondern vielmehr so, daß sie den Vorstellungsverlauf in einer

Digitized by Google

oder der anderen Weise derartig beeinflußt, daß dadurch indirekt die Offenbarung jener guten Neigungen begünstigt, jener schlechten Neigungen dagegen gehindert wird. An erster Stelle ist wohl daran zu denken, daß der Geist des Aktiven stets auf seine näheren oder entfernteren Ziele gespannt ist, demzufolge sinnliche Gelüste und Versuchungen in seinem Bewußtsein weniger leicht als bei anderen hervortreten und sich festsetzen können; er kennt nicht oder kaum jenes Gefühl der inneren Leere, des Zunichtsaufgelegtseins, welches, viel mehr als die Vorstellung der zu erwartenden Lust, den Drang nach starken Reizen zum unwiderstehlichen Bedürfnis machen kann. Zweitens kommt dann noch die Gewohnheit in Betracht, sich dauernd und eingehend mit den Objekten zu beschäftigen. Sowie der Blick des Gefühlsmenschen vorwiegend nach innen, so ist der Blick des tätigen Menschen vorwiegend nach außen gerichtet; er ist mit der Außenwelt viel mehr vertraut, dieselbe lebt für ihn viel intensiver, als bei jenem der Fall ist; und so werden denn auch die Motive aus dieser Außenwelt sich in einem Grade der Klarheit und Unausweichlichkeit ihm aufdrängen, von welchem der Nichtaktive einfach keine Ahnung hat. Dieser Nichtaktive muß sich darauf besinnen, was in einem gegebenen Falle wahr ist, welche Folgen sich aus einer bestimmten Handlung ergeben werden; dem Aktiven dagegen tritt, sobald er nur an jenen Fall oder an jene mögliche Handlung denkt, das alles sofort, in scharfen Umrissen und lebendigen Farben, vor die Augen. Darum muß aber auch das Reden und Handeln aus objektiven Gesichtspunkten dem Aktiven viel leichter werden als dem Nichtaktiven. Er kann eben nicht oder kaum, wie jener, die objektiven Motive übersehen; bei gleicher Empfänglichkeit für dieselben steht also doch zu erwarten, daß er sich häufiger durch sie wird bestimmen lassen. Und wenn er häufiger, der Nichtaktive seltener sich durch sie bestimmen läßt, darf wieder nicht ohne weiteres auf eine sittliche Minderwertigkeit des letzteren geschlossen werden. Auch ist es hier, da es sich um durchweg allgemeine, den ganzen Lebenshabitus beherrschende Denkgewohnheiten handelt, schwieriger als sonst, sichere Daten zur Begründung jenes Schlusses herbeizuschaffen; immerhin kann man versuchen, sich davon zu vergewissern, ob die Vorstellung des objektiven Tatbestandes gleich wirkungslos

Digitized by Google

bleibt, wenn sie dem Handelnden einmal durch nachdrückliche Zurede oder zufällige Umstände vollständig klargemacht und eingeschärft worden ist. Jedenfalls hat man einem ausgesprochen Nichtaktiven gegenüber stets daran zu denken, daß in der angedeuteten Weise ebensowohl ein Mangel an theoretischer, wie ein solcher an praktischer Blickweite, seinem unsittlichen Handeln zugrunde liegen kann.

Das wären also einige Gesichtspunkte, welche derjenige, dem es darauf ankommt, seine Mitmenschen gerecht zu beurteilen und zu behandeln, niemals vernachlässigen sollte. Neben denselben gibt es noch einen letzten und vielleicht wichtigsten: nicht nur Fehlerquellen, welche in der Eigenart der beurteilten Person ihren Grund haben, führen unser sittliches Urteil irre, sondern auch solche in uns selbst. Kaum einem stehen wir durchaus unparteiisch gegenüber; fast von jedem erwarten wir, sicher oder vermutungsweise, bewußt oder unbewußt, etwas Bestimmtes, Gutes oder Böses. Diese Erwartungen mögen auf Erfahrungen aufgebaut sein, welche wir in bezug auf die betreffenden Personen gemacht haben; aber auch dann sind diese Erfahrungen fast immer mehr oder weniger zufällig und unvollständig; die Gefahr liegt nahe, daß wir dieselben ohne Grund verallgemeinern, und einen Menschen für unbedingt gut oder unbedingt böse halten, weil wir einzelne Handlungen oder Äußerungen von ihm kennen, welche uns als gut oder böse imponiert haben. Ganz besonders nahe liegt aber diese Gefahr, wenn wir selbst der Gegenstand dieser guten oder bösen Handlungen gewesen sind, und also die Erinnerung an dieselben stärker als andere in unserem Bewußtsein haftet und diese anderen aus demselben verdrängt. Aber auch sonst können die verschiedensten Umstände: Stand, Amt oder Familie, Nationalität oder Rasse, äußere Erscheinung, Kleidung usw. uns von vornherein bestimmte Charakterzüge erwarten lassen, und dadurch unseren Blick für die Auffindung der wirklich vorhandenen trüben. Auf solchen Grundlagen entwickelt sich nicht selten ein äußerst verhängnisvoller circulus vitiosus: wir sind durch irgend einen geringfügigen Umstand für oder gegen einen eingenommen, deuten demzufolge seine Äußerungen oder Handlungen in entsprechender Weise, finden uns aber nachher durch die Vorstellung der so gedeuteten Handlungen in unserem Vorurteil verstärkt, und

Digitized by Google

wenden die gleiche Deutung mit verdoppelter Zuversicht an, und so weiter ohne Ende. Daß in dieser Weise eine „blinde" Liebe oder ein „blinder" Haß gleichsam aus nichts entstehen und von nichts sich ernähren kann, bis endlich ein völlig verkehrtes, mit der Wirklichkeit kaum irgendwo sich noch berührendes Bild ihres Gegenstandes zustande kommt, weiß wohl jeder — von anderen, dagegen sagt sich kaum jemand, daß er auch selbst, sei es in größerem oder in geringerem Maße, der nämlichen Gefahr ausgesetzt ist. Um dieser Gefahr zu entgehen, ist vor allem ein Doppeltes nötig: erstens, daß man sich bemüht, überall die nackten Tatsachen und seine Deutungen derselben scharf auseinanderzuhalten, und zweitens, daß man Maßnahmen trifft, um zu verhindern, daß diejenigen Erfahrungen, welche vorgefaßten Meinungen nicht entsprechen, dem Gedächtnis entschwinden. Wie Darwin in theoretischen Sachen, soll man auch, wo es die Beurteilung seiner Mitmenschen gilt, und zwär hier ganz besonders, sich alles sorgfältig einprägen und nötigenfalls aufschreiben, was man von denselben nicht erwartet hätte; nur so läßt sich ein Tatsachenmaterial zusammenbringen, welches für die Bestimmung ihres sittlichen Wertes eine zuverlässige Grundlage bieten kann. Und wieder wie auf theoretischem Gebiete, soll man dann mit seinem endgültigen Urteil zurückhalten, bis man eine Vorstellung des betreffenden Charakters gewonnen hat, der sich alle jene Tatsachen einwandfrei unterordnen lassen, oder von wo aus man wenigstens intuitiv die Notwendigkeit derselben nacherleben kann. Das ist gewiß keine leichte Sache; die sittliche Beurteilung ist aber auch eine sehr ernste, oft folgenschwere, verantwortungsvolle Aufgabe. Wer die für eine gerechte Beurteilung erforderte Mühe scheut, hat sich eben, wenn er nicht ungerecht urteilen will, des Urteils zu enthalten.

Mit alledem wären wir aber bereits bei unserer zweiten Frage angelangt.

30. Das eigene Handeln. Für die Einrichtung des eigenen Handelns kann uns die Ethik in ihrem jetzigen Entwicklungsstadium vielleicht weniger behilflich sein, als für die Beurteilung des Handelns anderer: kommt es doch für die letztere nur auf die Gesinnung an, aus welcher das Handeln hervorgeht, während für

Digitized by Google

die erstere zwar auch diese Gesinnung vorausgesetzt, sodann aber die Frage beantwortet werden muß, welche bestimmte Handlung unter gegebenen Bedingungen am besten dieser Gesinnung entspricht. Und diese Frage ist zwar für einige Fälle sehr leicht, für andere aber kaum durch Schlußfolgerung aus allgemeinen Prinzipien zu beantworten.

Leicht zu beantworten ist die Frage überall da, wo objektive und subjektive, weitere und engere Ziele einander gegenüberstehen. Für solche Fälle genügt eben unser kategorischer Imperativ: wolle und handle möglichst objektiv! Mit Unrecht würde man sich darüber beklagen, daß diese Regel zu streng und darum der praktischen Anwendung unfähig sei. Die Ethik kann überall nur ein Ideal aufstellen: sagen, wie der sittlich vollkommene Mensch in einem gegebenen Fall handeln würde; ob der einzelne dieses Ideal erreichen, oder inwiefern er sich demselben annähern kann, bleibt seine Sache. Daß wir alle unvolikommen sind; daß in jedem von uns das Gute mit dem Bösen, das Bessere mit dem Schlechteren einen schweren Kampf zu bestehen hat, wissen wir: das ist aber kein Grund, das Unvollkommene vollkommen zu nennen. Auch liegt die Sache nicht so, wie die Stoiker sie darstellten: daß nämlich nur die vollständige Erreichung des Ideals, nicht die Annäherung an dasselbe Wert haben sollte; genau in dem Maße vielmehr, in welchem einer sich bei seinem Handeln durch objektive Motive bestimmen läßt, ist er sittlich. Praktisch bedenklich wäre aber erst recht eine Ethik, welche, um das Endziel in Sehweite zu bringen, mit dem Ideal transigierte. Niemand, auch der Beste nicht, soll mit dem Erreichten zufrieden sein; niemand aber auch an der Möglichkeit verzweifeln, weiter zu kommen. Und wer die Grenze, welche er nicht überschreiten wird, zu sehen glaubt, soll nicht verzagen, sondern an die Menschheit denken, für welche es keine unüberschreitbare Grenzen gibt.

Übrigens ist aber jenes von der Objektivitätstheorie aufgestellte Ideal schließlich doch vielleicht nicht so wirklichkeitsfremd und übermenschlich, als es zunächst scheinen kann. Es ist ja noch einmal daran zu erinnern, daß nach § 27 die geforderte Objektivität keineswegs eine ständige Rücksichtnahme auf die Interessen der gesamten Menschheit bedeutet, — schon darum nicht, weil diese Interessen zum allergrößten Teil uns unbekannt

Digitized by Google

und unserer Macht entzogen sind. Sondern jene Objektivität will nur sagen, daß man bei jedem praktischen Dilemma möglichst vollständig von sich selbst, seinen Beziehungen und Sympathien zu abstrahieren, und die für jenes Dilemma in Betracht kommenden Personen und Verhältnisse nach ihrem eigenen Wert zu behandeln habe. Dieses nun tun wir sicher in sehr verschiedenem und schließlich alle in ungenügendem Maße; aber die Neigung dazu haben wir doch alle, und diese Neigung ist bei den meisten mit anderen Neigungen durchaus kommensurabel; sie wird zwar häufig von denselben besiegt, vermag sich aber auch manchmal trotz deren Widerstände durchzusetzen. Gibt es denn nicht viele, welche um keinen Preis eine vorsätzliche Unwahrheit sagen oder andere auch nur um das geringste an ihrem Rechte verkürzen würden? Begegnen wir nicht täglich Menschen, welche ihre Ruhe, ihre Bequemlichkeit, ihr Glück für einen größeren oder geringeren Teil anderen zum Opfer bringen? Und spielen, wo einer vor solchen Opfern zurückschreckt, nicht manchmal doch wieder die Interessen anderer (etwa die Bedingungen sonstiger gemeinnütziger Wirksamkeit, oder auch die Interessen der Frau und Kinder) dabei eine größere Rolle als die eigenen? Gewiß, das Ideal der Objektivität ist ein hohes, aber es ist zugleich ein durchaus menschliches Ideal. Es wird uns nicht von außen auferlegt, sondern es lebt in jedem Menschenherz; stärker oder schwächer, frei oder gehemmt, bewußt oder unbewußt, zieht es uns alle hinan.

Die Schwierigkeiten für die praktische Anwendung des Objektivitätsprinzips liegen also nicht in denjenigen Fällen, wo objektive und subjektive Gesichtspunkte sich gegenüberstehen, sondern sie liegen in den anderen, wo aus verschiedenen objektiven Gesichtspunkten verschiedene Handlungen als sittlich gefordert erscheinen, also in den Pflichtkollisionen. Wie sollen wir handeln, wenn das Recht des einzelnen dem Wohl des Ganzen gegenübersteht, oder wenn unsere nackte Wahrheit Menschen, welche ein Besseres verdienen, unglücklich machen würde? Diese und ähnliche Fragen lassen sich aus dem Objektivitätsprinzip heraus nicht ohne weiteres beantworten; dasselbe kann weder mit den Utilisten das herauskommende Lustsaldo als entscheidende Instanz anerkennen, noch mit anderen unter allen Umständen etwa das Wahrheitsprechen vorschreiben;

Digitized by Google

und es kann auch keinen Maßstab zur Verfügung stellen, mittels dessen man in einem gegebenen Fall die unvereinbaren sittlichen Interessen exakt gegeneinander abwägen könnte. Die Sache liegt hier genau so, wie auf den Gebieten der Ästhetik und der Logik. Vor dem fertigen Kunstwerke, der abgeschlossenen wissenschaftlichen Untersuchung kann sich der Ästhetiker bzw. der Erkenntnistheoriker Rechenschaft davon geben, was darin gefällt oder überzeugt, und nach welchen allgemeinen Gesetzen dieses Gefallen oder diese Überzeugung zustande kommt; dagegen sind Vorschriften über die Art und Weise, wie im Einzelfall der Künstler seine Farben zu wählen, der Naturforscher seine Versuche einzurichten hat, von jenen weder zu geben noch zu verlangen. Ebensowenig kann aber der Ethiker die Verpflichtung übernehmen, dem vor einer Entscheidung stehenden Menschen genau zu sagen, wie er unter diesen bestimmten Umständen handeln soll; er kann ihm nur raten, von allen persönlichen Wünschen und Sympathien als solchen abzusehen, sich auf einen möglichst objektiven Standpunkt zu stellen, und die Beantwortung der Frage, was von diesem Standpunkte aus gesehen als das Richtige erscheint, seinem Gewissen zu überlassen. Zu diesem Rat wäre dann aber noch einiges zu bemerken.

Das Gewissen ist, wie ich glaube, in sittlichen Angelegenheiten genau dasselbe, wie der gesunde Menschenverstand oder die Intuition in theoretischen und der gute Geschmack in der Kunst: eine im allgemeinen wohlbegründete, aber sich ihrer Gründe nicht bewußte Einsicht. Sowohl die apriorischen Prinzipien unseres Beurteilens wie unseres Urteilens wirken im Bewußtsein, ohne daselbst gegenwärtig zu sein; nur in diesen Wirkungen, also in ihren einzelnen Anwendungen, sind sie uns in der inneren Erfahrung gegeben. Man kann nun allerdings versuchen, durch Analyse und Vergleichung dieser Wirkungen jene verborgenen Prinzipien ans Licht zu ziehen, und eben dies ist die Aufgabe der Erkenntnistheorie bzw. der Ästhetik und der Ethik; sofern aber diese Prinzipien zur Entscheidung nicht ausreichen, darf und soll man eben mit vollem Vertrauen an die im einzelnen Anwendungsfall gegebene Evidenz sich halten. So macht man es auch überall sonst: der ungelehrte Mensch zweifelt nicht an

Digitized by Google

der Zuverlässigkeit seiner evidenten Schlüsse, obgleich er die Regeln des Syllogismus nicht kennt; der Künstler oder kunstsinnige Laie urteilt mit untrüglicher Sicherheit über den Wert oder Unwert eines Kunstwerks, obgleich er sich niemals mit Ästhetik beschäftigt hat und sich vielleicht nicht einmal für dieselbe interessiert. Ebenso soll man auch auf ethischem Gebiete nicht glauben, ohne allgemeine Regeln keine sichere Grundlage für das sittliche Handeln finden zu können. Die sichere Grundlage liegt überall in der direkten, unbezweifelbaren Evidenz: diese kommt aber in gleichem Maße den besonderen Einzelurteilen zu, wie dem allgemeinen Prinzip. Jene Einzelurteile sind ja nicht etwas für sich neben dem Prinzip, sondern in denselben äußert sich das Prinzip; genau so wie wir, wenn das Prinzip bekannt wäre, dasselbe doch auf den Einzelfall anwenden müßten, um diesen beurteilen zu können, findet jetzt das gleiche im Unbewußten statt; die Evidenz des Einzelfalls ist vollständig in derjenigen des noch verborgenen Prinzipes begründet. Wie die einzelne Naturerscheinung zum Naturgesetz, so verhält sich das konkrete logische, ästhetische, ethische Urteil zum abstrakten Prinzip: jenes geht vorher, dieses kommt nach und bringt nur zu klarem Bewußtsein, was vorher schon unbewußt als Kriterium wirksam war; die Theorie begründet nicht eigentlich die einzelnen Urteile, sondern abstrahiert bloß aus denselben, was in jedem schon als sein Grund enthalten ist, und bringt sie dergestalt unter einen gemeinsamen Begriff. Darum ist auch in weitaus den meisten Fällen die Theorie praktisch entbehrlich; nur unter sehr verwickelten Umständen, oder wo das Für und das Wider nahezu gleich schwer wiegen, wird man sich veranlaßt finden, auf sie zurückzugreifen. So verhält es sich auch im theoretischen Denken: auf die Regeln des Syllogismus oder der Wahrscheinlichkeitsrechnung besinnt man sich nur, wo besondere Schwierigkeiten vorliegen: im übrigen entscheidet man nach dem evidenten, aber nicht näher analysierten Eindruck der Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit. Wie man aber im großen und ganzen korrekt denken kann ohne Kenntnis der logischen, so kann man auch im großen und ganzen korrekt handeln ohne Kenntnis der ethischen Prinzipien. Und des weiteren gilt sogar in gewisser Hinsicht hier wie dort, daß die Intuition zuverlässiger ist als die bewußte Schluß-

Digitized by Google

folgerung. Das liegt daran, daß in vielen Fällen die für die Entscheidung in Betracht kommenden Gründe zu zahlreich sind, um sich einzeln aufzählen und gegeneinander abwägen zu lassen, und daß sogar die meisten derselben, als die Frucht längst vergessener Erfahrungen, überhaupt nicht mehr zu klarem Bewußtsein gebracht werden können. In solchen Fällen wird also die bewußte Schlußfolgerung notwendig die entfernteren Gründe vernachlässigen und sich an die nächstliegenden halten; das intuitive Denken dagegen kann nicht nur sehr viel mehr umfassen als das bewußte, sondern es wirken zu den Ergebnissen desselben, wie die tägliche Erfahrung lehrt, auch diejenigen Daten mit, welche dem Bewußtsein für immer verloren gegangen sind. Darum wird (vorbehältlich störender Umstände, auf welche wir sogleich zurückkommen) das intuitive gegenüber dem diskursiven Denken immer die vollständigere Verwertung der verfügbaren Daten voraus haben. Es kommt hinzu, daß beim diskursiven Denken nicht nur die bewußten Gründe stärker, sondern auch die unbewußten, deren Sekundärfunktion durch die Konzentration der Aufmerksamkeit auf jene gehemmt wird, schwächer wirken als ihrer Bedeutung entspricht, demzufolge denn von beiden Seiten das natürliche Verhältnis zwischen denselben eine Störung erleidet. Diese Umstände machen es begreiflich, daß im Leben so häufig die „Theorie" gegenüber der „Praxis" den kürzeren zieht: daß also etwa die Wetterprognosen des Bauern oder Seefahrers, die Diagnosen des erfahrenen Dorfarztes, die Urteile des Weltmannes über Menschen sich oft besser bewähren, als diejenigen des gelehrten Meteorologen, Mediziners oder Psychologen. Und aus dem nämlichen Grunde wird derjenige, welcher sich bei Pflichtenkollisionen einfach nach der „inneren Stimme" richtet, im allgemeinen sicherer gehen als ein anderer, welcher jeden Fall in seine Komponenten zu zerlegen, und dann für jede dieser Komponenten einzeln das genaue Gewicht zu bestimmen versucht.

Es wurden aber oben störende Umstände vorbehalten; und diese störenden Umstände können unter besonderen, allerdings sehr häufig gegebenen Bedingungen die Zuverlässigkeit der Gewissensentscheidungen in hohem Grade beeinträchtigen und weitere Maßnahmen nötig machen. Diese störenden Umstände liegen wesentlich in der

Digitized by Google

unkontrollierbaren Mitwirkung außerethischer Motive bei der sittlichen Bewertung vorzunehmender Handlungen. Man glaubt eben überall gern, was man hofft: liegt eine bestimmte Handlungsweise im Interesse unserer selbst oder unserer Lieben, so findet unwillkürlich eine Selektion zwischen den darauf bezüglichen Motiven statt; alle, auch die sittlichen Gründe, welche für die Handlung sprechen, treten hervor, die entgegengesetzten treten zurück, und damit verschiebt sich notwendig das normale Verhältnis der von ihnen ausgehenden Motivkräfte. Daher denn mancher ehrlich glaubt, nach bestem Wissen und Gewissen zu handeln, während er doch, wenn er für einen Augenblick von seinen persönlichen Wünschen abstrahieren könnte, die Sache ganz anders beurteilen würde. Es ist nun leicht zu sehen, daß diese Gefahr für diejenigen, welche ihre Entscheidungen nach dem unzergliederten Ausspruch des Gewissens zu treffen pflegen, größer ist als für die anderen, welche versuchen, sich die Motive für und wider gesondert zu Bewußtsein zu bringen. Denn in jenem ersteren Fall entziehen sich die im Unbewußten verbleibenden Motive aller Kontrolle, während sie im zweiten einzeln auf ihren Wert geprüft werden können. Die oben gegebene Vorschrift, in Kollisionsfällen auf die Stimme des Gewissens zu vertrauen, bedarf demnach einer wichtigen Einschränkung: sie gilt nur, wo keine Parteilichkeit zu befürchten ist. Überall dagegen, wo eigene Interessen oder solche geliebter Personen auf dem Spiele stehen, ist (wie übrigens auch wieder auf theoretischem Gebiete) eine scharfe Kontrolle der intuitiven Gewißheit unerläßlich. Wie ist nun diese Kontrolle zu führen? Wo man es mit vergleichbaren Größen zu tun hat (also beispielsweise darüber im Zweifel ist, welche von zwei Personen oder gemeinnützigen Stiftungen man unterstützen, oder wen man für ein bestimmtes Amt vortragen soll), wird selbstverständlich die bewußte Analyse und Vergleichung der Motive am sichersten zum Ziele führen; wo aber verschiedene Pflichten einander gegenüberstehen, oder auch wo die in Betracht kommenden Rechte und Interessen sich wegen ihrer Vielheit, ihrer Verwicklung und ihrer mangelhaften Meßbarkeit nur unsicher gegeneinander abwägen lassen, wird man doch wieder auf den intuitiven Eindruck angewiesen sein, zugleich aber sich ernstlich bemühen müssen, den störenden Einfluß der Parteilichkeit mög-

Digitized by Google

lichst zu eliminieren. Zu diesem Zwecke steht nun ein Mittel zu Gebote, das, wenn systematisch und gewissenhaft angewendet, fast immer zum Ziele führt, nämlich das Gedanken- oder Phantasieexperiment.

Um sich über die Bedeutung dieses Mittels ganz klar zu werden, hat man sich zunächst noch einmal Rechenschaft davon zu geben, wo in den einschlägigen Fällen die Schwierigkeit eigentlich steckt. Die Schwierigkeit steckt darin, daß die Gesetzlichkeit des sittlichen Urteilens durch den Einfluß persönlich gefärbter Wünsche, welche einige Gründe stärker und andere schwächer erscheinen lassen, als sonst der Fall sein würde, gestört wird; es kommt also darauf an, diesen Einfluß auszuschalten und die sittlichen Verhältnisse rein hervortreten zu lassen, oder mit anderen Worten, zu ermitteln, wie man urteilen würde, wenn jene störenden Umstände nicht da wären. Nun läßt sich allerdings das Maß des störenden Einflusses nicht theoretisch berechnen und in Abzug bringen; wohl aber kann man mit dem eigenen sittlichen Bewußtsein experimentieren, indem man demselben einen Fall vorlegt, welcher sonst mit dem gegebenen gleich, aber nur durch das Fehlen jener störenden Umstände von demselben verschieden ist. Dazu hat man nur, statt sich selbst, einen anderen in der gegebenen Sachlage sich vorzustellen, und sich dann zu fragen, wie man es beurteilen würde, wenn jener andere so handelte, wie man selbst im Begriffe steht zu handeln. Irgend einer unschädlichen Leidenschaft nachzugeben, ein unwahres Verhältnis zu beständigen, seinen Stimmungen und Verstimmungen den freien Lauf zu lassen, und manches andere, kann als verzeihlich, als natürlich, sogar als durch die Umstände geboten erscheinen, bis man es bei einem anderen beobachtet und sich darüber ärgert: dieser Ärger kann sich aber auch auf Grund einer bloß vorgestellten Handlung des anderen einstellen, und uns über die Verwerflichkeit des vorgenommenen eigenen Handelns aufklären. Man soll es sich also zur Gewohnheit machen, möglichst häufig, ganz besonders aber, wo es Handlungen oder Unterlassungen gilt, welche in der Richtung der eigenen Wünsche oder des eigenen Temperamentes liegen, sich in den Fall hineinzudenken, daß man von einem bestimmten Bekannten Gleiches oder Ähnliches sehen oder hören sollte, und mittels der sich dabei

Digitized by Google

ergebenden Reaktion den ersten Eindruck zu korrigieren. Dieses Verfahren läßt sich dann noch in mehrfacher Weise modifizieren. Unter Umständen wird es angezeigt sein, statt des Subjektes das Objekt der Handlung in Gedanken durch ein anderes zu ersetzen: wer etwa darüber zweifelt, ob er sich einem Menschen gegenüber durch seine Sympathie zu unbegründeter Nachgiebigkeit, oder durch seine Antipathie zu unbegründeter Härte hat verführen lassen, wird nicht unterlassen dürfen, sich noch einmal in die nämliche Sachlage, jetzt aber gleichgültigen statt geliebten oder verhaßten Personen gegenüber, hineinzudenken, und sich zu fragen, wie er dann handeln und wie sein Gewissen dann reagieren würde. Haben aber alle diese Maßnahmen nur den Zweck, experimentell die Wirkung der außerethischen Motive auszuschalten, so lassen sich noch weit besser gesicherte Resultate mittels einer anderen Anwendung der nämlichen Methode erzielen, welche darauf ausgeht, die Wirkung der außerethischen Motive umzukehren. Das betreffende Verfahren, welches wegen seiner Analogie mit einer bekannten physikalischen Methode als ethische doppelte Wägung bezeichnet werden kann, besteht darin, daß man zur Entscheidung eines Dilemmas, wo die Interessen seiner selbst oder seiner Freunde denjenigen Fremder gegenüberstehen, diesen beiden in Gedanken den Platz wechseln läßt. Das heißt also: man denkt sich möglichst genau in den Fall hinein, daß man selbst dem anderen so gegenüberstünde, wie tatsächlich der andere uns gegenübersteht, daß man also ihm getan und von ihm erfahren hätte, was er tatsächlich uns getan und von uns erfahren hat; und man beachtet, wie sich in diesem Fall die Sache für das eigene sittliche Bewußtsein ausnehmen würde. Das Resultat wird fast immer überraschend, häufig tief beschämend sein. Es mag sich also beispielsweise im wirtschaftlichen Wettkampf einem ein Mittel darbieten, welches ihm als nützlich und erlaubt erscheint; denkt er sich nun aber die Sachlage so, daß nicht er, sondern ein Konkurrent dieses Mittel gefunden und angewendet hätte, so stellt sich vielleicht heraus, daß er es dann als sittlich durchaus unstatthaft würde verurteilt haben; es muß also notwendig das sittliche Urteil durch persönliche Motive irgendwie irregeführt worden sein, und da diese persönlichen Motive in den beiden Fällen gleich stark nach entgegengesetzten Seiten ziehen, ist anzunehmen, daß das Mittel

Digitized by Google

weder so unbedenklich ist, als es zuerst, noch so bedenklich, als es nachher erschien. Oder man hat sich in irgend welchem Verhältnis (Ehe, Freundschaft, gemeinsame Arbeit) die gegenseitigen Rechte und Pflichten nach bestem Wissen zurechtgelegt, bis man eines Tages auf den Gedanken kommt, sich die Sache auch einmal vom Standpunkte des anderen anzusehen, und dann erst bemerkt, wie sehr man bisher, ohne etwas davon zu ahnen, diesen anderen übervorteilt hat. Oder endlich: man ist gewöhnt, anderen gegenüber überall seine Kritik frei zu äußern, und wundert sich darüber, daß sie, die gute Absicht verkennend, sich von uns zurückziehen; stellt man sich nun aber einmal klar und deutlich vor, daß ein anderer, in der nämlichen Form wie wir es zu tun pflegen, uns unsere Fehler vorhalten sollte, so finden wir zu unserem Erstaunen, daß wir daraus sofort auf Eigendünkel, Rücksichtslosigkeit und Lieblosigkeit schließen und unser Verhalten dem Kritiker gegenüber entsprechend einrichten würden; woraus dann eine sorgfältige Selbstprüfung und der Entschluß, unsere eigenen Äußerungen künftig besser zu bewachen, hervorgehen kann. Unter Umständen wird auch dieses Verfahren wieder vielfacher Modifikationen fähig und bedürftig sein: so wird man etwa, um sein Betragen Untergebenen gegenüber richtig einzuschätzen, sich selbstverständlich nicht in ein ähnliches Betragen seiner Untergebenen, sondern vielmehr seiner Vorgesetzten sich gegenüber hineinzudenken haben; und so wird man, um sein Verhalten gegenüber Frauen objektiv beurteilen zu können, sich entsprechende Verhaltungsweisen anderer Männer gegenüber von uns hochgeschätzten Frauen vorzustellen haben (man erinnere sich jenes Wortes des Wandsbecker Boten: tue keinem Mädchen Leides, und denke, daß deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist). Das Gemeinsame aller dieser Verfahrungsweisen liegt aber darin, daß die Motive, welche das sittliche Urteil vom geraden Wege ablenken können, im Phantasieexperiment der Richtung nach umgekehrt werden; demzufolge denn hier ein gleich großer Fehler nach einer Seite gemacht wird, wie dort nach der anderen, und die auf störende Umstände hinweisende Verschiedenheit der Reaktionen doppelt so leicht in die Augen fällt. Das Kriterium der vollkommenen sittlichen Einsicht liegt im Wegfall dieser Verschiedenheit: nur sofern ich auf eine gegebene oder vorgestellte Handlung genau in der

Digitized by Google

gleichen Weise reagiere, wenn sie meinen sonstigen Wünschen entspricht, als wenn sie denselben zuwiderläuft, kann ich sicher sein, daß ich diese Handlung von einem durchaus objektiven Standpunkte betrachtet, und also ihren sittlichen Wert fehlerfrei erkannt habe.

31. Selbsterziehung und Erziehung anderer. Es bleibt noch zu untersuchen übrig, inwiefern und durch welche Mittel es möglich ist, sich selbst und andere von einem niedrigeren auf ein höheres sittliches Niveau zu bringen, also sittlich zu erziehen. Nicht selten wird angenommen, daß diese Möglichkeit von deterministischem Standpunkte nicht zugelassen werden könne: wenn alles Handeln notwendig bestimmt ist, habe es keinen Sinn, durch pädagogische Maßnahmen an dieser Notwendigkeit rütteln zu wollen. Wer sich aber erinnert, was in § 13 über Determinismus und Indeterminismus gesagt wurde, wird leicht einsehen, daß dieser Meinung nur wieder die alte Verwechslung von Determinismus und Fatalismus zugrunde liegt. Wenn alles Handeln durch ein blindes, außerweltliches Fatum oder durch einen unabänderlichen Ratschluß Gottes dem Menschen vorgeschrieben wäre, dann allerdings wäre es ein hoffnungsloses Unternehmen, darin eingreifen zu wollen; wenn aber das Handeln, wie der Determinismus behauptet, als das Produkt zahlreicher innerer und äußerer, bleibender und wechselnder Faktoren zu verstehen ist, so läßt sich wenigstens fragen, ob nicht einige dieser Faktoren dem Einfluß der Erziehung zugänglich sein sollten. Und zwar läßt sich dies nur fragen, wenn man sich auf den Boden jener deterministischen Voraussetzung stellt; betrachtet man dagegen das Handeln als durch seine Antezedenzien nicht bestimmt, so wäre es ein offenbarer Widerspruch, solche Antezedenzien in der Form von Erziehungsmaßregeln einzuführen — und dadurch doch wieder das Handeln bestimmen zu wollen.

Welche Mittel stehen also zur Verfügung, um das Leben und Handeln des Individuums zu einem höheren sittlichen Niveau hinaufzuführen?

Nach allem Vorhergehenden braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß zu diesen Mitteln jedenfalls nicht Lohn und Strafe, im weitesten Sinne genommen, gehören können. Staat und Gesellschaft können in mannigfacher Weise an erwünschte Hand-

Digitized by Google

lungen angenehme, an unerwünschte üble Folgen verbinden; die Erziehung kann sich bestreben, durch konsequente Anwendung der nämlichen Mittel schon in frühester Jugend Assoziationen zu stiften, welche zeitlebens das Gute in einer verlockenden, das Böse in einer abschreckenden Beleuchtung erscheinen lassen; sie kann auch durch direkte Belehrung die Einsicht zu begründen suchen, daß man in einer gebildeten Gesellschaft doch schließlich am besten vorwärts kommt, wenn man sich anständig beträgt; endlich kann noch die Kirche auf jenseitige Belohnungen und Strafen verweisen, und dadurch auch für die Übung der Tugend im verborgenen Motive herbeischaffen. Und von alledem mag vielleicht einiges unentbehrlich, anderes wenigstens nützlich sein. Für die Hebung der Sittlichkeit hat aber das alles nicht den geringsten Wert. Denn für die Sittlichkeit kommt es eben nicht auf die resultierende Handlung, sondern nur auf die zugrunde liegenden Neigungen an; wer nur für sein eigenes Wohl lebt, steht sittlich nicht höher oder niedriger, ob er nun dieses Wohl durch Verbrechen oder durch ein untadeliges Verhalten, durch Ausbeutung seiner Mitmenschen oder durch ein gutes Einvernehmen mit denselben, auf Erden oder im Himmel am besten erwerben zu können glaubt. Sofern also eine Erziehung mit hedonistischen Motiven, sei es auch mit beliebig verfeinerten hedonistischen Motiven, wirkt, muß sie ein für allemal darauf verzichten, eine sittliche Erziehung zu heißen.

Wo hätte dann aber eine sittliche Erziehung, welche wirklich diesen Namen verdient, ihre Handhabe zu suchen?

Ich glaube: sie kann diese Handhabe nirgends anders finden, als in den bereits vorliegenden, aber unentwickelten, zurückgebliebenen oder zurückgedrängten, von anderen Neigungen überwucherten sittlichen Neigungen der zu erziehenden Person selbst. Wo solche Neigungen durchaus fehlten, wo einer also wirklich nur um das eigene Wohl sich kümmerte, während ihm auch in tiefster Seele Wahrheit, Menschenglück, Reinheit vollkommen gleichgültig wären, — da gäbe es einfach kein Mittel, ihn zu einem höheren Standpunkte emporzuziehen, oder auch nur ihm einen solchen verständlich zu machen. Und wenn es ein solches Mittel gäbe, wenn man einem von außen Neigungen einimpfen könnte, welche ihm von Hause aus durchaus fremd wären, so würden dieselben dennoch, wie

Digitized by Google

alles von außen Kommende, seinen sittlichen Wert nicht erhöhen können. Sittlichen Wert hat überall nur dasjenige, welches dem eigensten sittlichen Wollen des handelnden Individuums entstammt, und eine sittliche Erziehung kann nur bezwecken, dieses gegebene sittliche Wollen zu höchster Ausbildung und zu ungehemmter Äußerung zu bringen. Das Material dazu findet sie schließlich in jedem Menschen. Denn die obige Fiktion eines absoluten Egoisten ist eben nur eine Fiktion; tatsächlich gibt es wohl ebensowenig einen Menschen, dem alle sittlichen, wie einen solchen, dem alle intellektuellen oder ästhetischen Anlagen vollständig fehlten. Bis zu welchem Grade sich jene sittlichen Anlagen bei einem gegebenen Menschen entwickeln lassen werden, ist im voraus unmöglich zu sagen; man soll eben Hand ans Werk legen, und abwarten was herauskommt.

Was nun zuerst die Selbsterziehung betrifft, so setzt diese selbstverständlich voraus, daß man aus sittlichem Gesichtspunkte etwas an sich auszusetzen hat, und den Willen hat, es zu verbessern. Dieser Wille ist aber selbst schon durch diejenigen sittlichen Neigungen bedingt, auf deren Ausbildung er sich richtet: nur wer für die Motive der Wahrheit oder des Glückes anderer empfänglich ist, wird sich eine Lüge oder eine Lieblosigkeit zu Herzen nehmen und der Wiederholung derselben vorzubeugen suchen. Die echte Reue, der tiefe Wunsch, besser zu werden als man ist, beweist also eigentlich, daß man im Grunde schon besser ist, als man sich in seinem Handeln bisher gezeigt hat; daß man also in diesem Handeln gleichsam hinter sich selbst zurückgeblieben ist, seine sittliche Natur nicht voll und ganz hat betätigen können. Wie dies zu verstehen ist, haben wir in § 29 ausführlich gesehen: es können Lücken oder Einseitigkeiten in unserem Wissen vorliegen, infolge deren gewisse, für die sittliche Entscheidung wichtige Motive uns fehlen, oder wir können mit Temperamentseigenschaften behaftet sein, welche solche Motive, obgleich theoretisch uns nicht unbekannt, nicht oder nur mangelhaft zur Wirksamkeit gelangen lassen. Damit ist eigentlich auch schon gesagt, in welcher Richtung die Mittel zur Abhilfe zu suchen sind: es sollen im allgemeinen Maßregeln getroffen werden, durch welche eine möglichst vollständige Kenntnis und eine möglichst ausgiebige Wirksamkeit der sittlichen Motive gesichert

Digitized by Google

wird. Über diese Maßregeln wäre jetzt einiges zu bemerken.

Zuvörderst dieses: daß die Gefahr, sich ohne genügende Kenntnis der Sachlage zum Handeln zu entscheiden, meistenteils ebenso wie die andere, von den bekannten Motiven nur einen Teil zu voller Wirksamkeit gelangen zu lassen, auf überwiegender Primärfunktion und starker Emotionalität beruht. Allerdings würde niemand zum Handeln kommen, wenn er damit warten wollte, bis er eine vollständige Kenntnis aller zur Sache dienlichen Daten gewonnen hätte, und gilt in diesem Sinne das Göthesche Wort: der Handelnde ist immer gewissenlos; wohl aber kann und soll man bei jeder wichtigen Handlung sich überlegen, ob die bekannten Daten zur Entscheidung genügen, und, wenn dies nicht der Fall ist, ob sie sich ergänzen lassen. Das heißt also: unbekannte Umstände kann selbstverständlich niemand bei seinem Handeln in Betracht ziehen, die Tatsache aber, daß mehr oder weniger wesentliche Umstände unbekannt sind, kann man allerdings in Betracht ziehen und als Motiv für das Unterlassen oder Aufschieben der Handlung gelten lassen. Und die Gefahr, daß dieses Motiv übersehen wird und wirkungslos bleibt, beruht, genau so wie die gleiche Gefahr in bezug auf andere Motive, hauptsächlich darauf, daß die näherliegenden, durch gefühlsbetonte Eindrücke des Augenblicks gegebenen Motive jene anderen nicht zum Worte kommen lassen, sondern ohne weiteres für sich den Willensentschluß bestimmen. Diese Übermacht zufälliger, momentan sich aufdrängender Motive hat also die sittliche Selbsterziehung hauptsächlich zu bekämpfen; sie muß dafür sorgen, daß im Augenblicke der Entscheidung die sittlichen Motive die volle Macht, welche ihnen kraft des Charakters der handelnden Person zukommt, auch wirklich entfalten können. Durch welche Mittel läßt sich dies erreichen?

Für diejenigen, welche sich durch eine vollkommen ausgebildete Sekundärfunktion und eine mäßige Emotionalität auszeichnen, liegt im allgemeinen keine Veranlassung vor, nach solchen Mitteln zu suchen. Denn indem hier die Augenblicksmotive nur einen Teil des Bewußtseins einnehmen, und die entfernteren auch aus dem Unbewußten heraus noch wirksam bleiben, werden in Konfliktsfällen auch die sittlichen Motive immer wenigstens durch ein dunkles Gefühl sich bemerklich

Digitized by Google

machen, und dadurch eine genauere Überlegung veranlassen, während deren sie zu klarem Bewußtsein gebracht und mit den anderen Motiven konfrontiert werden können. Tatsächlich werden also solche Personen durchweg unter dem Einfluß sämtlicher verfügbarer Motive handeln und in diesem Handeln ihren ganzen Charakter betätigen; ihre Lebensführung wird daher selten Schwankungen und Widersprüche aufzeigen, und sie werden wenig Veranlassung haben, Getanes zu bereuen. Damit ist allerdings keineswegs gesagt, daß sie durchgängig sittlich, oder auch, daß sie im Durchschnitt sittlicher handeln werden als andere, sondern nur, daß sie im großen und ganzen so handeln werden, wie sie wirklich handeln wollen, d. h. also, wie es ihrem Charakter entspricht. Dieser Charakter kann mehr oder weniger sittlich sein, und sich demzufolge in besseren oder in schlechteren Handlungen äußern; jede Handlung mitsamt ihren Motiven wird aber in der Erinnerung in gleicher Beleuchtung erscheinen wie bei der Ausführung, und man wird stets das Gefühl haben, daß man jetzt unter gleichen Umständen wieder ebenso wählen würde wie vorher. Die Vorstellung eines sittlich besseren Handelns kann demnach zwar auftauchen und als solche anerkannt werden, es wird sich derselben aber auch stets das Bewußtsein hinzugesellen, daß dieses bessere Handeln Opfer erfordern würde, welche man eben nicht zu bringen geneigt ist. Und die Scham darüber, daß man diese Opfer nicht zu bringen geneigt ist, bildet schließlich auch nur wieder ein Motiv neben den anderen, welches auf die Dauer sich mit denselben irgendwie ins Gleichgewicht setzt. Der entschiedene Wunsch, sich zu einer höheren Stufe der Sittlichkeit zu erziehen, wird unter solchen Umständen kaum hervortreten.

Dagegen empfinden wir den Wunsch nach sittlicher Selbsterziehung überall und nur da, wo wir das Gefühl haben, daß unser bisheriges Handeln hinter unserem eigentlichen Wollen, unserem Charakter, merklich zurückgeblieben ist. Und dieses Gefühl haben wir schließlich, mehr oder weniger häufig, mehr oder weniger intensiv, doch wohl alle. Denn der obige Fall ist in seiner Reinheit doch wieder nur ein fingierter: tatsächlich haben für uns alle die sich aufdrängenden Motive des Augenblicks ceteris paribus mehr zu sagen als die weiter zurückliegenden, nur ist der Unterschied bei dem einen größer als bei dem anderen.

Digitized by Google

Je größer er ist, je schwächer also die Sekundärfunktion und je größer die Emotionalität eines Menschen ist, um so häufiger wird er etwas zu bereuen haben, und um so tiefer wird er das Bedürfnis empfinden, sein besseres Selbst gegenüber den wechselnden Begierden, Einfällen, Stimmungen, Versuchungen des Augenblicks zur dauernden Herrschaft zu verhelfen. Um aber dieses Ziel zu erreichen, muß schließlich nur Eine fundamentale Bedingung erfüllt sein: indem der Fehler daran liegt, daß nur die zurzeit im Bewußtsein gegenwärtigen Motive den Willensentschluß beeinflussen, ist dafür zu sorgen, daß bei jeder Entscheidung sämtliche, besonders auch die sittlichen Motive, im Bewußtsein gegenwärtig seien, und zwar in solcher Klarheit und Deutlichkeit, daß sie ihre volle Macht entfalten können. Und hierzu gibt es wieder nur Ein wirksames Mittel: die fehlende oder ungenügende Sekundärfunktion soll durch feste Assoziationen ersetzt oder ergänzt werden. Hierzu dienen aber recht eigentlich Grundsätze oder Lebensmaximen: ein für allemal festgelegte und gründlich einstudierte Regeln für das Handeln im allgemeinen oder unter bestimmten Umständen, welche schließlich zu Denkgewohnheiten werden und bei jeder vorkommenden Gelegenheit an die zu vermeidende Gefahr erinnern. Zum Unglück finden sich solche Grundsätze am wenigsten bei denjenigen, welche dieselben am meisten brauchen: nach der mehrfach erwähnten Enquete sind „Prinzipienmenschen" unter den Primärfunktionierenden nur mit 2,7%, unter den Sekundärfunktionierenden dagegen mit 11,2% vertreten. Dem entspricht es, daß die großen historischen Prinzipienmenschen (Kant, Franklin) fast ausnahmslos der zweiten Gruppe angehören, während ein übermäßig Primärfunktionierender wie Douwes Dekker von den Grundsätzen nichts anderes zu sagen weiß, als daß sie „niederträchtige Vorwände zur Pflichtverletzung" seien. Tatsächlich sind sie etwas mehr: unschätzbare Mittel, um sich in starken Stunden gegen die Versuchungen der schwachen Stunden zu bewaffnen. Dies kann dann in mehrfacher Weise geschehen. Die Grundsätze können zunächst bloß formaler Natur sein: der überwiegend Primärfunktionierende kann sich z. B. ein Prinzip daraus machen, keinen wichtigeren Entschluß zu fassen, ohne den Rat eines zuverlässigen Freundes einzuholen, oder ohne einige Tage zu warten

Digitized by Google

und vielleicht währenddessen (wie Franklin) alle ihm einfallenden Gründe für und wider gewissenhaft aufzuschreiben; der übermäßig Emotionelle kann sich daran gewöhnen, langsam und in ruhigem Tone zu reden, Ausdrucksbewegungen zu unterdrücken, damit das Gefühl einerseits durch die Rückwirkung des Ausdrucks nicht verstärkt, und andererseits durch die Ablenkung der Aufmerksamkeit auf den zu unterdrückenden Ausdruck abgeschwächt werde; der wenig Aktive kann es sich zum Gesetze machen, auch gleichgültige Arbeiten nicht aufzuschieben, und sich dadurch für wichtigere Angelegenheiten den Weg vom Gedanken bis zur Handlung abkürzen und erleichtern. Oder die Grundsätze können materialer Natur sein: man kann mit Rücksicht auf spezielle zu bekämpfende Fehler es sich zum Gesetze machen, die entsprechenden Motive, wenn sie sich dem Bewußtsein aufdrängen, nicht zum Zentrum der Aufmerksamkeit gelangen zu lassen, gleichsam über dieselben hinwegzuschauen, und sie dadurch allmählich ihres Übergewichtes berauben; man kann sich auch eine bestimmte Formel, etwa ein eindrucksvolles Wort, welches stets wieder an die moralische Verwerflichkeit oder an die bedenklichen Folgen jener Fehler erinnern soll, einprägen; oder man kann sich in die Denkungsart eines hochstehenden lebenden, historischen oder der Literatur entnommenen Menschen so vollständig hineinzuarbeiten versuchen, daß das Bild desselben, so oft es nötig ist, stets wieder seine anziehende Kraft gegenüber derjenigen der Versuchung betätigt. Und ganz besonders kann man sich bestreben, durch passende Regelung der äußeren Verhältnisse, des Verkehrs, der Lektüre, höhere Gefühle zu kultivieren und sich gefährlicher Motivvorstellungen zu entwöhnen. Gelingt es aber nicht so bald, solcher Motivvorstellungen überall Herr zu werden, so kann man sich zunächst vornehmen, ihnen wenigstens in den leichteren Fällen, bis zu einer bestimmten Grenze, unter keiner Bedingung Einfluß zu gestatten; um dann später, von dieser Stufe aus, sicherer eine höhere ersteigen zu können. Alle diese Mittel lassen sich ins Unbegrenzte variieren, und sind für jeden einzelnen Fall anders zu wählen; es kommt nur darauf an, daß man ernstlich will, und jeden günstigen Augenblick benutzt, um dem Ziele näher zu kommen. Vor allem soll man sich klarmachen, daß ein einmaliger Entschluß nicht genügt; daß vielmehr, je stärker der Einfluß des Augenblicks

Digitized by Google

überwiegt, um so fester auch die Grundsätze eingehammert werden müssen, um demselben die Stirn bieten zu können. Eben deshalb soll man sich auch durch einen ausbleibenden oder bloß partiellen Erfolg nicht entmutigen lassen; man soll sich sagen, daß, auch abgesehen vom Erfolg, der Kampf selbst, in welchem sich sittliche Neigungen betätigen, seinen eigenen Wert hat; daß dieser Kampf doch jedenfalls die Abstumpfung gegenüber der Sünde verhütet und das Ideal lebendig hält; endlich, daß jeder, auch der kleinste Schritt vorwärts, den folgenden Schritt leichter macht. Durch diese Mittel kann jeder, sofern er guten Willens ist, daran arbeiten, diesen guten Willen möglichst vollständig zur Äußerung zu bringen. Wer mit aufrichtigem Schmerze verzweifelt, zeigt eben dadurch, daß er keinen Grund und kein Recht hat zu verzweifeln, denn in dieser Verzweiflung zeigt sich der gute Wille, und dieser Wille läßt sich auch zu etwas Besserem verwenden.

Von der Erziehung anderer gilt insofern ein Gleiches wie von der Selbsterziehung, als auch hier die sittlichen Neigungen nicht neu geschaffen, sondern nur entwickelt und von Hemmungen befreit werden können. Der Unterschied liegt nur darin, daß dort, sofern Selbsterziehung gewollt wird, das Vorliegen sittlicher Neigungen und damit die Möglichkeit eines Erfolgs von vornherein feststeht, während hier, wo einer erziehen will und ein anderer erzogen werden soll, beides nur vermutet und erhofft werden kann. Doch ist dieser Unterschied praktisch nicht wesentlich, da doch, wie bereits früher bemerkt wurde, die sittlichen Neigungen wahrscheinlich bei keinem Menschen durchaus fehlen, und die Grenze, bis zu welcher dieselben sich entwickeln lassen, für keinen im voraus bestimmt werden kann. Es soll also auch hier überall die Möglichkeit, etwas zu erreichen, mit Vertrauen vorausgesetzt werden; und sogar an der Möglichkeit, viel zu erreichen, ist niemals zu verzweifeln. Die Faktoren, welche das Handeln bestimmen, sind ja überall so verwickelt und entziehen sich für einen so großen Teil unserer Kenntnisnahme, daß wir auch für den verhärtetsten Sünder die Annahme, daß seine Sünde schließlich auf Verblendung beruhen und durch passende Erziehung zu überwinden sein sollte, nicht als ganz ausgeschlossen betrachten dürfen.

Digitized by Google

Man soll eben den Versuch machen und das Resultat abwarten. Bei der Wahl der Mittel aber soll man sich stets vor Augen halten, daß es sich niemals darum handeln kann, ein Neues mitzuteilen, sondern nur darum, ein bereits Anwesendes, aber Unentwickeltes, Gehemmtes, Überwuchertes, zur vollen Entfaltung zu bringen.

Daraus folgt aber zuerst, daß sich mit abstrakten Lehren kaum jemals etwas erreichen läßt. Wo das sittliche Gefühl noch schläft, wird es niemals durch eine Abstraktion geweckt werden; der Zögling kann zwar auswendig lernen, daß man gewisse Handlungsweisen als „gut", „sittlich", „tugendhaft", andere als „schlecht", „unsittlich", „lasterhaft" zu bezeichnen pflegt: das bleiben aber, solange er bei solchen Handlungsweisen niemals eine besondere Regung in seinem Gemüte gespürt hat, für ihn bloße Namen, welche ihn sittlich nicht weiterbringen. Und auch die weitere Erfahrung, daß andere auf jene ersteren Handlungen mit freundlichen Worten und Belohnungen, auf diese letzteren mit bösen Worten und Strafen reagieren, würde an und für sich zwar Gefühle der Hoffnung und Furcht, nicht aber die eigentlichen sittlichen Wertgefühle erzeugen. Nur der einzelne, konkrete, lebenswarme Fall kann primär solche Wertgefühle hervorrufen; erst nachher, indem der abstrakte Begriff an solche Fälle erinnert, kann auch dieser eine abgeblaßte Gefühlsbetonung gewinnen. Vor allem ist also nötig, passendes Material zur Übung des vorauszusetzenden sittlichen Bewußtseins herbeizuschaffen, also dem Zögling viele sittlich bedeutsame Fälle erfahren zu lassen, und seine Aufmerksamkeit auf die sittliche Seite derselben hinzulenken. Letzteres aber wieder nicht so, daß die einzelnen Fälle zergliedert, das in jedem enthaltene sittliche Element herauspräpariert und mit anderen einem gemeinsamen Begriffe untergeordnet wird: damit würde man nur erreichen, daß das erwachende Gefühl für sittliche Werte geschwächt und durch die theoretische Schablone zurückgedrängt würde. Sondern das Ganze soll ganz gelassen werden und als Ganzes wirken; erst nachdem an solchen Ganzen das sittliche Fühlen und Wollen geübt und gefestet worden ist, darf die Analyse hinzutreten. Es ist damit wie auf theoretischem Gebiete: so wie die abstrahierende Naturlehre die Übung im Wahrnehmen, so setzt die abstrahierende Sittenlehre die Übung im

Digitized by Google

sittlichen Werten voraus. Das Material für diese wie für jene Übung liefert die Erfahrung; Aufgabe des Erziehers kann nur sein, den Blick in die geeignete Richtung zu lenken. Dafür stehen ihm aber verschiedene Mittel zur Verfügung.

Das wichtigste dieser Mittel ist wohl, durch die Einrichtung und Begründung des eigenen Handelns schon das Kind daran zu gewöhnen, ein objektives, alle Motive gleichmäßig berücksichtigendes Verhalten als etwas Selbstverständliches zu betrachten. Daß gute Beispiele mehr leisten als gute Lehren, wird zwar allgemein anerkannt; das gute Beispiel muß aber dem Kinde auch als solches verständlich gemacht werden, und eben hieran läßt man es häufig fehlen. Vielfach aus bloßen Bequemlichkeitsrücksichten, aber bisweilen auch aus vermeintlichen sittlichen oder Zweckmäßigkeitsgründen, glaubt man vom Kinde unbedingten Gehorsam fordern zu müssen; fragt es nach dem Warum irgend einer Handlung oder eines Gebotes, so wird darauf häufig genug einfach geantwortet: weil ich es so wünsche. Nun ist allerdings zuzugeben, daß Eltern und Erzieher schwerlich überall, wo das Kind die Frage nach dem Warum erhebt, darauf eingehen können, einmal schon deshalb, weil sie nicht Zeit dazu haben, und zweitens, weil das Kind oft den Grund noch nicht würde verstehen können. Aber es ist etwas anderes, dem Kinde Mäßigung im Fragen und Genügsamkeit in bezug auf die Antworten einzuprägen — etwas anderes, es zu lehren, den Willen des Erziehers als letzten Grund für sein Handeln anzuerkennen. Das erste gehört zur sittlichen Erziehung: das Kind kann und soll schon früh einsehen, daß es ebensowenig andere in ihren Beschäftigungen stören darf, wie es selbst bei seinem Spiele gestört zu werden wünscht; und es sollte über die Bereitwilligkeit der Eltern zum Antworten und über ihre Glaubwürdigkeit genug Erfahrungen gemacht haben, um sich dabei zu beruhigen, wenn sie ihm für die gefragte Aufklärung einmal auf später verweisen. Das zweite dagegen, die Gewöhnung an den Gehorsam ohne weiteren Grund, halte ich für eine der bedenklichsten Ursachen sittlicher Verbildung. Das Kind soll von frühester Jugend an mit einer unpersönlichen Betrachtung der Dinge vertraut gemacht werden, die Besprechungen und Erklärungen der Eltern sollen stets darauf gerichtet sein, ihm merken zu lassen, daß ihre Handlungen nicht

Digitized by Google

in ihrer Willkür, sondern im objektiven Sachverhalt begründet sind. Allerdings denken viele darüber anders: der blinde Gehorsam, meinen sie, gewöhne das Kind daran, seine Neigungen und Impulse zu beherrschen; oder auch: dieser blinde Gehorsam sei die Vorschule späterer einsichtiger Unterordnung unter das Sittengesetz. Ich antworte, daß für das Zustandekommen jener Gewöhnung nur Gehorsam, nicht aber blinder Gehorsam erforderlich ist; was aber die Unterordnung unter das Sittengesetz betrifft, so kann es dafür keine schlechtere Vorschule geben, als der unverstandene Zwang. Das Kind, welches in seiner Jugend gelernt hat, sich vor der Macht als solcher zu beugen, wird zeitlebens etwas von dem „Sklavensinn" beibehalten, welchen nach Schillers Wort „des Gesetzes Strenge bindet", statt daß es dieses Gesetz als den Ausdruck seines eigenen tiefsten Wertens anerkännte. Dagegen ist das Allerbeste, was Kinder aus dem Elternhause mitnehmen können, die zur zweiten Natur gewordene Gewohnheit, jede fremde oder eigene Handlung oder Handlungsmöglichkeit gleichsam instinktiv aus einem objektiven Standpunkte zu betrachten und zu beurteilen. Um diese Gewohnheit zu festigen, brauchte eigentlich über gut und böse nicht ein einziges Mal gesprochen zu werden; es würde dazu genügen, daß man jede praktische Frage, welche in der Gegenwart der Kinder erörtert wird, stets wieder unter gleichmäßiger Berücksichtigung sämtlicher dabei in Betracht kommender Interessen erörterte und zu entscheiden versuchte. Und wenn das Kind intellektuell und moralisch normal beanlagt ist, so wird dies auch genügen, um demselben den höheren Wert der objektiven gegenüber der persönlichen Betrachtung ein für allemal klar und deutlich empfinden zu lassen.

Neben diesem wichtigsten Mittel gibt es nun aber noch andere, welche besonders dann Anwendung verdienen, wenn die sittliche Entwicklung etwas zu langsam vonstatten geht oder durch starke egoistische Neigungen gehemmt wird. In diesen Fällen kommt es im wesentlichen darauf an, dem Zögling nicht nur die Gewohnheit beizubringen, an die objektive Betrachtung zu denken, sondern auch die andere, auf dieselbe mit entschiedenen Wertgefühlen zu reagieren. Auch hier gilt nun wieder, daß diese Wertgefühle nicht von außen eingegossen, sondern nur im eigenen Inneren des Zöglings ausgelöst und von Hemmungen

Digitized by Google

freigemacht werden können; der Erzieher hat nur die Aufgabe, günstige Bedingungen für diese Auslösung und Freimachung herbeizuschaffen. Demnach ist auch hier vor übereiltem Eingreifen nachdrücklich zu warnen. Wenn der Erzieher, ehe das Kind selbst sittlich zu reagieren gelernt hat, ihm sittliche Wertungen beizubringen sucht, so entstehen Kunstprodukte, auswendig gelernte Formeln, und die Entwicklung des natürlichen sittlichen Gefühls wird gehemmt statt gefördert. Dagegen ist für die Entwicklung des natürlichen sittlichen Gefühls nötig, daß es, wo die alltäglichen Fälle nicht genügen, durch besonders ausgesuchte, sehr eindrucksvolle Fälle zur Wirksamkeit gereizt wird. Solche Fälle, dem Leben, der Geschichte oder dem Gebiete der Fiktion entnommen und dem Verständnis des Kindes angepaßt, sind in Erzählung oder Lektüre, jedoch ohne etwas von der Absicht merken zu lassen, häufig vorzulegen; der Erzieher hat die sittliche Reaktion abzuwarten, und, wenn sie sich äußert, ihr beizustimmen, ohne im einzelnen sie zu bekritteln. Ganz besonders soll er sich davor hüten, durch Kritik aus anderen Gesichtspunkten die Aufmerksamkeit von den eben entdeckten sittlichen Werten abzulenken; wenn ein Knabe sich etwa für den Großmut des Helden eines Indianer- oder Räuberromans begeistert, so soll der Erzieher alles, was er über Unwahrscheinlichkeiten, Übertreibungen, ästhetische Mängel, sogar über ethische Bedenklichkeiten zu sagen hätte, zunächst für sich behalten, sich einfach mitbegeistern, und höchstens das sittlich wirklich Wertvolle besonders betonen. Später kommt dann schon die Zeit, wo auch in weniger ausgeprägten Fällen sittliche Werte erkannt, und in einer Handlung Gutes und weniger Gutes unterschieden und gegeneinander abgewogen werden können. — Noch weit wichtiger als solche indirekt gegebene, aus gehörten oder gegebenen Worten rekonstruierte Fälle sind selbstverständlich die eigenen Erlebnisse des Kindes; an diese pflegen sich auch die ersten und heftigsten Äußerungen seines sittlichen Gefühls anzuknüpfen. Die meisten Kinder zeigen schon früh ein entschiedenes Gefühl für Recht und Unrecht; sie reagieren durchaus verschieden auf eine bloße Unannehmlichkeit, welche sie zu erleiden haben, und auf ein Unrecht, welches ihnen zugefügt worden ist. Auch hier hat nun wieder der Erzieher dafür zu sorgen, daß solche Erfahrungen

Digitized by Google

für die Verstärkung und Läuterung des sittlichen Gefühls aus genutzt werden. Wenn ein Kind ein Unrecht erlitten hat und sich darüber beklagt, so wäre es durchaus verfehlt, es in diesem Augenblicke durch die Erinnerung an ein früher von ihm selbst begangenes Unrecht besänftigen und demütigen zu wollen; vielmehr soll man ihm entschieden beistimmen, und dann später das an solchen Fällen geübte Rechtsgefühl des Kindes in den Dienst seiner Selbstkritik stellen. Überhaupt sollen die Reaktionen des aufkeimenden sittlichen Bewußtseins niemals zurückgedrängt, noch weniger verspottet, sondern stets ernst genommen, auf ihren richtigen Kern zurückgeführt, und nur, wo dieser ganz zu fehlen scheint, korrigiert werden. Und auch sonst soll das Kind über sittliche Fragen stets nur mit Ernst reden hören; es soll herausfühlen, daß diese Fragen auch für die Erwachsenen die allerwichtigsten sind, welche es gibt. Auf diese Weise, aber auch nur auf diese Weise kann die Erziehung dazu mitwirken, daß sich die sittlichen Unterscheidungen für das Kind zu einem lebendigen Besitze gestalten.

Noch ein letztes wäre hinzuzufügen. Für die meisten Jünglinge und für stets mehr junge Mädchen kommt eine Zeit, wo alles bisher Gelernte fraglich wird, wo sie durch eigene Augen sehen und auf eigene Faust handeln wollen. Diese Zeit ist in hohem Grade gefährlich für jede heteronome Moral. Nicht nur, und nicht am meisten, für die religiöse, welche für die Begründung des sittlichen Handelns auf Gott und Jenseits verweist: diese behält für empfängliche Gemüter genug des Anziehenden und des Imponierenden übrig. Sondern weit mehr für jene Moral, welche in irgendwelcher, gröberer oder feinerer Weise mit dem „wohlverstandenen Interesse" arbeitet. Wer, wie so mancher Ethiker, dem heißblütigen, kraftstrotzenden Jüngling nichts anderes zu sagen hat, als daß doch schließlich jeder Mensch die anderen braucht, ohne ihre Mitwirkung seine Ziele nicht erreichen und ohne ihre Sympathie nicht glücklich sein kann, — der erreicht genau das Umgekehrte desjenigen, was er erreichen will: er läßt die Tugend, welche er predigt, als verächtliche Schwäche, den Egoismus, den er bekämpft, als heroische Größe erscheinen. Und er bereitet den Boden für die Moral des Einzigen und des Übermenschen. Statt dessen kann und soll gezeigt werden, daß die Tugend keine demütigende Abhängigkeit gegenüber der Ge-

Digitized by Google

sellschaft, sondern umgekehrt eine unbegrenzte Kraftäußerung ein stets weitere Kreise ziehendes Umschaffen der Welt nach eigenen Idealen bedeutet, während dagegen im Egoismus ein schmachvolles Sichbescheiden auf engste Ziele, eine banausische Kleinlichkeit und Beschränktheit der Interessen zutage tritt. So wie der Arme den Luxus des Gebens dem Reichen zu überlassen hat, so wird auch nur der Schwache seine Kräfte für die Befriedigung eigener Bedürfnisse zu sparen nötig haben; dem Starken dagegen steht es zu, sich für seine Arbeit ein weiteres Feld abzustecken und die von ihm anerkannten Werte in dem ganzen Umkreis desselben zu verwirklichen. Wer in seiner Jugend aus diesem Gesichtspunkte die Sittlichkeit zu betrachten gelernt hat, wird daran sicher nicht genug haben, um seine egoistischen Neigungen zu besiegen, er wird sich aber niemals mehr einbilden, durch die ungehemmte Betätigung derselben etwas Großes zu leisten.

Digitized by Google

32. Die Selbsterziehung der Menschheit. Die Erziehung des Individuums durch andere und durch sich selbst hat ihre natürlichen Grenzen in den Anlagen desselben. Intellektuelle Defekte und bedenkliche Temperamentseigenschaften lassen sich durch Erziehung teilweise unschädlich machen, aber nicht aufheben; die unsittlichen Motive können durch verschiedene Mittel zurückgedrängt und die sittlichen von Hemmungen freigemacht werden, aber von den letzten Gesetzen ihrer Wirksamkeit, von den fundamentalen Neigungen, sehen wir nicht ein, wie wir denselben durch Erziehung beikommen könnten. Und so würde denn, wenn wir bloß das Individuum ins Auge fassen, zwar von einem Fortschritt im sittlichen Handeln, kaum aber von einem solchen in den tiefsten Grundlagen dieses Handelns, im Charakter, die Rede sein können.

Über dem Individuum steht aber die Menschheit. Und diese Menschheit verfügt über ganz andere Mittel als das Individuum, um von Grund aus, sei es auch nur Schritt für Schritt, das Niveau ihrer Sittlichkeit zu erhöhen. Sie kann nicht nur das Handeln, sondern auch die Gesinnung, nicht nur die Zufuhr von Motiven, sondern auch die relative Empfänglichkeit für diese Motive, das Stärkeverhältnis der Neigungen, beeinflussen und auf die Dauer umschaffen. Alle Mittel aber, welche sie zu diesem Zwecke anwenden kann und auch bereits von den frühesten Zeiten an angewendet hat, lassen sich schließlich einem Begriffe unterordnen: demjenigen der Selektion.

Daß nur diese Selektion, die Auslese der sittlich Besten für die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts, eine wirkliche, dauernde und regelmäßig fortschreitende Hebung der Grundlagen unserer Sittlichkeit zustande zu bringen vermag, erscheint wohl als sicher. Wie der einzelne, mögen auch ganze Völker oder Zeiten durch einen mächtigen Eindruck, etwa durch die Predigung eines Peter von Amiens oder eines Savonarola, hingerissen werden und die Alltagsmotive aus den Augen verlieren, doch der Rausch verfliegt und man findet sich zu seinem Erstaunen eben dort zurück, wo man früher stand. Umgekehrt mag eine Zeit die materiellen Interessen nach oben bringen und

Digitized by Google

ihren Angehörigen vergessen machen, daß sie Ideale im Busen tragen, es kommt aber eine neue Generation, in welcher sich diese Ideale in neuen Formen und mit neuer Kraft wieder Bahn brechen. Auch die Menschheit hat ihre Stunden der Erhebung und der Verflächung, der Erweiterung und der Verengerung, der Selbstvergessenheit und des selbstischen Strebens; aber diese Stunden gehen, wie beim Individuum, vorüber. Wirklich besser, sittlicher werden kann die Menschheit nur dadurch, daß in neuen Generationen ihre besseren Elemente fortleben, die schlechten dagegen ausgemerzt werden. Und dies bedeutet: daß die besseren Elemente jeder Generationen sich in stärkerem Maße als die schlechteren an der Fortpflanzung des Geschlechts beteiligen. Dürfen wir annehmen, daß es sich so verhält? Gibt es wirklich eine sittliche Selektion?

Man pflegt zwischen natürlicher und künstlicher, und innerhalb der ersteren wieder zwischen natürlicher i. e. S. und geschlechtlicher Selektion zu unterscheiden. Wir wollen nachsehen, was von jedem dieser drei Faktoren für den Fortschritt der Sittlichkeit zu erwarten ist.

Fassen wir zuerst die natürliche Selektion i. e. S. ins Auge. Der Kampf ums Dasein offenbart sich in der menschlichen Gesellschaft, besonders auf höherer Kulturstufe, hauptsächlich in zwei Formen: im Kriege und im ökonomischen Wettkampf, und diesen beiden hat man in der Tat eine selektorische Wirkung, auch auf sittlichem Gebiete, beimessen wollen. Ob mit Recht, scheint fraglich. Was zuerst den Krieg betrifft, ist allerdings zuzugeben, daß ein Volk, in welchem jeder nur sein eigenes Wohl sucht, schlechte Chancen hat gegenüber einem anderen, welches ein opferfreudiger Patriotismus beseelt; dem steht aber gegenüber, daß innerhalb jedes Volkes eben die Opferfreudigen ihr Leben im Kampfe wagen, während die klugen Egoisten stets darauf bedacht sind, mit heiler Haut davonzukommen. Und außerdem hängt der Ausfall eines modernen Krieges in stets höherem Maße von Umständen ab, welche mit dem Sittlichkeitsniveau nichts zu schaffen haben, wie Bevölkerungszahl, Reichtum, Bewaffnung, Maß der Intelligenz usw. Daß nach beendigtem Kriege die sittlichen Eigenschaften bei den beiden Völkern zusammen prozentuarisch stärker vertreten sein werden als vorher,

Digitized by Google

läßt sich demnach kaum wahrscheinlich machen. Nicht viel anders verhält es sich mit dem ökonomischen Wettkampf. Allerdings mag in einer Gesellschaft, welche alle offenbar gewordene Unehrlichkeit bestraft oder tadelt, das Sprichwort: ehrlich währt am längsten, sich häufig bestätigen; aber auch innerhalb der Grenzen des gesetzlich und gesellschaftlich Erlaubten stehen dem Unehrlichen zahlreiche Mittel zu Gebote, welche der Ehrliche nicht anwenden mag; kaum wird man behaupten wollen, daß diejenigen, welche sich durchschlagen und ihr Glück machen, durchschnittlich ehrlicher sind als die anderen, welche sich nicht oder kaum aufrecht erhalten. Dagegen ist allerdings zuzugeben, daß der ökonomische Wettkampf gewisse Eigenschaften fördert, welche, an und für sich sittlich indifferent, dennoch nach vorhergehendem (§ 29) das sittliche Handeln begünstigen, wie Aktivität und Sekundärfunktion. Die Aktiven und die Besonnenen werden überall mehr Aussicht haben, Familien zu gründen und Nachkommenschaft zu erzielen, als die Faulen und die Augenblicksmenschen; dadurch werden aber diese letzteren Eigenschaften allmählich seltener werden, und die Gefahren, welche sie für das sittliche Handeln mit sich führen, sich verringern. Und in der Tat dürfte nirgends der Vorrang des Kulturmenschen gegenüber dem Naturmenschen deutlicher hervortreten, als in bezug auf stetige Aktivität und Sekundärfunktion. Alles in allem ist demnach zu schließen, daß die ökonomische Selektion den sittlichen Wert einer Gesellschaft kaum erhöhen wird, wohl aber die Tendenz hat, denselben stets vollständiger zur Offenbarung zu bringen.

Was zweitens die künstliche Selektion anbelangt, wäre zunächst zu bemerken, daß überall und immer die Kriminaljustiz darauf hingewirkt hat, unsittliche Elemente aus der Gesellschaft zu eliminieren. Die grausamen Strafen früherer Zeiten mögen uns mit Recht empören, sie mögen auch vielfach nicht diejenigen getroffen haben, welche sie am meisten verdienten, durchschnittlich waren es doch sicher die schlechteren Elemente, welche sie für längere Zeit oder auf immer verhinderten, sich an der Fortpflanzung des Geschlechts zu beteiligen. Es erscheint kaum als fraglich, daß unsere Zeit, welche die Todesstrafe kaum mehr kennt und die Freiheitsstrafen stets mehr verkürzt, dringend anderer Maßnahmen bedarf, um wenigstens von den schlimmsten

Digitized by Google

sittlichen Defekten sich zu reinigen. Wenn jetzt nach Pearson[1]) die mittlere Kinderzahl in Verbrecherfamilien 6,6, bei Normalen dagegen nur 5,5 beträgt, so bedeutet das eine wesentliche Gefahr für das sittliche Niveau der Gesellschaft, welcher dieselbe nicht nur und nicht an erster Stelle aus praktischen, sondern vor allem aus ethischen Gesichtspunkten mit allen Mitteln steuern soll. Genau so wie das Individuum, hat auch die Gesellschaft die Berechtigung und die Verpflichtung, die in ihr sich betätigenden unsittlichen Neigungen mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen. Die Unsittlichkeit als solche hat keine Rechte (S. 250); sie hat am allerwenigsten das Recht, in der Zukunft fortzuexistieren. Durch welche Mittel (Eheverbot, dauernde Absonderung, Sterilisation, Todesstrafe) die Gesellschaft ihre Fortexistenz verhindern soll, ist eine Frage praktischer Politik, mit welcher wir uns hier nicht zu beschäftigen haben; es kommt nur darauf an einzusehen, daß solche Mittel nötig, sittlich erlaubt und sittlich geboten sind. Auch dringt diese Einsicht stets mehr durch, und wird sie stets mehr durchdringen, je mehr die Kenntnis der Tatsachen der psychischen Vererbung sich bestätigt und verbreitet. Und so dürfen wir denn hoffen, daß auch in der Zukunft, und zwar in mehr bewußter und sachverständiger Weise als in der Vergangenheit, die Kriminaljustiz dazu mitwirken wird, die Elimination der schlechtesten und die Auslese der besseren Elemente zu bewerkstelligen.

Weit mehr als die natürliche Selektion i. e. S. und die künstliche scheint aber die geschlechtliche Selektion dazu angetan, eine wirkliche, stetig fortschreitende, unbegrenzte Aussichten eröffnende Hebung der Sittlichkeit zustande zu bringen. Denn wie ich an anderer Stelle[2]) sagte, „es ist nun einmal so, daß alle, auch die Bösen, vom Guten angezogen werden; ceteris paribus wird also die Ehewahl sich eher auf sittlich Höherstehende, als auf sittlich Niedrigerstehende richten; ceteris paribus werden also die ersteren eine größere Chance haben als die letzteren, sich an der Fortpflanzung des Geschlechts zu beteiligen; und da die größere Chance sich auf die Dauer auch öfter verwirklicht, ist damit eine Kraft gegeben, die, von störenden Um-

[1]) Pearson, The Problem of Practical Eugenics, London 1912, S. 26.

[2]) Das künftige Jahrhundert der Psychologie, übersetzt von H. Pol, Leipzig 1911, S. 43—44.

Digitized by Google

ständen abgesehen, notwendig eine allmähliche Erhöhung des sittlichen Niveaus der Menschheit zustande bringen muß". Sicher ist die Anziehung, welche die Geschlechter zusammenführt, kein Ergebnis ruhiger und wohlüberlegter Wertung, und soll sie es auch nicht sein; aber auch der unüberlegten, plötzlich auflodernden oder allmählich sich entwickelnden Liebe liegt doch die wirkliche oder vermeintliche Erkenntnis innerer und äußerer Vorzüge im geliebten Gegenstande zugrunde. Sicher spielen dabei äußere Vorzüge: Schönheit, Anmut, Liebenswürdigkeit, manchmal eine überwiegende Rolle; aber auch das Wohlgefallen an diesen wird zum größeren Teil dadurch bedingt, daß wertvolle innere Eigenschaften darin zum Ausdruck gelangen. Sicher sind alle diese Eindrücke in hohem Grade fehlbar; aber sie beruhen doch sämtlich auf der Nachwirkung zahlreicher Erfahrungen, und so müßte es denn wohl sonderbar zugehen, wenn sie nicht durchschnittlich häufiger das Richtige als das Falsche treffen sollten. Sicher endlich beeinflussen neben den erwähnten Faktoren noch viele andere, wie Reichtum, Stand, soziale Stellung, die Ehewahl; wie überall, werden aber auch hier diese störenden Umstände zwar im Einzelfall, nicht aber in der Gesamtheit der Fälle die Wirkung jener anderen aufheben können. Wie im Physischen muß auch im Psychischen jede in einer bestimmten Richtung wirkende Kraft, so schwach sie auch im Vergleiche mit anderen Kräften sein mag, im Durchschnitt eine Verschiebung nach dieser Richtung zustande bringen; auch das geringste Gewicht, welches sittliche Vorzüge bei der Ehewahl in die Schale werfen, würde genügen, um die Wage etwas häufiger nach dieser als nach der entgegengesetzten Seite ausschlagen zu lassen. Alles in allem steht demnach zu erwarten, daß die geschlechtliche Selektion für den sittlichen Fortschritt der Menschheit keineswegs ohne Bedeutung sein wird; und die einzige zurzeit über diesen Gegenstand vorliegende Untersuchung[1]) bestätigt diese Erwartung in geradezu überraschendem Maße. Wenn nämlich von den Personen, über welche die bereits mehrfach erwähnte Enquete Charakterbeschreibungen geliefert hat, die Verheirateten und die (durchschnittlich gleichaltrigen) Unverheirateten voneinander gesondert und in bezug auf die untersuchten Eigen-

[1]) Heymans und Wiersma, Beiträge zur speziellen Psychologie, 9: Die selektorische Wirkung der Ehe, Zeitschr. für Psychologie Bd. 62, S. 1—59.

Digitized by Google

schaften miteinander verglichen werden, so ergibt sich, daß die ersteren an Aktivität, Intellekt, Talenten, aber auch an Sittlichkeit, überall die letzteren sehr merklich überragen. Was insbesondere die sittlichen Eigenschaften anbelangt, verhalten sich die Prozentzahlen bei Unverheirateten und Verheirateten wie folgt:

für Mitleid	1 : 1,08
„ Toleranz	1 : 1,10
„ Übereinstimmung zwischen Denken und Handeln	1 : 1,21
„ Sittsamkeit	1 : 1,28
„ Unzufriedenheit mit sich selbst	1 : 1,13
„ Wahrhaftigkeit	1 : 1,08
„ Zuverlässigkeit	1 : 1,10
„ Pünktlichkeit	1 : 1,07

Und umgekehrt für die unsittlichen Eigenschaften:

für Egoismus	1 : 0,88
„ Intoleranz	1 : 0,77
„ Widerspruch zwischen Denken und Handeln	1 : 0,66
„ Ausschweifung	1 : 0,50
„ Selbstzufriedenheit	1 : 0,96
„ Lüge	1 : 0,48
„ Unzuverlässigkeit	1 : 0,87
„ Unpünktlichkeit	1 : 0,90

Diese Zahlen bedürfen kaum eines Kommentars; nur wäre noch hinzuzufügen, daß, mit Rücksicht auf das Maß der Erblichkeit, welches eine frühere Untersuchung[1]) für die nämlichen Eigenschaften ans Licht gefördert hat, aus denselben auf eine Zunahme sittlich wertvoller und eine Abnahme sittlich verwerflicher Eigenschaften von 1 bis 1,5% pro Generation geschlossen werden kann.

Das scheint vielleicht nicht viel. Es ist aber zu bedenken, daß wir es hier aller Wahrscheinlichkeit nach mit einer stetig wirksamen, niemals aussetzenden Kraft zu tun haben, und daß diese Kraft sich mit jedem erreichten Resultat verstärkt, also gleichsam Zinsen auf Zinsen trägt. Und sodann, daß auch die Motive, welche diese Kraft in Wirksamkeit versetzen, vermutlich im Laufe der Zeit stets mehr sowohl an Ge-

[1]) Heymans und Wiersma, Beiträge zur speziellen Psychologie, 2: Geschlechtsanlage und Erblichkeit, Zeitschr. für Psychologie Bd. 43, S. 321—373.

Digitized by Google

wicht wie an Klarheit gewinnen werden. Je mehr wir uns einer gesellschaftlichen Ordnung annähern, welche den Wert der Person gegenüber zufälligen Standes- und Vermögensunterschieden hervortreten läßt; je freier, je natürlicher und je vielseitiger sich der Verkehr zwischen jungen Männern und jungen Frauen gestaltet; je besser endlich die Fortschritte der Psychologie künftige Geschlechter befähigen, den Wert oder Unwert eines Charakters schnell und sicher zu schätzen, um so häufiger wird die Ehewahl im Sinne einer sittlichen Auslese stattfinden, und um so schneller und regelmäßiger wird die Menschheit vorwärts schreiten auf dem Wege zum sittlichen Ideal.

Von einem höheren, metaphysischen Standpunkte gesehen, stellt sich diese Entwicklung dar als eine Selbsterziehung der Menschheit. Nicht von außen, nicht durch blinde Naturkräfte, und ebensowenig durch einen außerweltlichen Gott wird diese Menschheit auf ihrer Bahn vorwärtsgeschoben; sondern in ihr selbst leben, durch ihre eigene Arbeit erstarken die Kräfte, welche sie dereinst vom Bösen erlösen sollen. So wie das Individuum, ist auch die Menschheit für die Bekämpfung der in ihr waltenden unsittlichen Neigungen auf die in ihr waltenden sittlichen Neigungen angewiesen; so wie dort, können auch hier äußere Hilfen vielleicht die Arbeit erleichtern, auf keinen Fall aber dieselbe übernehmen. Der endgültige Sieg der guten über die bösen Neigungen ist das höchste für uns erkennbare Ziel der individuellen wie der Weltgeschichte. Das Gottesreich wird, wenn es einmal auf Erden sich verwirklicht, das Werk des Menschen sein.

Digitized by Google

Register.

Ästhetik 4—5.
Ästhetische Theorien 231—235.
Altruismus 262.
Apriorität 26, 222—223.
Aristoteles 61, 232.
Assoziationspsychologie 24—27, 102, 104.
Aufrichtigkeit 245.
Autonomie-Heteronomie 10, 226—227.

Becher 224.
Bedingungen des sittlichen Urteils 65—81.
Bosheit 261—262.

Charakter 42—44, 108—110.

Dankbarkeit 173, 219, 248—249.
Determinismus und Indeterminismus 82—126.
Differenzen in der sittlichen Beurteilung 18—24, 177—178.
Dogmatismus, Doktrinarismus 270 bis 271.
Dualismus 104—106.

Ehrlichkeit 245.
„Eigentliches" und „uneigentliches" Wollen 112—122.
Entwicklungslehre 102, 104.
Erblichkeit 122—126, 320.
Erfolgsethik 153—220.
Ethik 1—3.
Ethische doppelte Wägung 299—300.
Ethisehe Rangordnung der Neigungen 146—151.
Ethische Substitutionswägung 287.
Ethnologie 23—24, 143—146.

Fatalismus 105.

Gedanken- oder Phantasieexperiment 298—301.
Gegenstand des sittlichen Urteils 34 bis 37, 45—56, 80—81.
Gehorsam 310—311.
Gerechtigkeit 173—176.
— austeilende 175—176, 201—203, 250.
— vergeltende 175, 203—207, 251—258.
Gesinnungsethik 153, 221—268.
Gewissen 294—301.
Grundsätze 306—308.

Hass 261—262.
Hensel 231, 262.
Höflichkeitsformeln 176, 209—210, 245.
Höhere und niedere Lustarten 155 bis 156, 197—200, 262—263.

Individualistischer ethischer Hedonismus 157—168.
Inhalt des sittlichen Urteils 33—34.
Innerer Kampf 131—137.
Intellektuelle Faktoren im Handeln 275—280.
Intuitivistische Hypothesen 153, 221 bis 268.

Kant 10, 26—27, 30, 56, 127—129, 225—227.
Kapitalbildung 175, 218—219.
Keuschheit 177, 216—217, 263—265.
Kurella 240.

Lipps 124, 190, 239, 252.
Lob und Tadel 179—180, 183—184, 188—195.
Logik 4—5, 19—22.
Logische Theorie 235—239.

Martineau 106—110, 129—137, 146 bis 151, 186, 211.
Mäßigkeit 265—266.
Materialismus 105—106.
Menschenliebe 171—176, 197—208, 245—262.
Methode der Ethik 3—32.
—, empirisch-analytische 3—7, 18—32, 141—146, 151—152, 185, 220—223, 267.

Digitized by Google

Methode, genetische 25—26.
—, kritizistische 10—18.
—, philosophisch-naturwissenschaftliche 9—10.
—, quantitative 196.
—, theologische 7—9.
Milde 256—258.
Mill (James) 192—193.
Mill (John Stuart) 57—64, 154 bis 156, 161—164.
Moralische Anästhesie 79—80.
Moralische Hypochondrie 231.
Moralisch-legal 56.
Motive 39—40, 106—108.
Münsterberg 24, 27.
Müssen-können 97.

Neigungen 39—40, 108—112, 126—137.
Normen 27—29.
Not 172—173, 218, 249.
—, selbstverschuldete 172—173, 218, 219.
Notwendigkeit-Möglichkeit 97.

Objektivitätstheorie 238—265.

Patriotismus 246—248.
Paulsen 2, 49—53.
Pflicht 16—18, 127—129.
Pflichten gegen sich selbst 266.
Pflichten gegen Tiere 207—208, 251.
Pflichttheorie 223—231.
Phantasieleben 200—201.
Praktische Vernunft 240.
Primär-Sekundärfunktion 281.
Psychischer Monismus 125.
Psychologischer Hedonismus 56—65, 154—156, 157.
Pünktlichkeit 174—175, 244—245.

Rache 252—255.
Ritterlichkeit 249.

Sanftmut 256—258.
Schöne Seele 233.
Sein-sollen 9—10, 169, 238.
Selbstbeherrschung 13—14, 160—161.
Selbstbestimmung 94—95.
Selbsterziehung 303—308.
Selbsterziehung der Menschheit 315 bis 321.
Selektion, sittliche 315—321.
—, natürliche 316—317.
—, geschlechtliche 318—321.
—, künstliche 317—318.
Sexuelle Perversitäten 216—217, 265.
Sicherheitsmaßregeln 256.
Sidgwick 62, 170—178, 183.
Simmel 26, 135—136, 189, 240—241.
Sittliche Erziehung 308—314.
Sokrates 157—159.
Souveränität des Ichs und des Augenblicks 240—241.
Strafjustiz 255, 317—318.

Teleologische Hypothesen 153—221.
Temperamentsfehler im Handeln 280 bis 290.
Theoretische und praktische Blickweite 243, 258—260.
Tugenden und Laster 138—146.

Umkehrungen zum Guten oder Bösen 90—91.
Universalismus 262.
Universalistischer ethischer Hedonismus 168—221.
Unparteilichkeit 249.
Utilismus 168—221.

Verdienst 129—137.
Verwandten- und Freundesliebe 172, 219, 246—248.
Verzeihende Liebe 256—258.

Wahlfreiheit 95—97.
Wahrhaftigkeit 176—177, 208—215, 237, 243—245.
Westermarck 165.
„Willensfreiheit" 82—84, 97.
Willenshandlung 38, 40—45.
Windelband 12—18, 25, 32.
Wollaston 234—236.
Wunsch 42.
Wunschlosigkeit 60—61.

Zölibat 216—217, 265.
Zurechnungsfähigkeit 66—81.
Zuverlässigkeit 174—175, 245.

Digitized by Google